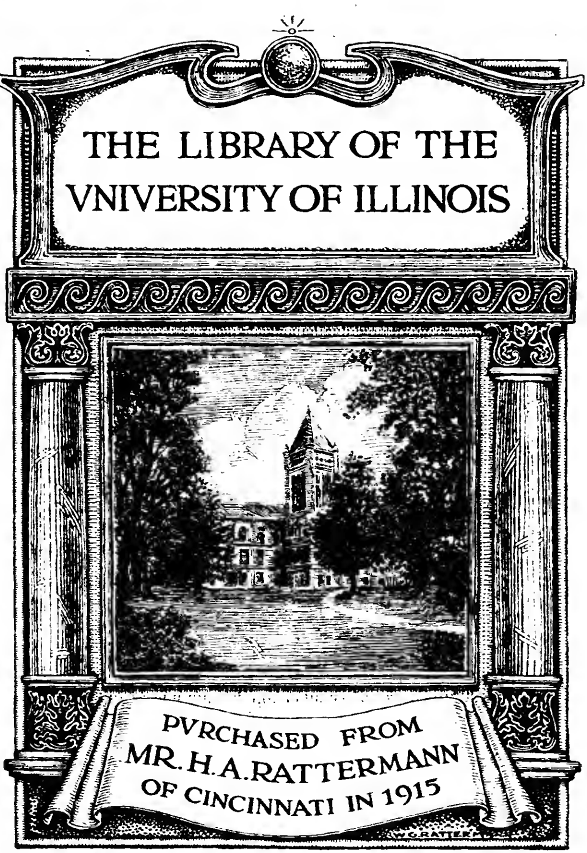
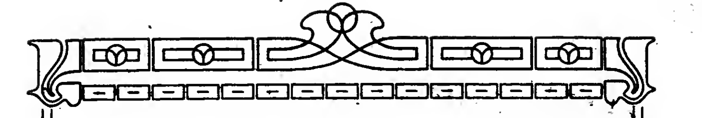

Hümmlinger Skizzen
von
Albert Trautmann



zu Ostern 1812 [illegible]
Clemens [illegible]
Lehrer in [illegible]

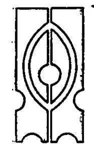




Hümmlinger Skizzen.

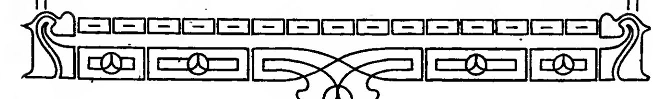
Von

Albert Trautmann.



Lingen 1910.

Verlag und Druck von R. van Acken.







I.

Kirmes.

Das ganze Dorf ist gesäubert und geputzt Die Häuser an der Hauptstraße sehen geradezu verjüngt aus. Die Fenster derselben, von innen und außen gewaschen, erglänzen wie in frischester Jugend. Vor einigen, offenbar in der „besten Stube", ·sind neue Gardinen aufgesteckt. Ströme von Wasser haben das Haus durchflutet, alles riecht nach Soda und grüner Seife. Das Gras in der Pflasterung vor der Haustür ist ausgerodet, sogar der Düngerhaufen vor der „Falltür" ordentlich aufgepackt und mit einer Lage Sand bedeckt. Nun ist Sonntag und nun ist Kirmes. Auf dem Marktplatze stehen die Verkaufsbuden in Reih und Glied, vor den Haustüren Lücken freilassend zur Passage. In der Nähe der Wirtschaft „Zur schönen Helene", wo getanzt werden soll, haben Spielbuden, Panorama, Schaukel nnd Karoussel aufgebaut. Es ist noch früh am Tage. Die Budenbesitzer sind beschäftigt, ihre Waren auszupacken und möglichst verlockend aufzustellen, umlagert von Dorfkindern, welche mit Staunen und verlangenden Augen die Herrlichkeiten betrachten, die den Kisten entnommen werden. „Heinrich, ull kiek doch is, dei Puppe! Wat schull dei wna

kosten?" fragt ein dralles Mädchen mit lockigem Flachshaar und hochroten Pausbäckchen. „Gänz egaol", meint der ältere Bruder, „dei krigst du doch nich." Es sind armer Leute Kinder. „Du Claos", ruft ein strammer Bengel, dessen Hosenboden auf ganz gewaltige, ja geradezu unnatürliche Vergrößerung seines Inhaltes berechnet und angelegt ist, „du Claos, use Ohm häf seggt, van Naomiddäg kam ick up dei Mallmaöhle." „Dat's noch nix, use Papa segg, wenn't nich so väle Geld kostede, dänn sull ick den gänzen Dag up dei Mallmaöhle." — „Häst du wall seihn, daor ächter is 'ne Telte, daor bünt Aopen und Bären in, so groot, as use Pärd." — „Du lüggst, Gerd!" „Wat? ick leige? — Wenn du dat noch maol seggst, dänn kriegst de wat," —

Die ersten Töne der großen Glocke, welche zum Hochamt ruft, treiben die Kinder auseinander und verhüten für diesmal Rauferei und Tränen. Die Straßen beleben sich mit Kirchgängern, alle mit dem besten Sonntagsstaat angetan, je nach Temperament und Charakter, die einen lachend und scherzend, die andern ernst und würdevoll daherwandelnd. Die Menge strömt in die Tore des am Markte gelegenen Gotteshauses, es scheint unmöglich, daß dieses dieselbe fassen könne. Eilfertig schließen die Budenbesitzer ihre Verkaufsstellen. Die letzten Nachzügler, — es sind merkwürdiger Weise nicht Leute aus entfernten Dörfern, sondern — wie allsonntäglich — solche aus den Häusern nächst der Kirche — eilen, einige noch die letzte Hand an die Toilette legend, zum Gottesdienst. In den Straßen und auf dem Platze herrscht tiefer Friede. In der Kirche setzt brausend

die Orgel ein, das Evangelium ist gesungen, nun besteigt der Pfarrer die Kanzel, um seine Schäflein vor den Gefahren der Kirmes und des Tanzes zu warnen. Die alten Leute geben ihm vollständig recht und können das junge Volk nicht begreifen, daß sich so leichtsinnig in solche Gefahren stürzt, auch manches Mägdelein seufzt gefährlich und beschließt bei sich, heute Abend höchstens einmal herumzutanzen und dann sofort nach Hause zu gehen, die Jungens fassen die Sache kaltblütiger auf, hinter dem großen Pfeiler im Turm flüstert Otten Härm seinem Freunde Cluß Dirk ins Ohr: „Brinkst du din Süster van Aobend mit?“ Der schüttelt den Kopf: „Sei kump laoter, wie häbt Besäuk.“ „Segg' ähr tau, ik wull vör jau Hus up ähr wachten.“ Jener nickt.

Nun ist das Hochamt zu Ende, so bald die Tore der Kirche sich öffnen, setzt mit einem Schlage der Trubel der Kirmes ein. Die große Orgel des Karoussels beherrscht die kleineren der Schaukel und des Panoramas; Marktschreier besteigen ihren Stand und suchen das Publikum anzulocken. Die Bäcker fangen an Geschäfte zu machen, ausschließlich mit älteren Leuten, welche nachmittags nicht wieder zum Markte kommen, aber doch ihren „Kirmes“ kaufen wollen. Rechte Fröhlichkeit will nicht aufkommen. Der Zauber dauert auch nur kurze Zeit und bildet eine Art Vorspiel. Es ist Essenszeit, die Menge verläuft sich rasch, abermals verödet der Marktplatz. Um 2 Uhr nachmittags findet nochmals Gottesdienst statt, wenn dieser beendet, dann erst beginnt der eigentliche Kirmestrubel und mit ihm der Zauber, den er auf Jung und Alt ausübt. Von allen Seiten strömt es zum Markt-

platz. Aus allen vier Winden kommen die biederen Hümmlinger angezogen mit Weib und Kind, zu Fuß und Wagen, auf Kutschen und Leiterwagen, je nach Vermögensumständen. Die Gasse zwischen den Budenreihen ist bald gedrängt voll Menschen. Die Menge wogt hin und her, wie ein Saatfeld, auf allen Gesichtern helle Freude und lauter Jubel. Über dem Platze schwebt ein Gewirr von Tönen, ein undefinierbares Chaos von Geräuschen, wie es in dieser Art eben nur ein Jahrmarkt hervorbringen kann. Die verschiedenen Orgeln, das Schreien der Verkäufer, die Schläge des großen Holzhammers auf den Kraftmesser, das Rasseln der Glücksräder, die dumpfen Schläge der Pauken aus den Tanzlokalen, dazu das Stimmgewirr, das Rufen und Lachen in der Volksmenge, dies alles und vieles andere vereinigt sich zu einem brausenden Getöse, welches sich in den entfernteren Straßen auflöst in die Töne von Mundharmonikas, Blechpfeifen, kleinen Trommeln und derartigen Instrumenten, welche die Kinder im Triumph nach Hause tragen.

Die Menge bietet ein eigenartiges Bild. Man sieht sofort: Alles echte Hümmlinger. Bedächtig schiebt sich der Bauer durch das Volk, seinen Spuren folgt die behäbige Gattin, an deren Kleidern sich einige Nachkommen festhalten. Mädchen ziehen gruppenweise im Gedränge hin und her, mit den Burschen Scherzworte wechselnd und Verabredungen treffend für den Tanz. Junge Leute mit seitlich aufgestülpten Mützen, die Zigarre im Munde und die Hände in den Taschen, bemühen sich, auszusehen, als wenn sie über den Trubel erhaben wären und machen die lächerlichste Figur

von der Welt. Aus allen Dörfern des Hümmlings sind Vertreter da. Die meisten kann man leicht erkennen. Die E— z. B. haben etwas so typisches, daß man sie nie verwechselt. Die älteren Männer erkennst du sofort an der Art, wie ihnen das halblang gewachsene Haar nach allen Seiten unter der schwarzen Tuchmütze hervorsteht, die jüngeren an dem eigenartig schlacksigen Gang und wie sie ohne Arglist um sich herumspucken, gemeinsam ist ihnen etwas außerordentlich sorgloses und naturwüchsiges. Man sieht ihnen an, sie fühlen sich sehr sicher und wohl bei dem Gedanken, daß der Gerichtsvollzieher bei ihnen nichts holen kann. So lange sie noch einen Groschen in der Tasche oder für gleichen Betrag Kredit haben, sind sie kreuzfidel, ein richtiger E—er hat sich noch niemals Sorge um die Zukunft gemacht, in ihnen steckt Zigeunerblut. — Siehst du einen Menschen mit verschlagenem und mißtrauischem Gesichtsausdruck, welcher mit dem Kuchenhändler zehn Minuten lang um einen fünfzig Pfennigs-Honigkuchen feilscht, während er in der Tasche mit Gold und Silber klimpert, so ist es sicher ein — doch, wir wollen es nicht verraten. Die drei jungen Leute, welche hinter einer Kuchenbude, so daß sie vom Markte aus nicht gesehen werden können, sich eine Flasche Schnaps teilen — im Buddel gekauft ist er billiger — dabei Mettwurst und Weißbrot vertilgen und sich prächtig amüsieren, sind offenbar aus W. — Jener Jüngling mit gewichstem Schnurrbart, fingerdicker Stahluhrkette, „Papier"kragen und dto. Manschetten, welche er alle Augenblick heimlich bis auf die Fingerspitzen herauszieht, damit jedermann sie auch

sehe, ist augenscheinlich ein S—, er fühlt sich und ist überzeugt, großartigen Eindruck zu machen. —

„Immer herein, meine Herrschaften! Hier ist was zu sehen, was noch nie dagewesen ist. Der berüchtigte Raubmörder Johannes Mathias Taddäus Bartolomäus Knikebein aus Naumburg an der Saale, der sich selbst und 5000 Menschen mit Lachgas in die Luft sprengte. — Hier sind zu sehen die neuesten Ansichten vom russisch-japanischen Kriege, die Schlacht bei Liaujang und die bei Peking, welche nächste Woche geschlagen wird. Entree 25 Pfennige" — usw. Mit gezwungenem Lächeln stehen sie vor der Schaubude, sie möchten wohl die zwei und'n halben Groschen daran wagen, aber keiner will den Anfang machen. Da ruft einer in der Menge: „Tau, Kinners, herin: et kostet jä man drei Stüber!" Damit ist der Bann gebrochen, alles strömt zur Kasse. — „Photographien, meine Herrschaften, die ganze Familie 50 Pfennige. Bilder können gleich mitgenommen werden. Bitte, mein schönes Fräulein, kommen Sie herein, es tut nicht weh!" — „So Kinners", ruft der Karousselbesitzer, „jetzt machen wir mal 'ne Tour nach Petersburg. Aufgestiegen! Kumm, Karlineken, güf mi de Hand, ick helpe di drup!" Kling — ling — ling — ling — ling. — „Aufgestiegen, wer mitfahren will." — Die Kutschen füllen sich mit Mädchen und Kindern, die Holzpferde werden von unternehmenden Burschen bestiegen — die Reise geht los. Es ist Geld wert, die Fahrenden zu betrachten. Die Tour kostet 5 Pfg., die meisten haben für 50 Vergnügen. — Vor dem Kraftmesser steht ein Haufen junger Leute; Einer quält sich im Schweiße seines Angesichtes

mit dem Holzhammer den Pflock derart in die Höhe zu treiben, daß das Männchen oben Purzelbaum schießt. Wenn er Geld damit verdienen könnte, müßte es schon eine bedeutende Summe sein, die im Stande wäre ihn auf Kirmes zu so schwerer Arbeit zu bewegen. So quält er sich, als ob das Seelenheil davon abhinge. Gelächter begleitet jeden mißlungenen Schlag. „Tau Gerd! — Feste weg! Hau den Lukas! Einmaol noch! So! das was all bäter.“ — „Nu hör up, ick will di dat is wiesen“, ruft ein stämmiger junger Mann, er nimmt den Hammer, spuckt in die Hände und — Rums! — Batsch fliegt das Kerlchen oben zweimal herum. „Siehst du wohl, so macht man das in Potsdam bei der Kavallerie! Häst du ock wat in de Mauen!?“ — Der Besitzer des Kraftmessers heftet ihm die vergoldete Pappmedaille auf den Rock, und er ist den ganzen Nachmittag ebenso stolz darauf, wie der Hauptmann von Pitzelputzelwitz auf sein Johanniterkreuz. — Die Kinder vertilgen unglaubliche Mengen Kuchen. Und was für Kuchen?! Das ist nicht so ein Zeug mit Cream oder Schlagsahne und dergleichen, nein, echt Hümmlinger Gebäck. Da gibt es zunächst in jeder Bude einen Sack mit „Mucken“, dann Päckchen Kuchen, zu je fünf mit buntem Papier zusammengebündelt, „Holländer“, Korintenstuten, Weggen, Honigkuchen mit rührenden Aufschriften aus Zuckerguß: „Für Vater“, „Dem artigen Kinde“, „Für Mariechen“, „Aus Liebe“, „Vergiß mein nicht“ und dergl. Neulich sahen wir die eine Bord im Hintergrunde der Bude ausgefüllt von zwei riesenhaften Exemplaren dieser Art mit der Aufschrift: „Liebst du mir?“ „Ja, ich liebe dir.“

Am tollsten geht es her in den Tanzlokalen. Besuchen wir mal das nächste, — hier gleich der Kirche gegenüber. Draußen, neben dem Eingange sehen wir eine typische Figur der Hümmlinger Kirmes, die Fischfrau, eine alte Ostfriesin, ebenso rundlich und glänzend, wie ihre geräucherten Aale, neben sich eine Tonne mit Salzheringen, vor sich den Tisch mit geräucherten Fischen, auf dem Schooße ein Stoß Zeitungspapier zum Einwickeln, wenn es, was selten vorkommt, verlangt wird. Die Füße hat sie auf ein Feuerstübchen gestellt, teils um die Potentaten vor Gicht und Rheuma zu schützen, teils um dem Papier eine gesicherte Lage zu geben, welches andernfalls bei den überaus rundlichen Formen ihres Körpers auf abschüssige Bahn kommen würde. Um sie herum stehen allerhand Paare. Die Jungens mit der einen Hand ihre Tänzerin umfassend, halten in der anderen einen saftigen Salzhering, den sie sich mit der fünfzinkigen Naturgabel aus der Tonne gefischt haben und verzehren denselben mit größtem Wohlbehagen. „Es geht nichts über so einen Hering, da können ein paar Buddel drauf stehen!“ — Das Gerippe mit Kopf und Schwanzflosse wird ohne Arglist im kühnen Bogen auf die Menge geschleudert, die triefende Hand sorglos am Rockfutter abgewischt, — sie reinigt sich übrigens auch von selbst an den Kleidern der Tänzerin, — und: „Kumm, Kathrinken, nu will wi is wedder danzen.“ — Folgen wir ihnen. Aus dem Saal dringt dumpfes Getöse, Gläserklirren, verworrenes Geschrei, Gelächter, Gesang, Stampfen und Brüllen. Welch eine Luft! Welch ein Qualm und welch ein unbeschreibliches Gewühl! Es ist gerade Tanz-

pause. Rings an den Wänden stehen Tische mit Bänken. Die freie Tanzfläche ist jetzt gedrängt voll Menschen, ausschließlich jüngere Leute beiderlei Geschlechtes. Hier könnte man Charakterstudien machen, wenn einem dazu Zeit gelassen würde. Kaum aber hat man einen Augenblick angehalten, da wird man bald rechts, bald links, bald vorn, bald hinten angerannt, gestoßen, zur Seite geschoben, alles ist in Bewegung, bis auf einige Gruppen im Gewühle, welche zwar wanken im Sturm, aber nicht weichen. Die Aufwärter dringen mit Flaschen und Gläsern durch die Gesellschaft, ab und zu Klirren und Scherben, das macht nichts, auf einige Gläser kommts heute nicht an. Ein Bursche hat eine Weinflasche in der Hand, aus welcher er sich und den Herumstehenden einschenkt. Er schwankt, und der größte Teil des Getränkes fließt auf den Boden. „So, nun wollen wir einen nehmen!“ „Prost!“ Er will trinken, bekommt im selben Augenblick von hinten einen Stoß, der Rotwein fließt über Gesicht und Wäsche. Wütend will er auf einen vermeintlichen Übeltäter losgehen, wird aber von kräftigen Fäusten gehalten und unter Heidenlärm beruhigt. Dort in der Ecke hält einer sein Mädchen im Arm, sie sehen und hören nichts von dem Trubel. Aus seinen ernsten Mienen, aus ihrem verschämten und doch so glücklichen Lächeln kann man entnehmen, daß es sich um Lebensfragen handelt. Zeit und Ort sind komisch gewählt, aber — es geht auch so. Die Jungens bemühen sich, möglichst viel Radau zu schlagen. Einer singt, einer lacht, ein dritter macht sich ein Vergnügen daraus, im Saal herumzustolpern und unter Pol-

tern und Schimpfen der Getroffenen gegen alle Welt anzutorkeln. Kreischende Mädchenstimmen übertönen das Gewirre. Das Ganze sieht aus, wie ein wildes Bacchanal, — es ist nicht so schlimm. Die jungen Leute sind im allgemeinen harmlos und unverdorben, die Mädchen fast ausschließlich sittenrein. Menschen aber, denen die Hände nach Torfspaten, Sense und Schaufel stehen, die wochenlang in Moor und Heide arbeiten, benehmen sich, wenn sie mal feiern, anders als wie einer mit Frack und Glaceehandschuhen. Eine Hümmlinger Kirmestänzerei ist kein exklusiver Kasinoball, wird wohl auch nie einer werden. — Jetzt beginnt mitten im Saale einer mit mächtiger Stimme zu singen:

Laot susen, laot brusen, laot weihen, wo't will,
Dei Bur mut betaohlen, laot't kaomen, as't will.

Die ganze Gesellschaft stimmt ein in die bekannte Melodie, und unter Stampfen und Gläserschwenken wird die Strophe exekutiert. Vor den Zapfstellen herrscht großes Gedränge. Jedes Glas Bier muß erkämpft werden, wobei mancher Tropfen auf den Boden fließt. Dieser ist im ganzen Saale aus einer dünnen Breischicht aus Straßenschmutz, Bier, Wein 2c. bedeckt. Schadt alles nichts, es tanzt sich schön, und wer fällt — fällt weich.

Die Gesellschaft wechselt häufig, es herrscht bis zum Spätabend ein beständiges Kommen und Gehen, die einen wollen mit ihren Mädchen den Markt mal besuchen, Karoussell fahren 2c., die anderen kehren zurück. Jeder Bursche, der eine Tänzerin hat, läßt diese für die ganze Kirmesfeier nicht von seiner Seite. Sie hält auch getreulich

bei ihm aus. Häufig haben beide schon monatelang vorher verabredet, mit einander zu feiern, und sehr oft entstehen auf diese Weise Verbindungen für's Leben, d. h. unter geringeren Leuten, bei den Bauern muß die Sache nach bestimmten Normen geregelt werden. Doch dies Alles ist ein großes Kapitel für sich. — In der einen Ecke des Tanzsaales, oben unter der Decke sitzen die Musiker auf einen Balkon, der mit Eisenstangen an den Balken befestigt ist. In dem dichten Qualm kann man von ihnen wenig sehen. Die Kerzen, welche ihre Noten beleuchten, erscheinen wie rote Punkte. Wie die Leute, welche mit dem Kopfe sich unmittelbar unter der Saaldecke befinden, dort die ganze Nacht aushalten, ist uns immer unbegreiflich erschienen. Die Menge wird ungeduldig. „Musik! Musik!" — Die Gottbegnadeten oben stimmen ihre Instrumente. Nun geht's los. — „Im Grunewald — im Grunewald — ist Holzauktion!" — Im Saale entsteht in diesem Augenblick ein Tumult, der einem Uneingeweihten geradezu lebensgefährlich erscheinen muß. Jeder faßt sein Mädel und beginnt auf der Stelle, wo er steht, zu tanzen, wobei mit den meistens eisenbeschlagenen Stiefeln der Takt gestampft wird. Andere Paare drängen herein und legen ebenfalls los. — Die Flammen zittern, das Gebäude scheint in seinen Grundfesten zu wanken. Da kommen die Tanzordner, 5 bis 6 stämmige Leute. Sie fangen in einer Ecke an, drängen und schieben, während einer von ihnen kräftig mit der Handschelle klingelt und alle beständig: „Solo! Solo!" rufen, die ganze Gesellschaft langsam, aber unaufhaltsam aus einer Tür heraus, die in einen Gang führt.

Die Hinausgeschobenen ziehen in einer Reihe durch den Gang, durch die Küche des Hauses, dann in ein Vorzimmer, kommen auf den Hof und von da an eine andere Tür des Tanzsaales, durch welche nun jedesmal auf ein Klingelzeichen 15—20 Paar zum Tanzen hereingelassen werden. So regelt sich die Geschichte.

Betrachten wir mal die Tanzenden. Seht doch bloß die Mädels an, wie sie tanzen, wie die Augen leuchten, sie sind mit ganzer Seele dabei. Viel Grazie entdeckst du nicht an ihnen, aber strotzende Gesundheit und schäumende Lebenslust. Sehen sie nicht aus, als ob sie drei Nächte durchtanzen und dann von vorn wieder anfangen könnten und möchten?! Die Jungens haben fast alle ihre Mützen auf, viele die brennende Zigarre im Munde. Einer faßt sein Mädchen so fest, daß sie sich kaum rühren kann, ein anderer hält sie mit ausgestreckten Armen von sich, er glaubt, daß sei „feiner", ein dritter legt beide Arme um seinen Schatz. Dort tanzt einer „linksum", das ist ein Gerissener, man sieht ihn an, er hat „gedient", der Schnurrbart ist hinaufgestrichen, — er ist offenbar stolz auf seine Tanzleistungen. Zwei Burschen, die kein Mädchen haben, tanzen miteinander, d. h. sie stampfen und poltern nach dem Takte durch den Saal. Ab und zu kommt mal ein Paar in Kollision mit einem der Tische. Dann wackeln und stürzen Gläser und Flaschen, Frauen kreischen und raffen ihre Kleider zusammen, Ausrufe und Gelächter. „O, Vatter, mein schönes Kleid!" — „Schadt nichts, heute ist Kirmes." So geht der Trubel die Nacht hindurch, bis die Strahlen der Morgensonne die Kerzen und Lampen im Saale

verblassen machen und die letzten Feiernden hin-auswanken. Zuweilen auch gibts Keilerei, Schluß der Lustbarkeit durch den Gendarmen, blutige Köpfe, Gerichtsverhandlungen, Heulen, Wehklagen und für lange Zeit unheimliche Ebbe im Portemonnaie. — „Aber schön wars doch".





II.

Am Herdfeuer bei „kleinen Leuten“.

Neben dem Eichenkamp, am Ausgange des Dorfes, dort, wo der Sandweg gradeaus führt zu Moor und Heide, liegt ein altes Haus, mit moosbewachsenem Heidedach, auf dessen First üppig einige Brennesseln wachsen und ein Weidenröschen blüht. Links vom Hause liegt ein Schafstall, rechts der alte Ziehbrunnen mit hochaufragenden Balken. Den größten Teil des Hauses nimmt die Diele ein, es folgt die Küche, hinter ihr ein Schlafraum und die bessere Stube. In der Küche befinden sich an passenden Stellen drei Schlafkabinen, durch Doppeltüren verschließbar, neben der Küche, nach der Brunnenseite ein Raum mit Viehkessel, Milcheimern, Waschgeschirr, Utensilien zur Butterbereitung 2c.

Die Nacht ist der Dämmerung gewichen, der Tag im Anzuge. Ein leichter Nebel senkt sich zur Erde nieder und verspricht einen schönen Spätsommertag. Die Hausfrau mit Kleiderrock, Umschlagtuch und Nachtmütze aus buntem Kattun angetan, ist beschäftigt, die Küche auszufegen, das Herdfeuer flackert lustig, als wenn es sich freute, von neuem in Betrieb gesetzt und nicht länger in der Aschegrube, unter dem Herd eingeschlossen zu sein. Die Frau bestreut die Küche mit weißem Sande, hängt den Breitopf aufs Feuer und klatscht

nun in die Hände: „Tau Jungens herut! Upstaohn!“ — Gleichzeitig begibt sie sich auf den Dielenraum. Kaum hat sie die große Falltüre geöffnet, da wird das Vieh lebendig in den Ställen, die Kühe brüllen und zerren ungeduldig an den Ketten, aus den Schweineställen ertönt Grunzen und Schreien. Die Fütterung beginnt.

Nun ist alles am Fressen. Mit sichtlichem Wohlbehagen zerkauen die Kühe das frische Heu, Borstentiere geben durch lautes Schmatzen ihre höchste Befriedigung zu erkennen. In der Küche hört man allerhand Töne, welche darauf schließen lassen, daß sich Kinder vorbereiten, das warme Bett zu verlassen, Rascheln des Strohes, lautes Gähnen, Ausrufe, Seufzer und Poltern. Plötzlich fliegen zwei Paar der Doppeltüren in der einen Wand weit auf, zum Vorschein kommt der Nachwuchs des Hauses, vier Jungens, im Alter von 8 bis 16 Jahren, einer noch blühender als der andere. Es dauert nur einen Augenblick, da gibt es Krakehl; Einer hat die Hose verwechselt, ein anderer, das kleine stramme Gerdken kann seine Strümpfe nicht finden, beschuldigt summarisch alle drei, sie ihm fortgeschleppt zu haben und erhebt wütendes Gezeter. Die anderen verteidigen sich, — großer Lärm, bis die Mutter erscheint: „Wacht, ich will jau helpen!“ Gerdken, der noch in tiefstem Negligée herumirrt, bekommt mit schlanker Hand einige Klapse dahin, wo er es am besten vertragen kann, der ältere Bruder wird von einem Stuhle aufgezogen und teilt Gerdkens Loos, denn richtig, da liegen die Strümpfe, er hat darauf gesessen. — Nun verschwinden alle Vier in der angrenzenden Vorküche,

von wo bald Geplätscher, Prusten und allerhand sonstiger Lärm ertönt, zum Zeichen, daß das schwierige, ja geradezu schreckliche Geschäft des Waschens seinen Anfang genommen. Unterdessen öffnet sich auch die dritte Wandkabine, zum Vorschein kommt das elfjährige Lieschen, schon fertig angetan. Auch sie geht nach kurzem Gruße in den Waschraum, während die Mutter sich über ihr Bettchen neigt, „Gauden Morgen Anneken! O jeh, wat is min Wichtken van Nächt aber wassen! Soo groot? un so rote Bäckskes!" Diese und ähnliche Ausrufe der Mutter, sowie vergnügtes Kreischen eines Babies lassen erkennen, daß sich noch ein Nesthäkchen dort befindet. Nun erscheint auch der Vater, ein stämmiger grobknochiger Mann von ungefähr 45 Jahren. Er blickt ins Wetter, dann auf die Uhr, schiebt einen Stuhl ans Feuer und läßt sich schwerfällig darauf nieder. Die Holzschuhe zieht er aus und setzt die Füße auf den vorderen Teil derselben, breitet die Hände aus, indem er den Unterarm auf die Knie stützt und blickt ruhig ins Feuer; dieses alles tut er nicht etwa, weil ihn friert und er möglichst viel Wärme auffangen will, sondern aus alter Gewohnheit. Die Mutter legt runde Zinnlöffel auf den Tisch und schneidet kräftige Schnitten vom Schwarzbrot. Die Sprößlinge erscheinen zur Fütterung, werden aber zunächst auf das Resultat der Reinigungsprozedur hin untersucht. Drei Knaben und das Mädchen passieren, der zehnjährige Wilhelm wird herumgedreht und stillschweigend auf den Waschraum verwiesen. Er weiß genau, was das bedeutet und halb trotzig, halb verlegen schiebt er langsam von dannen.

Ein kräftig gebrummtes „Schwinegel“ aus dem Munde seines Vaters treibt ihn zur Eile. Dann wird der Breikumm aufgesetzt, alles versammelt sich um den Tisch, die Eltern sitzend, die Kinder stehend. Gleichzeitig tauchen die Löffel in den Brei, Schwarzbrod wird dazu gegessen, — es schmeckt allen prachtvoll. Ein kratzendes Geräusch an der Tür und lautes Geheul zeigen, daß auch Karo an der Familientafel teilzunehmen wünscht, er wird hereingelassen und mit einem kräftigen Stück Brot abgespeist. Nach dem Frühstück nimmt der Vater die Schaufel und geht aufs Feld zum Graben, nachdem er mit seiner Frau einige kurze, auf die Arbeit bezügliche Reden gewechselt hat. Auch der älteste Sohn macht sich fertig für sein Geschäft, er hütet die Schafe und kommt immer erst abends wieder nach Hause. Er stülpt den Hut auf, nimmt den „Heiken“, ergreift die schmale Wurfschippe und hängt die Ledertasche um, worin Butterbrot und Kaffee als Leibesnahrung. Die Stalltüre wird geöffnet, die Heidschnuckenherde quillt heraus und trippelt eilig den bekannten Weg zur Heide hinunter, während Karo viel Arbeit und Mühe hat, um rechts und links einige Ausreißer, welche lieber die nahen Wiesen als die Heide besuchen wollen, auf den rechten Weg zu bringen. Der Schäfer ist für sein Alter recht bedächtig, wie alle Kinder, welche frühzeitig für das tägliche Brot mitsorgen müssen. Wenn er mit der Herde auf der Heide angelangt ist, und die Tiere zu weiden beginnen, zieht er aus der weiten Tasche des Heikens ein gewaltiges Knäuel handgesponnenen Wollgarns und beginnt zu stricken, indem er das Knäuel vor der Brust befestigt.

Er hat für die ganze Familie Strümpfe zu verfertigen, ja er liefert auch ab und zu an den Dorfkrämer. Seine Geschwister haben unterdessen ihre Schulutensilien zusammengesucht, wobei die Mutter wiederholt energisch Frieden stiften muß, und ziehen ab. Nun macht auch sie Toilette, womit sie nach einigen Minuten fertig ist, nimmt dann klein Annchen aus dem warmen Neste und beginnt mit deren Aufwartung. Mit ihr geht das jedoch nicht so schnell. Sie muß sehr vorsichtig gewaschen und angekleidet werden, denn sie ist penibel und erhebt gegen jede unzarte Berührung nachdrücklich Protest. Auch das Vertilgen des Milchpäppchens nimmt allerhand Zeit in Anspruch, es dauert wohl eine gute halbe Stunde, bis sie endlich im Rollstuhle steht, um an einigen Äpfeln und einem Stückchen Zucker ihre Zähnchen zu versuchen und mit wertlosem Plunder als Spielzeug sich zu beschäftigen. Die Mutter wirft einen Blick auf die Uhr und fährt eilfertig in den nötigen Hausarbeiten fort. Die Betten werden gemacht, die Vorküche wird aufgeräumt, dann muß das Vieh gemolken und getränkt werden, nun setzt sie noch den Topf mit dem Mittagessen aufs Feuer und ist so weit, daß sie in den Garten an die Arbeit gehen kann. Sie bringt das kleine Mädchen mit dem Stuhle auf die Rasenfläche unter den Obstbäumen, wo es beobachtet werden kann, dann wird gejätet und gepflanzt.

Wieder ist die Familie um den Küchentisch versammelt, mit Ausnahme des Schäfers. Das Mittagessen steht auf dem Tisch, das Menu ist einfach, Kartoffeln und Bohnen mit einem Stück Hammeltalg gefettet, Fleisch gibt es nicht,

denn es ist die Zeit der „großen" Fasten. Zu Winteranfang, ja, da sah der Wiemen aus, als ob das ganze Jahr Hochzeit gefeiert werden könnte. Da waren sechs bis acht Hammel geschlachtet, auch ein fettes Schwein und alles Fleisch hing, in passende Stücke geteilt, an dem Küchenboden; doch das Jahr ist lang und der Münder und Mäulchen sind viele. Um diese Zeit zeugen nur noch einige Wurstzipfel dort oben von verschwundener Pracht und Herrlichkeit, während ein Pack aufgeblasener Därme Hoffnung gibt auf bessere Zeiten. Der Vater schlägt das Kreuz, für Liesbeth ein Zeichen zum Beten; „Aller Augen warten auf dich, o Herr" — plötzlich Lärm und Geheul — Wilhelm, der dicke Schlingel, hat versucht, da er aller Augen wartend niedergeschlagen wähnt, sich eine schöne fette Kartoffel zu stibitzen, Mutter hat ihm mit dem Löffel auf die Finger geklopft, und mehr von Schreck und Beschämung als vor Schmerz bricht er in ein fürchtbares Geheul aus und stopft die Finger in den Mund. Die andern Jungens lachen. — „Na! Ruhe!" sagt der Vater strenge. Also von Neuem: „Aller Augen . . . ." Nach dem Essen eilen die Kinder wieder zur Schule, sie haben zwar noch viel Zeit, spielen aber lieber mit ihresgleichen auf dem Schulplatz, als daß sie zu Hause sitzen, bloß Liesbeth muß der Mutter erst helfen, das Eßgeschirr reinigen und forträumen. Dann wieder Viehfütterung, Melken und Arbeit im Freien.

Das Haus ist verlassen und still, bis auf das Geräusch, welches ab und zu aus den Ställen dringt. Ein Mäuschen blinzelt vorsichtig unter dem Küchenschranke hervor und wagt sich in die

freie Küche. Es klettert auf den Tisch und beginnt, einige Krumen zu verzehren. Bald kommt ein zweites, dann ein drittes, — plötzlich ein Windstoß, der die Zweige des Baumes vor den Fenstern herumwirft — wie der Blitz sind alle verschwunden. —

Nun ist's Abend. Lustig und hoch auf brennt das Herdfeuer. Sein flackerndes Licht läßt die Ecken der Küche im Halbdunkel, und wirft eigenartige Streiflicher auf die Familie, welche vollzählig um die traute Herdstelle versammelt ist, nur die Mutter hantiert auf der Diele mit Futterringeln und Milcheimern, der Vater in der Ecke hat das kleinste Kind auf dem Schoß, dann folgt Liesbeth, die Knaben reihen sich an, zwei Brüder sogar auf einem Stuhle. „Vaoder, nu vertell us is'ne Geschichte, tau bitte!“ „Häb ih jau Werk fäör dei Schaule uk lehrt?“ fragt der Vater dagegen. „Jao!“ — „Wat will ih dann förn Vertellsel hören?“ Van Härm un dei olle Hexe, dei taulest in'n Bäckofen verbrännde,“ — sagt Wilhelm, der eine besondere Vorliebe für grausige und möglichst blutige Geschichten hat. — „Aoch nee, wat neies Vadder“, meint der Älteste. „Häb ich jau all vertellt vant Heidemännken?“ „Nee Vaoder.“ „Na dänn paßt up.“ Die Kinder setzten sich zurecht, um jedes Wort nicht allein hören, sondern auch gewissermaßen sehen zu können. Der Vater beginnt. „Da war einmal ein Mann, der hatte viel Unglück gehabt in letzten Jahren. Eine Kuh war ihm abgestorben, der Sturm riß das Dach ganz auseinander, ein fettes Schwein bekam die Seuche, mußte also geschlachtet und vergraben werden. Zweimal hintereinander hatte

er außergewöhnlich wenig geerntet, und so war er denn tief in Schulden geraten. Er und seine Frau arbeiteten jetzt, soviel sie eben nur konnten, und sparten sich jeden Pfennig vom Munde ab, um hin und wieder etwas abbezahlen zu können. Es fiel ihnen sehr schwer, denn die Stelle war nur klein, und sie hatten viele Kinder. Es ging aber noch, so lange sie gesund blieben, doch da wurde eines Tages die Frau schwer krank, und nun kamen erst recht schlimme Zeiten und große Sorgen. Verwandte hatten sie nicht. Die Nachbarn standen ihnen wohl bei in ihrer Not, aber sie waren selbst arm und konnten nicht viel tun. Als die Frau nach vielen Wochen vom Krankenlager aufstand, sah er ein, daß es jetzt mit ihnen zu Ende gehe, denn statt etwas zu verdienen, hatte er die ganze Zeit über seine Frau pflegen, die Kinder warten und Hausarbeiten verrichten müssen. Nun drängten ihn auch noch seine Gläubiger und drohten, ihm alles verkaufen zu lassen, wenn er nicht bezahle. Der Mann verzehrte sich von Angst und Sorge, das Herz wollte ihm brechen, wenn er seine Kinder ansah, die er alle so lieb hatte, und seine bleiche Frau, für die er gern sein Herzblut hingegeben hätte, und dabei bedachte, was aus all diesen Teueren werden sollte, wenn sie demnächst hungernd als Bettler abziehen müßten. Und eines Nachts, als alle schliefen, da litt es ihn nicht mehr im Bett und im Hause, er ging im Mondschein weit hinaus auf die Heide und warf sich zur Erde nieder. Er rang die Hände, weinte und betete zum lieben Gott, er möge ihm doch beistehen in dieser schrecklichen Not.“ — Die Augen der Kinder hängen an des Erzählers Munde, Liesbeth hat

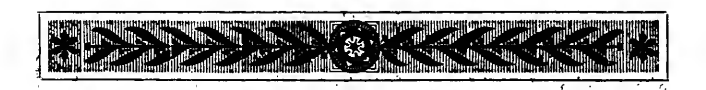
ihre Hände auf seine Kniee gelegt und dicke Tränen rollen ihr über die Bäckchen. „Wat hulst du Liesbeth?“, sagt der älteste Bruder, „dat is ja man blot en Vertellsel, daor is ja niks van waohr.“ Das Mädchen trocknet beschämt und gezwungen lächelnd ihre Tränen mit der Schürze, während der Vater ihr Flachshaar streichelt und ihr Köpfchen an sich drückt. „Tau Vaoder, nu wieder, wo günk et nu?“ — „Ja, der Mann lag also im Heidekraut. Nicht weit von ihm war ein kleiner Hügel, in den unten eine Höhle hineinführte; diese sah aus wie ein Fuchsloch, und der Mann meinte auch, es sei ein solches. Da sah er mit einem Male, wie kleine Männchen aus der Höhle herauskamen. Sie hatten lange Stiefeln an, ein Wams von rotem Tuch, auf dem Kopfe einen Hut, der aus Heidekraut gemacht war und um die Hüften einen breiten funkelnden Gürtel. Dabei waren die beiden kaum einen Fuß hoch.“ — „So grot äs ick?“ fragt Wilhelm. „Du büst jä bolde en groten Kerl, nee, noch nich is so grot äs use lütke Anneken hier,“ sagt der Vater und tippt einige Male mit dem Finger auf des Kindes Brust. Dies schüttelt sich, kreischt vergnüglich und greift nach Papas Finger. — „Die beiden Männchen gingen einige Schritte in die Heide hinein, legten dann ihre Gürtel ab, und fingen an, mit einander zu spielen. Sie kugelten sich auf der Heide, sprangen übereinander und tollten ganz ausgelassen ins Feld hinein. Der Mann stand leise auf und nahm die Gürtel. Da sah er, daß sie ganz von Gold waren. Als die beiden zurückkehrten, und den Mann sahen, fingen sie an zu bitten und zu schreien, er möge ihnen doch die

Gürtel wiedergeben sonst müßten sie sterben. „Nein,“ sagte der Mann, „die kann ich schön gebrauchen, ich muß Geld haben, sonst kommen wir alle in Elend.“ Dann fragte er, wer sie eigentlich seien. Sie seien Heidemännchen, und dürften bloß nach Mitternacht einige Stunden auf der Heide spielen, sonst wären sie tief unten in einer großen Höhle, die wäre sehr schön, aber doch nicht so schön, als die Heide und der Mond. Wenn er ihnen die Gürtel wiedergeben wollte, so würden sie ihm wohl einen großen Klumpen Gold geben. Auf diesen Handel ging der Mann ja gerne ein. Einer von den Kerlchen lief also fort in die Höhle hinein, es dauerte kaum eine halbe Stunde, da kam er wieder und rollte einen Ball vor sich her, der war wohl so dick als zwei Fäuste und ganz schwer. Er funkelte nur so, jeder konnte gleich sehen, daß er rein von Gold war. Da gab der Mann den Heidemännchen die Gürtel wieder und ging ganz froh und lustig nach Hause. Seine Frau und den Kindern sagte er nichts, am andern Tage aber zog er seinen guten Rock an und ging in die Stadt, dort verkaufte er das Gold und bekam soviele Taler, daß er sich eine Karre kaufen und das Geld nach Hause schieben mußte, — einen ganzen Sack voll. Das war aber ein Jubel, wie er nun heimkam. Er hatte alle Taschen voll Kuchen und Wurst und Zwieback und Bonbons und dann noch die Taler. Da bezahlten sie ihre Schulden und konnten nun leben, ganz wie sie wollten. Das war aber fein, was, Wilhelm?“ „Jao, Vaoder“ sagt der und klatscht in die Hände. Die Kinder unterhalten sich über die Geschichte und geben nacheinander ihre Mei-

nung zum besten darüber, was sie mit so vielem Gelde anfangen würden, wobei die abenteuerlichsten Pläne zutage kommen. Die Mutter backt Buchweizen-Pfannkuchen, die Mahlzeit wird verzehrt, das Abendgebet verrichtet, die Kinder gehen zu Bett. — — Das Ehepaar sitzt stumm am flackernden Herdfeuer. Die alte Uhr tickt schwerfällig, vernehmlich und gleichmäßig, wie nun schon seit langen, langen Jahren, ohne Unterbrechung und Ruhe. Tick — tack, tick — tack, von Stund zu Stund, von Tag zu Tag, jahraus, jahrein, in Freud und Leid, in Not und Tod. — — Tick — tack, tick — tack, ob der Sturmwind braust, ob der Frühling lacht, ob die Heide blüht, und die Drossel zieht, ob Schnee und Eis — und Greisenzeit, ob Grabgesang — ob Hochzeitsfreud, — die Stunde kommt, — die Stunde geht — bis die Zeit vorbei, — und alles vergeht. — Die Frau lauscht auf die Uhr, deren Geräusch allerlei Bilder vor ihre Augen zaubert. Sie sieht ihren alten Vater gebückt am Herde sitzen und die Mutter sterben. Sie erblickt ihren Mann in schmucker Reiteruniform, und fühlt noch jetzt einen Abglanz der frohen, glücklichen Stunde, als er ihr die entscheidende Frage vorlegte. Es hat sie nie gereut, ihn geheiratet zu haben und nicht den anderen, der wohl Geld gehabt hätte, womit die kleine Stelle aufgebessert werden konnte. Treu und redlich hat er sich gequält Jahr um Jahr, Tag um Tag. Viel Worte hat er nie gemacht, aber sein Rücken ist gebeugt von schwerer Arbeit, die Glieder sind steif geworden in Heide und Moor, die Haut ist gebräunt durch Hitze und Schweiß. Sie denkt gar nicht an sich selbst, sie beachtet nicht, daß sie

einst ein hübsches, frisches Mädchen war, daß jedes der Kinder bei seinem Erscheinen ihr Runzeln ins Gesicht geschrieben, und daß von ihrer Anmut nichts geblieben ist, als die treuen blauen Augen. Sie denkt nur an ihn, den treusorgenden Vater ihrer Kinder. Einem Impulse folgend, schiebt sie ihren Stuhl dicht an ihn heran und streichelt seine auf dem Knie liegende schwere Hand. Er umfaßt sie, blickt ihr einen Augenblick tief in die Augen, wobei ein glückliches Lächeln über sein hartes Gesicht fliegt und sagt dann, als wenn er ihren Gedankengang ahne: „De leiwe Heer erhaolt us blot gesund un laot us bi einanner.“ — — Der Mann sieht auf der Diele nach dem Vieh, die Frau legt die glühenden Kohlen in die Aschegrube, besorgt dann ihr allabendlich letztes Hausgeschäft, indem sie die alte Uhr aufzieht, und beide gehen zur Ruhe. — Der stille Mond scheint auf das grüne Heidedach, unter dem so großer Reichtum verborgen: Gesundheit und frommer Sinn, infolgedessen: zufriedene Herzen und wahres Glück.





III.

Jobs.

Dies ist die Geschichte von Jobs, dem Helden. Wir meinen nicht jenen Kandidaten, welcher seine Examinatoren und andere Leute in gerechtfertigtes Erstaunen versetzte, sondern Jobs den Widder und Tyrannen der Heidschnuckenherde.

Seitwärts der Dorfstraße, nicht weit von der Kirche liegt ein altes stattliches Bauernhaus mit niedrigem Strohdach, die Schulten-Plaatze. Besitzer derselben war Schulten Heinrich, ein junger kräftiger Bauer mit egalem Gesichte und gutmütigen Augen, welche jedoch unter Umständen den Zügen etwas stahlhartes zu geben vermochten. Seine Eltern waren vom Hofe abgezogen, er selbst aber hatte sich noch nicht beweibt, wenngleich seine Mutter sich schon Mühe genug gegeben hatte, ihn zu diesem süßen Joch zu bekehren und erzürnt schien, daß selbst die verlockendsten Vorschläge bei ihm nichts verfingen. Sie meinte schließlich, er würde bald so ein verknöcherter Junggeselle, daß kein ordentliches Mädchen ihn mehr haben wollte, und dann würde er schon einsehen, daß sie es gut mit ihm gemeint habe, und daß ein Mann mit Bienenzucht und dergleichen Allotria allein nicht glücklich werden könne. Heinrich sagte, sie habe ganz recht und es tue ihm leid, daß sie sich seinetwegen so aufregen müsse. —

Auf welche Weise er später zu einer Frau kam, das ist eine große Geschichte für sich. —

Nun wohnte da am Ende des Dorfes in einem kleinen zerfallenen Häuschen ein Mann, der seines Zeichens Scherenschleifer und vor einigen Jahren im Orte, wie man so sagt, hängen geblieben war. Von wo er gekommen, wußte so recht niemand, — eines Tages war er da gewesen mit seinem Karren, hatte das leerstehende Häuschen gemietet, später ein Mägdelein wenig schönen Rufes geheiratet und war Bürger der Dorfgemeinde geworden, ohne daß ein Mensch ihn hätte hindern können. Wovon die Familie lebe, war allen unklar, denn der Mann, obschon kräftigen und gesunden Körpers, war zu jeder anhaltenden und ernstlichen Arbeit offenbar zu träge. Er zog wohl mal mit seinem Schleiferkarren aus, flickte hin und wieder Schirme, reinigte und ölte Küchenuhren, die man ihm anvertraute, flocht hie und da Körbe, — aber das alles anscheinend mehr zur Beschäftigung wie zum Broterwerb. Er konnte alles, tat aber nichts, wie die Leute sagten und der alte Schäfer Gerdöhm meinte in Bezug auf diesen Fall, man könne da wieder sehen, die Arbeit sei für die Dummen und einige könnten schlafend, was andere überhaupt nicht fertig brächten. Diesen Scherenschleifer attrapierte der junge Schulten-Bauer eines Nachts, ungefähr drei Wochen vor der zu erzählenden Begebenheit, wie er im Begriffe stand, die Honigkörbe des Schulten-Hofes um ihren süßen Inhalt zu erleichtern. Heinrich war, wie die meisten seinesgleichen, gerichtlichen Anzeigen, überhaupt allem, was ihn in Berührung mit irgend einer Behörde bringen mußte, außerordentlich abgeneigt, von solchen Sachen käme bloß Schererei, Laufen zum Amt, Last, Schreiberei, Unkosten und nichts

Vernünftiges. Er nahm also die Besserung dieses kranken Schäfleins in die eigenen Hände und unterhielt sich eine Zeitlang angelegentlichst mit ihm.

Er machte ihm klar, daß es von jeher üblich gewesen sei, den Honig bei Tage und nicht zur Nachtzeit aus den Körben zu nehmen, daß er übrigens dies Geschäft immer selbst besorgt habe und es auch fernerhin so zu halten gedenke. Er gab ihm zu bedenken, daß sie beide ihre Nachtruhe nötig hätten und Gefahr liefen, bei solchen Exkursionen sich zu erkälten und Schaden zu leiden an ihrer kostbaren Gesundheit. Auch bat er ihn, zu Hause seinen Katechismus nachzulesen, — wenn er keinen habe, wolle er ihm gern einen besorgen, — da würde er finden, daß das siebte Gebot ebensogut für ihm gemacht sei, wie für die andere sündige Menschheit, — daß sich dieses auch auf den Honig erstrecke u. s. w. u. s. w. Allen diesen weisen Lehren gab er den nötigen Nachdruck mit einem eichenem etwa zwei Fuß langen Stabe, setzte zum Schluß unter das Ganze mit dem Stiefelabsatz sein Siegel dorthin, wo der Rücken seinen aesthetischen Namen verloren hat und betrachtete nun seinerseits die Sache als erledigt, nicht wert, weiter daran zu denken. Wer jedoch Gelegenheit gehabt hätte, in den kommenden Wochen jenen Menschen zu beobachten, wenn er seinen Blick auf die Schulten-Plaatze warf oder gar dessen Bauern zu Gesichte bekam, der hätte ahnen können, daß die Sache noch ein Nachspiel haben würde, denn auf dem Gesichte und in den funkelnden Augen lag unbändiger Haß und verzweifelter Rachedurst. Die Geschichte hatte denn auch ein

Nachspiel und zwar ein sehr ernstes. — Wir kommen jetzt zu Jobs.

Eines Abends, es war im Spätsommer, führte der Schäfer die Heidschnucken des Schultenhofes in den Stall, unter ihnen Jobs, den Widder, welcher außergewöhnlich groß und kräftig mit gewaltigen eingerollten Hörnern wie ein respektabler Kämpe erschien und in der Tat mit seinesgleichen, mit Hunden, ja sogar mit Menschen, die ihn neckten, manch' heißen Kampf ruhmvoll bestanden hatte.

Der Schäfer schlug die großen Flügel der Stalltüre zu und steckte den Holzpflock durch die beiden eisernen Krampen, d. h. er glaubte ihn durchzustecken, in Wirklichkeit glitt dieser bloß durch eine derselben und sodann hinter den Flügel der Tür, so daß diese nicht verschlossen wurde. Das war leichtsinnig gehandelt, aber ein großes Glück. Nicht weit von dem freistehenden Schafstalle befand sich, mit dem Wohnhause einen rechten Winkel bildend und an dieses sich anlehnend ein langgezogenes niedriges Gebäude, Schweineställe enthaltend, welche durch massive Mauern von einander getrennt waren und je eine Tür nach dem Hofe zu hatten. Derjenige von ihnen, welcher unmittelbar am Wohnhause sich befand, stand zur Zeit leer und die Tür desselben zufällig weit offen. Es war kurz nach Mitternacht. Der Mond war etwas verdunkelt, gab aber immerhin Licht genug, um Weg und Steg erkennen zu können. Vom Moore her kam der Nachtwind und spielte mit der Heide, deren braunes Kraut lustig pfeifend unter seinem Ungestüm sich bog und zurückschnellte.

Er eilte über die ihm verhaßten Stoppelfelder, fuhr um die Ecken des Schultenhauses und stürzte

sich jauchzend auf die alten ernsten Eichen des Hofes, welche brausend und die Zweige schüttelnd ihren Unwillen über sein leichtfertiges Treiben zu erkennen gaben. Er umspielte den Schafstall und fand den einen Türflügel nicht verschlossen. Er zwang ihn auf, hielt ihn einen Augenblick fest und ließ ihn dann zurückfallen. Das war für ihn etwas Neues — also nochmals — abermals. — Im friedlichen Schlummer, unmittelbar hinter der Tür lag Jobs. Die Bewegung derselben jedoch störte und machte ihn aufgeregt. Er stand auf, reckte und schüttelte sich, blickte noch einen Augenblick auf die gerade halboffene Tür, schob das bewaffnete Haupt mit dem verwitterten Gesichte, sodann den rundlichen Körper durch den Türspalt und stand auf dem Hofe. Alles wie bei Tage und in Ordnung. Doch dort in der Ecke zwischen Wohnhaus und Stallung bewegt sich etwas. Jobs wandelt langsam darauf zu, hin und wieder mißtrauisch anhaltend. Da treibt ein Mann gar seltsam Werk mit hastigen, dabei lautlosen und vorsichtigen Bewegungen. Er schwingt sich auf die offenstehende Tür des Stalles, reißt das Strohdach des Wohnhauses auseinander und schiebt in die entstandene Lücke ein Papierbündel, um welches eine lang herabhängende Schnur gewickelt ist, dann springt er zur Erde und breitet die Schnur aus. Jobs beobachtet das alles. Was will der Mann? Will er ihn ärgern? Seine Augen fangen an sich zu entzünden, mit einem Ruck schiebt er den Kopf vor und stampft mit dem Vorderlauf heftig den Boden. Der Mann hört ihn nicht. Er bückt sich vornüber, wobei er jenem den Rücken zuwendet, und steckt mit einem Zünd-

holz die Schnur in Brand. Sofort beginnt eine kleine gelbe Flamme sich gegen das Wohnhaus fort zu bewegen.

Im selben Augenblick legt sich Jobs zurück. Der Nacken steift und streckt sich, das Gehörn wird nach vorn gerichtet, fest stemmen sich die Hinterläufe auf den Boden — zur Attacke! Eins, zwei, drei — los! Einen lauten Schrei ausstoßend, stürzt der Mann vornüber in den geöffneten Stall, im Fallen die Tür ergreifend und hinter sich zuschlagend. Die Klinke derselben schnappt ein und ist von innen nicht zu öffnen. Zornig reibt Jobs einen Augenblick sein Gehörn an der Tür. Er ist mit dem schnellen Ausgang des Kampfes gar nicht zufrieden, er will doch mal sehen, was er mit diesem Menschen zu tun hat. Drei Schritt zurück — Stellung — eins, zwei, drei — Rums! — von neuem — zum vierten, sechsten — zehnten Male, — die zolldicken Bretter der Tür fangen an zu splittern, — Jobs ist ein kräftiger Bursche.

Das Flämmchen ist jetzt an das Wohnhaus gelangt und beginnt jetzt schnell die Mauer hinaufzukriechen. Der junge Schultenbauer hatte den Schrei gehört, er sprang auf und rief den Knechten. Sie vernahmen dann die regelmäßigen, dumpfen Schläge vom Hofe her und eilten dort hin, wo sich ihnen ein zunächst ganz unverständliches Bild bot. Nichts zu sehen und zu hören, als der grimme Jobs, welcher keuchend und mit Wut eine Stalltür attackierte. Beim Näherkommen empfanden sie einen unangenehmen Geruch von brennendem Schwefel und entdeckten fast gleichzeitig die an der Mauer schaukelnde Flamme, welche kaum noch einen halben Meter von dem Strohdache entfernt war.

die Schnur herunterreißen, wobei das Papierbündel aus dem Dache mit herausgezogen wurde, war das Werk der nächsten Sekunde. Sprachlos und tief erschrocken sahen sich die Männer einige Augenblicke an, es kam ihnen blitzschnell die Erkenntnis, daß ohne Jobs der Schultenhof in den nächsten Minuten unbedingt in Flammen aufgegangen sein würde. Sie fingen an zu ahnen, aus welchen Gründen jener die Tür anrannte und öffneten dieselbe. Ein kurzes verzweifeltes Ringen, dann lag der Brandstifter von kräftigen Fäusten gebändigt am Boden, es war der Scheerenschleifer.

Noch in der Nacht wurde derselbe durch den Gendarm dem Gerichtsgefängnisse eingeliefert, in der Gegend sah man ihn nicht wieder.

Ihr erwartet nun jedenfalls, zu vernehmen, daß man Jobs als Retter gepriesen, seine Hörner vergoldet und ihn gepflegt habe bis an sein Ende. Keineswegs, — sie dachten nicht daran. Einige Zeit nachher fing er an, pflegmatisch zu werden und Fett anzusetzen. Sie schlachteten ihn und kamen beim Verzehren überein, Jobs habe nicht gehalten, was er versprochen, er sei recht zäh und sehnig. Undank ist der Welt Lohn, sogar bei uns auf der Heide.





IV.

Unter dem Hochamt.

Der alte Küster ist unter Assistenz seines Sohnes und Thronfolgers beschäftigt, alles zum Hochamt fertig zu machen. Er zieht die Uhr. — „Heinrich, beyern!" Heinrich begibt sich zu den Seilen und fängt an zu läuten. Er ist noch Anfänger in der edlen Kunst, also langsam, sonst kommt er aus dem Text. — ca — cf, — ca — cf. — Och heere jao, — wat geiht dat stur, — dät Beiern is — doch gaor tau sur. — Der Alte kommt: „Lop is gau naoh de Pastoraot un haole Meßwin." — Er nimmt die Seile, jetzt gehts anders — allegro prestissimo — Heißa, heißa, immer lustig, juppheidi heida, — hört doch is den Köster än, juppheidi heida, — wat hei lustig beiern känn, juppheidi heida la la la lah. — Die Wege, welche vom Kirchspiele zum Dorfe führen, sind bedeckt mit Kirchgängern. Die Frauen, von denen viele Körbe tragen, da sie nach dem Hochamte allerhand Einkäufe zu machen pflegen, haben die Oberkleider hochgeschlagen, damit sie freier ausschreiten können. Staub umwirbelt die einzelnen Trupps. Die Leute gehen, nur kurze, auf Wetter und Stand der Ernte bezügliche Reden wechselnd, schwerfälliger als sonst. Die Arbeit, welche sie an diesen langen Tagen in glühenden Sonnenstrahlen und auf den stickend heißen Korn- und Heuböden zu leisten haben, zieht in die Knochen. Jetzt er-

schallen die Schläge der kleinen Glocke, „Fusel-klocke" genannt, weil sie das Zeichen gibt, daß sofort das Hochamt beginnt, daß also diejenigen, welche glauben, in der Wirtschaft noch erst „einen mitnehmen zu müssen, jetzt ihr Glas austrinken und kommen sollen. Das tun sie dennauch.

Die Orgel setzt ein, immer dünner wird der Strom, immer hastiger der Schritt derer, die zur Kirche eilen, dann einzelne Nachzügler, jetzt noch ein ganz Verspäteter, der in den „Turm" schleicht, — aus den der Hitze wegen geöffneten Türen schallt der Gesang der Gemeinde weithin durch das Dorf. —

Die Sonne sendet eine Fülle von Licht und Wärme hernieder, es rührt sich kein Blatt am Baume, — in den blühenden Linden, welche den Kirchhof umgeben, summt ein Heer von Bienen, Schwalben segeln blitzschnell durch spielende Mückenschwärme, — auf der höchsten Spitze des Birnbaumes dort im Garten sitzt ein Zaunkönig und trillert wie toll vor Liebessehnsucht und Maienlust aus Leibeskräften sein Liedchen, immer aufs neue, — hochauf streckt sich das zierliche Köpfchen, gar possierlich sieht er aus, der kleine Kerl mit dem steil aufgerichteten zitternden Schwänzchen und dem braun geringelten Röckchen, so harmlos und friedlich, so voller Leben und Sonnenschein, — straßauf, straßab! kein Mensch zu sehen, tiefste feierliche Stille im ganzen Dorf, — Gottesfrieden, Sonntagsruh'.

— — — — — — — — — — — — — — —

In den Häusern sind nur kleine Kinder, Kranke und Gebrechliche zurückgeblieben, oder solche, die das Haus hüten müssen und deshalb zur Frühmesse gewesen sind. —

Die Frau des Wirtes neben der Kirche spült

die gebrauchten Gläser, wischt die Tische ab, öffnet die Fenster, begibt sich in die Küche und setzt sich mit einer Handpostille an den Tisch. Die große Wirtsstube, sonst wiederhallend von Gläserklirren und Getümmel, liegt verlassen, nur der Kanarienvogel im Bauer dort am Fenster piept, hin- und herhüpfend, während Orgelklang und Gesang von der nahen Kirche her das Lokal durchschallen. — Nebenan wohnt der Tischler Lücken. Dort ist nur die alte Beske zu Hause, sie kann nicht mehr zur Kirche gehen. Sie sitzt im Lehnstuhl am Herdfeuer, — mag es noch so heiß sein, es ist selbstverständlich, daß der Sessel am Feuer steht und nur dort benutzt wird. Sie hat die Brille aufgesetzt, ihr Gebetbuch mit den riesengroßen Lettern in der Hand und betet — Bußgebete. „Beske, du must uk is baolde wär bichten un komnezeiren,“ — hat gestern die Schwiegertochter gesagt. „Jao, jao Kind, wenn du dät menst.“ — Heute nachmittag will der Kaplan vorsprechen. Sie ist bis an die Gewissenserforschung gekommen. Die macht ihr in den letzten Jahren immer viel Last, sie weiß gar nicht, wo sie was herkriegen soll zu beichten. Sie hat mal einmal nicht die Wahrheit gesagt, ist auch häufiger mit den Kindern recht ungeduldig gewesen, zweimal ist sie viel zu spät in's Hochamt gekommen und noch einiges dergleichen mehr, aber das ist alles schon so lange Jahre her, das hat sie schon so viel gebeichtet, — von ihren Kinderjahren weiß sie auch recht nichts mehr, „Och, dei Kaplaon söll mi daor wall mit helpen,“ tröstet sie sich und beginnt mit „Reue und Leid“. — Es ist so behaglich warm in der Küche, die Fliegen summen, die Uhr tickt gleichmäßig, — plötzlich

sieht sie ihren ersten Mann vor sich, der immer so plaisirlich war und voller Schnäke, bis ihn die schwere Krankheit darnieder warf, — das sind wohl fünfzig Jahre her, — ihr Gesicht verzieht sich zu einem Lächeln, sie nickt, atmet tief auf, — nickt nochmals, — das Buch entgleitet ihrer Hand, — sie ist eingeschlafen und träumt von alten Zeiten. — — —

„Theodor Ostmann, Kolonial- und Manufakturwarenhandlung" steht über der Tür. Der Chef der Firma muß heute das Haus hüten und hat strengsten Befehl, auf den Suppentopf zu achten. Er hat den Rock ausgezogen, läßt der Sonne wegen in der großen Küche die Vorhänge herunter und setzt sich seufzend auf einen Stuhl — er ist etwas stark beleibt und kein Freund von großer Wärme. Nach einer Weile geht er in die Hinterküche — im Sommer wird da gekocht —, sieht nach dem Feuer, legt so viel Torf in die Maschine, als darin Platz hat, und setzt den Suppentopf wieder darauf. Dann genehmigt er sich einen Bittern, und sofort einen zweiten, weil von dem ersten doch nicht viel bis unten kommt, der bleibt ja meist unterwegs behangen, steckt die Pfeife in Brand und fängt an, sich behaglich zu fühlen. Er spaziert mal durch den Garten — nein, es ist doch gar zu heiß —, geht wieder ins Haus und trinkt noch einen Schnaps, denn aller guten Dinge sind drei. Nun setzt er sich möglichst breit und bequem an den Tisch und blickt gedankenvoll den Rauchwölkchen nach, die dem Gehege seiner Zähne entfliehen. Nach einiger Zeit steigt ihm plötzlich ein Geruch in die Nase, eigenartig und gar nicht angenehm; der erinnert an den Brand

in voriger Woche, wobei zwei Kühe verunglückten, — er stutzt — springt auf und rennt, so schnell ihn seine Potentaten befördern wollen, in die Hinterküche. Dem Suppentopfe entsteigen schwarze Wolken, es knistert ganz gefährlich darin, — er reißt den Deckel ab — der Boden ist glühend, das Fleisch im Begriff, zu trockenen Braten zu werden, — rasch Wasser darauf aus dem Kessel. Es wallet und siedet und brauset und zischt, es brodelt und dampft — dann beruhigt sich die Geschichte. — Theodor steckt die Hände in die Hosentaschen, legt den Kopf auf die Seite, zieht die Stirnhaut hoch hinauf, betrachtet mißtrauisch die schwarze Brühe und sagt: „Daor werd maläwe kin Saoppe mehr van." Er trinkt sich einen auf den Schreck, und dann noch einen großen im Hinblick auf die kommenden und leider Gottes unvermeidlichen Dinge, denn seine „Allsche" ist eine resolute Frau und entwickelt bei Zeiten staunenswerte Beredsamkeit.

Gegenüber wohnt der Eisenwarenhändler Friedrich Nannen. Dort bewacht das Dienstmädchen, Susanna, also Sänne heißt die Holde, das lebende und tote Inventar. Sie treibt gar heimlich Werk. Aus der Kiste in ihrem Schlafzimmer nimmt sie einen Bogen Briefpapier nebst einem Kouvert, in Zeitungspapier eingeschlagen, den hat sie heute morgen nach der Frühmesse vom Kaufmann geholt. Sie geht damit in das Geschäftskontor, legt den Briefbogen auf den Tisch, setzt sich davor und holt aus der Tasche einen Brief, den sie vor einigen Tagen aus ihrem Heimatsorte erhalten hat und jetzt zum hundertsten Male durchliest. „Geliebte Susanna" — so beginnt er; dann kommen drei Seiten, die aus

einem Buche abgeschrieben sind; da ist von dem Augenblick die Rede, „wo sich Ihr süßes Bild unauslöschlich meinem Herzen einprägte" —, von Gefühlen und Sehnsucht, vom Stern des Lebens und vom verzehrenden Feuer im Inneren, von treuer Liebe und Wallen durch blumengeschmückte Auen, — sie versteht das alles nicht so recht, aber es lautet doch wunderschön. Auf der vierten Seite hat der Schreiber seinen Senf dazu getan, das ist reeller; da fragt er an, ob sie nicht die Plünnen zusammenschmeißen und sich trauen lassen wollten; seine Mutter würde alt und steif, sie könnten sich so nicht mehr helfen. Sie müßte es nun selbst wissen; aber wenn sie wollte, dann möchte sie gleich schreiben, denn was seine Tante wäre in Adorf, die hätte auch wohl eine für ihn, aber er wollte sie doch lieber haben. „Es grüßt ihnen Dein ihnen liebender Heinr. Bartels." — Sie nimmt die Feder, stippt vorsichtig in die Tinte, legt den von der Sonne gebräunten Arm auf den Tisch, neigt sich tief vornüber — so, nun kann's losgehen. „Moordorf den — och, das Datum kann sie später schreiben. — Aber die Überschrift! — Geliebter Heinrich — nein, das mag sie doch nicht — Geehrter — das klingt so verrückt — ich schreibe da nix über — nä — das geht auch nicht — Lieber Freund — ja, das geht" — sie malt die Buchstaben vorsichtig hin — „so, daor steit't — man nu!? — Wo mud ik daor nu mit än? — Ich fühle mir geehrt — nä, dänn bild't hei sück noch wat in — ich habe — du kannst — — ich muß — U Gutt uh Gutte! —" sie seufzt herzbrechend, — plötzlich wirft sie den Federhalter auf den Tisch. — So 'n Schleif van

Jungen, künn hei nich kaomen un fraogen, dänn brukede ick blot jao tau seggen — nu mud ick mi quälen mit dät Schriewen, wachte, ick will di helpen, du — och, et is doch 'n gauden Jungen, min leiwe Hinnerk! — man mit dät Schriewen — dät weid'k nich" — sie nimmt die Feder wieder zur Hand. — „Ick wull doch leiwer teihn Fauer Hei offtäken", sie blickt starr auf das Papier, kaut auf dem Federhalter, rutscht auf dem Stuhl hin und her, reibt sich die Nase, greift in die Haare, seufzt und stöhnt, blickt verzweifelnd gen Himmel, ob ihr von da keine Erleuchtung kommt, — der aber scheint sich um ihre Qual und Pein nicht zu kümmern, oder der liebe Gott ist gerade nicht zu Hause — sie springt auf. „Och Heere," sagt sie beinahe weinend, „nu is gliek dei Misse ut, un ick sitte hier noch mit dei verdulde Schriewerei!" Sie rafft ihre Sachen zusammen, bringt sie in die Kiste, und eilt in die Küche. — —

Bei dem Eigner Bernard Nortmann, dort unter den alten Eichen, ist auch ein junges Mädchen, die Tochter des Hauses, daheim, und auch diese ist in großen Nöten, — heute nachmittag muß sie in's Brautexamen. Sie hat den alten Familienkatechismus, den Overberg, wieder hervorgesucht. Zunächst hat den ihre ältere Schwester, die seit einigen Jahren verheiratet ist, in der Schule gebraucht, dann sie selbst, zuletzt ihr jüngerer Bruder — der hat ihm den Rest gegeben. Jetzt hat er keinen Umschlag mehr, die ersten Seiten fehlen, die anderen sind voller Eselsohren und stark beschmutzt. Sie ist eigens zur Frühmesse gegangen, um unter dem Hochamt lernen zu können, denn wenn die anderen dabei sind, dann

kann sie nicht so gut, die lachen dann immer und sticheln." — Sie hat das Buch vor sich liegen, die Ellenbogen auf dem Tisch, den Kopf mit dem hellblonden Haar und den vor Erregung leuchtenden blauen Kinderaugen auf die Hände gestützt und lernt eifrigst. Die zehn Gebote Gottes, die sechs notwendigsten Glaubensstücke, die acht Seligkeiten und so was, das kann sie wohl noch, sie hat früher ihre „Lexe" immer gut gelernt; bei der Buße aber wird die Sache schon schwieriger, und beim allerheiligsten Altarssakrament erst, da kommen so lange und schwer zu lernende Fragen — sie zittert, wenn sie daran denkt, daß der Pastor sie darüber ausfragt, wenn sie ihr „Werk" nicht könnte, das wäre ihr doch „rein zu min", sie hat „Heiden-Respekt" vor dem Pfarrer, er sieht immer so ernst und strenge aus — vorigen Sonntag hat er noch gepredigt, die Leute sollten mehr in ihrem Katechismus lesen; — und ihrem Bernard, dem geht es heute nachmittag auch sicher ganz schlimm, sie hat ihm so viel gesagt, er solle doch lernen, aber dann sagt er immer: ja, ja — und sie weiß sicher, er tu's doch nicht, — ja, und ihre Schwester, das ist auch so eine, — die hat sie gestern gefragt, wie das beim Brautexamen zuginge, und da hat sie gelacht und gesagt, wenn 'n Mensch sich 'n Zahn ausziehen lassen wollte, dann müßte man ihm Mut einsprechen, sie sollte nur tüchtig lernen, das würde sich schon finden. — Nun muß sie noch über die Ehe nachlesen, da weiß sie noch gar nichts von. „Jesus aber sagte, daß die Ehe fortan nur zwischen zwei Personen unauflöslich sein sollte. — Was antworteten die Jünger, als sie dieses hörten? Antwort: Dann wäre nicht

gut heiraten. — Dät is't uck wahrhaftig nich — man schull dät ganze Wärk taugäwen." — —

In dem Hause ist offenbar niemand daheim, die Falltüre ist geschlossen, vor der Nebentür hängt ein großes, altmodisches Schloß. Der Schäferhund liegt lang ausgestreckt auf dem Düngerhaufen, blinzelt in die Sonne und schnappt hin und wieder nach Fliegen. — — —

Der Eigner Brinker hat sich einen Stuhl aus der Küche genommen, er setzt sich jetzt unter den großen Kirschbaum auf dem Hofe und studiert die Zeitung. Die kommt jeden Sonntag morgen und kostet quartaliter fünf Groschen, eigentlich reichlich viel Geld, aber 'n Mensk will doch hören, wo 't in de Welt taugeiht. — Zunächst nimmt er die gemischten Nachrichten durch. — Bedorf. Heute wurde die Frau des Schneidersmeisters Meyer von Drillingen glücklich entbunden. Mutter und Kinder befinden sich bis jetzt wohl und munter. Mäg wall wäsen, man dät dei Schnieder bi dei Geschichte wohl un munter is, dät löw' ik maläwe nich. — Cedorf. Auf unserem diesjährigen Schützenfeste errang die Königswürde Herr Beerbter Olliges und erkor sich zur Königin Fräulein Adelheid Janßen. — Oh wat Daomelderei — dät leß me jeiden Söndäg teihn maol. — Dedorf. Heute verstarb unser langjähriger Vorsteher Franz Ottens — oh, dät deiht mi leid, was 'n gauden Mann — er nimmt die Mütze ab, blickt nach oben — Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm, laß ihn ruhen in Frieden, Amen! — Junge, Junge, wo käänt 't doch so kaomen — jä, wi määt d'r ale maol hen. — Edorf. Hier wurde ein elf Monate altes Schwein

abgeliefert im Lebendgewichte von annähernd 400 Pfund, ein Zeichen — — wat schöll dat nu? Daor möß doch bistaohn, waor dät Schwin van is un wat för 'n Soorte, un wo dät upfauert is, dänn künn me daor noch wat bi lehren — män so? — Gedorf. Die Heuernte ist in vollem Gange, die Witterung recht günstig, kein Wölkchen trübt den blauen Himmel; wenn es so bleibt, werden unsere Landleute das Heu prächtig unter Dach und Fach bekommen. — Dät stimmt, man dät weit 'n olle Zäge uck wall. — Süh, van use Dörp steiht d'r wär nix in — Moandäg is Stäwens Bur sin Schaopkaowen afbränt — Dingesdäg kammen hier drei Heerens ut Hannover, dei den Hümmling bekieken wullen — Dönnerdäg häw wi 'n neien Mester krägen — man nix un nix!" — Er wendet ärgerlich das Blatt um und fängt jetzt vorn zu lesen an. Berlin, den 5. Juli. Se. Majestät unternahm gestern den gewohnten Spaziergang im Tiergarten und konferierte darauf eine Stunde lang mit dem Reichskanzler. — Na, wenn hei dät gewennt is, dänn brukt sei dät doch nich ale Daoge tau schriewen — konferierte? konferierte? wat hett dät? mit dem Reichskanzler? — Och, söllt wal einen mitenänner drunken häbben — worüm uck nich, up dei Groskens bruket dei beiden jä nich tau seihn. — Frankreich. Die Kirche zu — — Menskenkinners, wo käönt dei Lüde doch süke Naomens utfindig maoken, dei känn jä kin Studeierden utspräken — ist an ein Konsortium verpachtet, welches darin Theater und Konzerte veranstalten will. — Wat is dät?! In de Kärke? — In Gottes Kiärke 'n Thiaoter? — Wenn daor use Leiweheer nich mit 'n Donnerschläg infäget,

dänn wei'k d'r nich mehr van — Verduld! dät is doch — in dei Kiärke 'n Thiaoter?! — Murd un Dotschläg, dät känn ick mi begriepen, man dät so'n Volk — un dät is doch katholsk — 't geiht mi rund ümme in'n Kopp — wat bünnt dät för Tiden!!! — Er steht auf, legt die Zeitung auf den Stuhl und geht sinnend und kopfschüttelnd in den Garten. — — —

Das kleine, freundliche Haus des Schuhmachers Heinrich Sandmann liegt etwas abseits vom Wege. Auf dem Rasen unter den Obstbäumen spielen zwei Kinder, ein Mädchen von ungefähr fünf Jahren und ein jüngerer Knabe, ein ganz kleines Kind sitzt abseits in einem Stühlchen am Kirschbaum. Das Mädchen wirft hin und wieder ängstliche Blicke auf die Fenster, wenn der Kleine mal etwas laut wird, legt sie ihm das Händchen auf den Mund, — „tille — tille! — Papa is känk — aam Papa!“ — In der kleinen Kammer neben der Küche liegt der Schuhmacher auf dem Krankenlager. Die Backenknochen stehen weit vor aus den eingesunkenen Wangen, auf der Stirn perlen große Schweißtropfen, welche ihm seine Frau hin und wieder abwischt. Schwer quält sich der Atem aus der eingesunkenen Brust, die unnatürlich weit geöffneten Augen glänzen fieberhaft, unbeweglich ruhen auf der Decke die sonst so fleißigen Hände. Sie legt die Kissen bequem unter den Rücken und beugt sich über ihn. „Heinrich, deiht di wat seer?“ — Er schüttelt kaum vernehmlich den Kopf. — „Schöll dei Pastor uck maol kaomen, of dei Dokter?“ — Er verneint wiederum, der Doktor kann ihm nicht mehr helfen — als er ihn vor einigen Tagen ernstlich fragte, hat

er sich abgewandt — das war ihm eine deutliche Antwort. Gestern hat ihm der Pfarrer die heilige Kommunion gebracht und die letzte Ölung gespendet, — er ist mit allem fertig, ganz ruhig und ergeben. Es war ein furchtbarer Kampf, — er war früher ein so kräftiger, gesunder und lebensfroher Mann. — Im Winter hatte er sich die böse Erkältung zugezogen, wodurch? das wußten sie nicht, sie achteten auch nicht weiter darauf und machten sich keine schweren Gedanken, er selbst sang so fröhlich wie immer und scherzte mit seinen Arbeitgebern, er dachte ja gar nicht daran und hielt es nicht für möglich, daß ihn, gerade ihn den so kernigen und kraftstrotzenden Mann eine ernstliche Krankheit treffen könne; der Husten aber wollte und wollte nicht weichen, der Auswurf wurde blutig, langsam verstummten seine Lieder, es gab Stunden, wo ihm die Brust derart schmerzte, daß er die Zähne zusammenbiß, um nicht laut zu jammern, wo er mit dem Hammer möglichst viel Geräusch machte, damit seine Frau in der Küche den Husten nicht hören sollte, der ihn schüttelte, wie ein schwaches Kind. Zuletzt ging es nicht mehr, die Hände wurden immer matter, der Atem immer kürzer — und dann — ja, dann kam die schreckliche Gewißheit, daß er sterben müsse in seinen jungen Jahren, und Abschied nehmen von der so heiß geliebten Frau und den Kindern. — O, diese Qualen und die Todesangst! — — Jetzt hat er auch das überwunden und ist bereit; er wartet auf den Tod und auf seinen Heiland — wie hatte der Pfarrer doch gestern gesagt? — Je schwerer das Opfer, umso größer der Lohn — ja, und bald wird er seine Lieben wiedersehen im

schönen Himmel. — — „Schöll ick wär bäden, min Heinrich?“ — Er nickt. Sie setzt sich am Fußende des Bettes auf einen Stuhl und betet ihm langsam und deutlich die Sterbegebete vor. — — „Gedenke deines bitteren Leidens und erbarme dich, o gütigster Jesu, der Kranken und Sterbenden, tröste die Witwen, beschütze die Waisen und Verlassenen, denn du bist aller Hoffnung, bei dir allein ist Hülfe.“ — Sie ist bei diesen Worten totenbleich geworden, — sie erhebt sich, — „effen naoh dei Kinner kieken“ — stößt sie durch die zusammengebissenen Zähne — geht in die Küche, und wankt auf die Diele. — Kaum hat sie die Türe hinter sich geschlossen, da wirft sie die Arme hoch und sinkt, beinahe verzweifelnd vor Not und Jammer auf einen Heuhaufen nieder. Sie schluchzt herzzerbrechend, dabei preßt sie das Gesicht in das Heu, damit ihr Mann das nicht hört. — — „Leiwe Heiland! leiwe Heiland! use Vaoder! min Heinrich!“ Der ganze Körper zittert und bebt. — — Aus der Kammer tönt grauenhaftes Stöhnen und Röcheln, — sie hört es nicht — Als sie nach einiger Zeit sich gefaßt hat, erhebt sie sich, reinigt die Kleidung von den anhaftenden Heufasern und geht in die Waschküche, wo sie den Zipfel des Handtuches in kaltes Wasser taucht, um damit die verweinten Augen zu waschen. Dann streicht sie mit dem Kamm durch das Haar und blickt in den Spiegel, ob man ihr die vergossenen Tränen auch ansehen kann, — sie versucht sogar ein freundliches Lächeln, das aber gibt dem abgehärmten Gesichte etwas unendlich Trauriges. — Sie räuspert sich einige Male, um zu sehen, ob sie ihre Stimme in der Gewalt hat und geht durch die Küche. Am

Herdfeuer bleibt sie stehen, es befällt sie mit einem Male eine entsetzliche Angst, sie preßt die Hände auf das laut klopfende Herz, die Beine erzittern ihr, sie hat plötzlich die Gewißheit, daß in der Kammer etwas furchtbares auf sie warte, es ist so unheimlich still dort, — — vorsichtig tritt sie hinein, — da liegt ihr Mann mit gebrochenen Augen, blutiger Schaum auf den erblaßten Lippen. — Sie stößt einen gellenden Schrei aus und schlägt hart auf den Lehmfußboden danieder. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Vom Kirchturm erschallen die regelmäßigen kurzen Schläge der großen Glocke, — „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft" — noch einen Augenblick, tiefste Stille, — dann quillt der Menschenstrom aus den Kirchtüren, die Straßen hallen wieder von dem Lachen und Plaudern der festlich gestimmten heimkehrenden Menge.





V.

Gerd sin Postkontor.

Das Haus mit dem blauen Briefkasten und dem Schilde: „Öffentliche Fernsprechstelle" liegt inmitten des Dorfes längs der Straße. Selbstverständlich befindet sich darin neben der Post auch Wirtschaft. Es mag auffallend erscheinen, daß es keine Post-Agentur oder -Hülfsstelle gibt, die nicht in einer Schenk- oder Gastwirtschaft angelegt wäre. Wir haben darüber simuliert und sind zur Einsicht gekommen, es sei dies eine außerordentlich weise Maßregel der betreffenden Behörde, die den Männern zu einem Früh- oder Nachmittagschoppen verhelfen will, indem daß es doch viel harmloser klingt und leichter durchzusetzen ist, „zur Post" zu gehen, als ins Wirtshaus. Dem Hause gegenüber liegt der mit alten Eichen bestandene Brink. Wenn man die Haustür öffnet, tritt man sofort in die Küche. Gegenüber steht der große Küchenschrank, an der linken Wand lodert das Herdfeuer, rechts befindet sich eine mit Flaschen und Gläsern bestandene Theke, dahinter ein Regal mit Börten, worauf allerhand Porzellansachen und Schubladen, in denen Kolonialwaren aufbewahrt werden. Neben der Theke, wenn man von der Straße her in die Küche tritt, scharf rechts, ist eine Tür, welche ins Postkontor führt.

Gerard Schmidt, genannt Postgerd, ein kräftiger Mann von ungefähr 55 bis 60 Jahren, sitzt mit den Seinigen am Tisch. Es ist um 8 Uhr morgens — „Breitid". Der Brei ist verzehrt, der hohe Stapel Pfannkuchen auf ein Minimum reduziert. Hinnerk, der Großknecht, legt die Gabel auf den Tisch, wischt sich den Mund mit dem Handrücken, diesen wiederum an der hinteren Hosenpartie und erhebt sich schwerfällig, mit ihm der Schäfer und die beiden Mädchen. Gerd bespricht noch einiges mit seiner Frau, dann heben auch sie die Sitzung auf. Jene „räumt ab", hängt den Mittagstopf auf das Feuer und geht an ihre Gartenarbeit, Gerd aber in sein „Allerheiligstes", ins Postkontor.

Er macht das Fenster auf und guckt ins Wetter. „'t werd heit van Daoge", sagt er, stopft sich die kurze Pfeife, steckt an, nimmt ein Zeitungsblatt und setzt sich seufzend auf den Stuhl am Fenster. Tiefe Stille im Hause und im Dorfe. Aus der Küche nur erschallt das gleichmäßige Ticken der Uhr und das Brodeln des Essens im Topfe, eine Fliege summt durch das Zimmer, stößt mit hörbarem Bums gegen den Spiegel, nochmals — und verschwindet durch das Fenster. Eine ganze Zeit lang wird der Friede in und um Postgerd durch nichts gestört. Da öffnet sich die Haustür: „O ha," seufzt er, „nu geiht dät Geschäft än."

Ein kleines Mädchen, blank gewaschen und sauber bis auf die untere Nasenpartie. „Ick wull 'n Postkaorte häbben." „Hier min Kind, wat büst du för eine?" „Ick bün Trinen Härm sine." „So, hier häst du 'n Boms, nu segge jau Vaoder

tau, wi hären friske Heringe krägen, hörst du?" „Waal." „Na, dän man tau."

Postgerd streckt beide Arme gen Himmel und reckt sich aus Leibeskräften. „U—u—u—ha!" Dann geht er an den Briefkasten und öffnet. Ein Brief und eine Karte. „An den Herrn Gerichtsvollzieher in S. — Aha, dei is van Otten Harm, jä, dei söll wal Not vör de Büren häbben." — An den Handelsmann Moritz Meyer in X. . . . Heiddorf, den . . . Ich habe mich das überlegt und will die Kuh für den Preis wohl nähmen. Ich komme Montag. Hochachtend Ger. Memering. — Dät is tau laote." — Postgerd tritt vor die Tür, blickt nach allen Seiten und entdeckt hinten unter den Bäumen einige Kinder, von denen er einen Jungen heranwinkt: „Büst du nich Müller finen?" „Jao." „Is Gerd Memering nich din Unkel?" „Jao." Daor geihst du fort hen un seggst, ick häre seggt, dei Kauh was all verköfft, ick wüste dät, — up düsse Kaorte schull hei ut Verseihn 'n Kläks maoken, dänn kreg hei 'ne neie — loß!"

„Na, Krüjansmauder?" „Hier is 'n Breif än use Johan, wat kostet dei?" „Jä man, wo is't nu? daor häst du 'n Daohler so in daohn? Dät kän doch nich." „Dät is kin Daohler, dät is fief Mark." „Gänz egaol, so geiht dät nich — na, ick söll dät wal kriegen, ick dau d'r 'n nei Kuwer ümme un 'n Fiefmarkschin drin, — kost 'n Grosken." „Moi Gerd, och heere wenn dät man taurächte kump, hier is 'n Grosken, must uk bedanket wäsen — adjüs." — Gerd macht den Brief auf.

„Lieber Johan, wir schicken dir fünf Mark, dafür kanst du Pulfer kaufen, das wundert uns

gar nich, das das Pulfer jetzt so teuer geworden ist bei die Soldaten hier wird auch alles teurer, wir haben gistern for fier Hühner Stück fünfzehn Groskken gekriegt, zu meiner Zeit kosteten sie drei Stüber. Und das Korn ist auch so teuer. Wir haben es jetzt man knap sonst würden wir dir mehr schicken sei doch recht sünig mit den Pulfer lieber Johann du weist ja wohl wir haben es nicht zu riewe, so lange du bei die Soldaten bist. Lieber Johan, paß doch gut auf das es keinen Krieg gibt wenn du Middewinter komst, krigst du auch Wust mit. Unsere Anna, die in Lorpe dient ist gar nich gut zu Wege sie wär immer so müde in die Beine und sie hätte es auch in die Knochen, bei zeiten täte ihr der ganze Lebenswandel seer, man der Doktor hätte gesagt es wäre nich schlim das wären so Leidenschaften von junge Mädchens das hätte nich was auf sich. Unsere Schwarzbunte hat gistern einen Steinbillen gekrigt wir sind sonst recht gesund, deine Mutter."

Postgerd nimmt seine Handschrift und schreibt unter den Brief: „Vor vier Wochen hast zu zehn Mark gekriegt „zu einen neuen Säbel", jetzt erhälst du fünf Mark, „weil das Pulver teurer geworden ist". Diese Witze kannten wir schon vor siebzig. Du verdammter Schlingel, wenn du in nächster Zeit noch mal um Geld schreibst, dann werde ich dir was pulwern, aber Geld krigst du nicht mehr, dafür werde ich sorgen. Ger. Schmidt. So!" — —

„Hier was 'n Pakeit un wat dät kosten möste." „An Frau M. in Holte — dät kost twei un 'n halben Grosken, Lieschen." „Jä, dät schullst du

man frei maoken un dän wull ick 'n half Pund Täbäk häbben un ein Pund Saolt un twei Stifte, un tauken Mondäg läwerden wi use Biggen of, un dänn kam use Vaor un betalde." „Hm — van dei Biggen schöl ick mal nich väle kriegen — na, 't söll sük mal loß lopen, hier Lieschen."

Pingelingelink — rrrrt — rrrrt — rrrrt. —

Gerd geht gemächlich ans Telephon. „Hier Heiddorf." „Hier Postamt W. Telegramm aus Apeldorn." „Schön." „Lehrer Determann Heiddorf" — „Lehrer Determann Heiddorf" wiederholt Gerd. „Soeben kräftige Zwillinge angekommen — à hundertfünfzig Pfund zu achtzehn Mark dreißig." — „Mareijop!" sagt Gerd erschrocken. „Da spricht sonst jemand, Leitung ist besetzt! Heiddorf?" „Hier." „Also: Soeben kräftige Zwillinge angekommen, Mutter und Kinder wohl." — „Mutter und Kinder wohl", sagt Gerd. „Sie können die ganze Gesellschaft meinetwegen in 'n Viehwagen packen, ich verzichte" — „Na, wer spricht denn da wieder? Die Leitung ist besetzt!" — „Heiddorf?" „Hier." Taufe ist Mittwoch." „Taufe ist Mittwoch." — „Gerd, güf mi is gau —" Gerd dreht sich um: „Sühst du nich, dät ick änt Telefonieren bün, häst du kin Wachten lehrt?" — „Na, was ist denn nu? „Och, ich sprach hier mit einer Frau, also weiter, bitte, Taufe ist Mittwoch." — „Um zwölf Uhr dein Wilhelm." „Schluß."

Gerd hängt das Schallrohr an den Haken und ist noch am Schreiben, da kommt Ollig sin Wobke hereingepoltert. „Morgen Gerd, süh, daor is jä Gesken Märeiktrine, gaut, dät ick di tröffe, jau Sina löp nu stiefweg ächter use Bernd än,

jä kik du man, ick häbbe se gistern noch bi'nänner seihn, man dät will'k di seggen un dät känst du jau Sina man verklaoren, sei sull sick joo nix in'n Kopp setten, daor wörd nix van, den Jungen künne sei nich krigen."

Die andere hat unterdessen die Arme in die Seite gestemmt, nun gehts los, wie ein Feuerwerksrad. „So — so — so? use Sina un jau Bernd un nich kriegen könen? Du olle olle Trampel van Wiw — jä, dät sullst du mal willen, daor sullst du usen Leiweheer man up de bloten Kneie ümme bäen, dänn kreg jau Bernd doch is 'n maol wär heile Plünnen än't Liev, un jau olle Schmärbudel wörd is 'n maol wär rein, wat se nich woren is, so lange äs du drin ümmetau kleiest, du — du — du wust wat seggen van kriegen könen? Jao, wenn use Sina so was, äs du fräuher, un ächter elke Mannmensk änlep, man dät will'k di seggen — sie schüttelt der andern die geballte Faust vor der Nase — „un dät segge dinen unnöseln Schleif van Jungen uk man tau — —"

„Nu is't aber genaug, wat Donner un Doria, hier in min kaiserliche Postkontor —"

„Ich sch. . . wat up dinen gänzen kaiserliken Kraom. — — Kump jau Bernd noch einmaol wär bi use Däöhren, dänn känst du sine Knaoken up usen Faold wär bi'nänner säuken. Dät segg ick!" — Heraus — sie schlägt die Haustür hinter sich zu, daß das ganze Gebäude zittert.

„Du Wobke," sagt Gerd nach einer Pause, „mit dei fänge wie nich wär än, dei is us äöwer." „Hä! — wat is dät 'n Fraumensk! U Jasses! man nu segge sülben —" „Nee, nee," sagt Gerd,

und streckt ihr abwehrend beide Hände entgegen, „ick häbe nu genaug van jaue Geschichte, wullst du nich Kaoffebohnen häbben? „Nee, 'n Pund Ries un för twei Groskens Beschüt — man wachte man, dät will'k doch seihn, wat ick mit dät Wiw" „Hier, hier," sagt Gerd schnell, so, nu man tau, kum es gau wär, Wobke." — Er macht ihr die Haustür auf, blickt ihr kopfschüttelnd nach, geht an die Theke, trinkt sich bedächtig einen Klaren, steckt dann seine Pfeife wieder in Brand und sagt: „Gott söll us in Gnaden bewaohren, sücke Drachen! Söll mi wundern, wat d'r ut werd."

Kaum hatte er seine Gemütsruhe wiedergefunden, da kommt ein junger Herr, elegant, Wadenstrümpfe, Sportanzug, rote Handschuhe usw. „Moijen, sind Sie der Postmensch hier?" „Nä." „Hier ist doch die Post?" „Jaojao, man wieder." „Habe Malheur gehabt mit meinem Rad, kann ich 'n Landauer haben, der mich zur Station fährt?" „Woar sünd Sei her?" „Ich komme von Oldenburg." „Wat willt Sei hier dänn?" „Ich will hier nichts, darum möchte ich schleunigst aus diesem scheußlichen Nest heraus." „Waor willt Sei dänn hen?" „Herrgott, ich frage, ob ich 'n Landauer haben kann?" „Veierspännig un mit Vörrieders?" „Wollen Sie mich uzen?" „Nä, dät lohnt sük nich, ick will di wat seggen, Landauers un Automobile häw wi hier nich, wi häbt blot Kutsken, man ümme so 'ne handvull Kerl un 'n stücken Räd känn me doch kine Kutske anspännen — nä — gaoh du man gau naoh usen Naober hen, dei is net mit 'n lossen Meßwaogen naoh Huse föhrt, dei brenk di d'r hen." „Auf 'nen Düngerwagen?" „O, daor kump

wat Stroh up un dän 'n Brett äöwer de Leddern — man gau tau — süß schmitt hei d'r wär Meß up. — Der Jüngling starrt Postgerd an, dreht sich „schwabb" um und schmettert die Tür hinter sich zu. „Mein Zeit un mein alles, dei Menskèn säget mi van Daoge noch mine unschüllige Husdäöre ut'n Liem."

„Na, Trina?" Das junge Mädchen blickt umher, ob sie auch allein sind. „Gerd, is d'r kin Breif für mi?" „Woher Trina?" „Och, du weist gaut, wat ick meine." „Aha van Hömmen Claos?" Sie nickt bloß. „Willt jau Ollen daor noch nix van wäten?" „Och, weist du, unse Voader den kreg ick daor wall tau, man use Mauder — dei will mit Gewalt, ick söll den Schmitjans Wilm nähmen, wil dät hei wat Geld häw, man ick dauh't nich, ick dauh't nich." „Jä, Claos is 'n fixen Kerl." „Nich woahr? vöriget Jaohr häw wi us versproken, un ick häbbe üm dei Hand drup gäwen, dät ick up üm wachten wull, un nu schull ick — — dät segge ick di Gerd, laot kaomen, wat will un well d'r will, ick will üm häbben un ick kriege üm uk." Gerd blickt sie an und mag in ihren funkelnden Augen wohl allerhand lesen; er legt ihr die Hand auf die Schulter: „Trina, nu löw ick sülben, dat du üm krigst." „Du, Gerd, wenn d'r nu 'n Breif kump, dät du den jao nich den Briefdräger mitdeihst, du känst um jä bi Sit leggen." „Man wo werst du dät dänn gewaohr?" „Dät häb ick mi all utdächt, du nümmst 'n lüddick Stück Papier un stikest dät mit 'ne Spelde än't Fenster in din Kontor, ick kaomme jä ale Daoge vörbi, dänn weid ick Bescheid." „Nu kiek doch is, so 'nen schlauen Racker, na, dät

will wi dänn man so laoten." „Danke uck vullmaol, man dät du dät kien Menske vertellst!" „Weist jä wal tau bäter." „Adjüs, Gerd." Sie nickt ihm lachend zu und eilt über den Brink.

Gerd nimmt die Zange und „legt" das Herdfeuer „an", rührt mit sachkundiger Hand und Miene das Essen um, wäscht die Kartoffeln hinein und stopft sich dann von neuem die Pfeife. Kaum ist er mit diesem Geschäfte fertig, da kommt die Post angerumpelt, gleichzeitig erscheint auch der Ortsbriefträger.

„Häst du kin Menske mitbröcht?" „Nee," sagt der Kutscher, „was nix tau verdeinen van Daoge." — „Mmmmäh!" ertönt es aus dem Wagen. Gerd reißt die Tür auf — da steht eine Ziege. „Mareijoskenheit Franz, büst du nu rein van Gott un ale sine Hilligen verlaoten? Du föhrst Zägen in'n Postommnibus? wat bedüt dät nu?" — „Och," sagt Franz etwas verlegen, „Schwarten Mauder häw dat Deier in Moorbrüggen köft, dei Lüe wullen se gern loß wäsen un ick här d'r jä kin Menske in — ick maoke den Waogen faort wär in Ordnung un Schierigkeit." „Junge, du büst 'n Schwinägel," sagt Gerd mit Nachdruck, nimmt den Beutel mit Postsachen und begibt sich kopfschüttelnd in sein Kontor. Der Briefträger ordnet die Pakete, Gerd die Briefe und Karten. Letztere liest er alle gewissenhaft durch, bei den Briefen kombiniert er sich allerhand. „Herrn Vorsteher Tholen — aha, dei is van't Amt. Weit der Deubel, wat dei Kerls immer tau schriewen häbt. — Herrn Eigener B. Hanekamp — wat, ut Offenbrügge? Oh, daor deint sin Ohm-

segger — schöll uk wal wat Geld häbben willen. — Frau Witwe Elis. Wübben: „Liebe Mutter, teile dich hierdurch mit, daß ich tauken Mai wieder nach hause komen, es gefällt mir hier gar nicht — — Hm jä, än dät Wicht is nix gelägen, häb't altid dächt — Koffedrinken un Beschüt äten un nix dauhn — na, ick wull ähr! — Herrn Tischler Dirksen: Die Sendung Holz ist heute an Sie abgegangen — süh, dänn häw dei Kerl doch wär Kredit, wo hei dät wal loßkrägen häw? — Fräulein Catharina Bussen — aha, daor is hei, den stäke wi in Täske. — —

„Gerd, ick schenke mi 'n Bittern in", ruft der Kaufmann Wessels aus der Küche, „känn'k mine Zeitung kriegen?" „Must 'n Gänk wachten, ick bün noch än't Sortieren." — Herrn Ullrich Pülsken — — —

Unterdessen sammeln sich in der Küche allerhand Männer — es geht gegen Mittag. „Tau, Gerd," ruft Schuster Beies, „'ne Pülle Beier, wat Donner, Kerl, du brukst't uk nich nett ale tau läsen." — „Och heere Kinners, ih möt nich so lastig wäsen, daor häb ih wat Zeitungen. Wilm", er ruft den Briefträger, „haol is Beier ut 'n Keller un trek loß. — Süh, Morgen, Herr Lehrer, daor is uk 'n Telegramm för jau." Der alte pensionierte Lehrer, der hier morgens sein Schnäpschen zu trinken und die Zeitung zu holen pflegt, liest. „Famos, wann ist die Nachricht gekommen?" „Van Morgen all, man ick härre kin Menske in Huse. — Kinners, dei Herr Lehrer is dübbeld Grotvaoder waoren — hei mut einen utdauhn!" — Die andern gratulieren, der Alte ist freudig erregt und tut

wirklich ordentlich einen aus. Sie trinken auf das Wohl des Großvaters, der Eltern, der Zwillinge, dann einen auf deren Nachkommen und daß diese reiche Eltern kriegen, auf Heiddorf, auf die Christenheit und schließlich ohne besonderen Zweck, weil sie doch mal so schön am Zuge sind — es wird recht lebendig in der Küche. Der Schmied mit raschelndem Schurzfell und hoch aufgeschlagenen Ärmeln, welche die sehnigen, geschwärzten Arme frei lassen, wischt sich den Schweiß von der Stirn und läßt den Lehrer hochleben, sie brüllen Hurrah und Bravo, daß es weithin über den Brink schallt. Das lockt natürlich noch andere herbei. Postgerd kommt heute wirklich nicht dazu, alle Sachen durchzustudieren, er ist froh, als er den Briefträger damit beladen und in die Welt geschickt hat, sodaß er die Hände frei bekommt. — „Mi'n Gläs Beier, wat kän't schlechte Läwen helpen!" — „Mi'n Bittern" — haolt, et klöppet!" Alle nehmen die Mützen ab und beten — — „Gaun'n Däg uk — So, nu noch 'n Lütken tau't Aofgewöhnen! — „Tau Gerd täpp in; Kerl, wat büst du stief waoren letzte Tid." „Jä", sagt Gerd, „Kinners, säbentig un einunsäbentig, dao was dät —" „Gerd haolt't Mul! Wenn hei von säbentig anfänk, hört hei gaor nich wär up un lügg us 'n Hals vull." — „Süh, daor kump dei Schnieder uk noch, Hurrah Wüppup! Büst du dine Olske utknäpen? Kerl, wat häst du 'ne Kuraoge!" — — — „So leben wir, so leben wir, so leb'n wir ale Tage, — bei der allerschönsten Saufkompanie!"

Unterdessen hat die Frau des Hauses in einer Ecke der Küche den Tisch gedeckt, es wird halb eins — allmählich schieben die tapferen Zecher,

einer nach dem andern, von dannen — um ein Uhr trinkt auch der Schmied — er ist nicht mehr recht fest auf den Beinen — sein Glas aus. „Hä!“ sagt er mit einem fürchterlichen Seufzer, „et is doch ’n Glück, dät dei aolde Mester nich ale Daoge Grotvaoder werd!“

Der Schneider allein sitzt noch am Feuer, trinkt Klaren und zieht an seiner Zigarre, die er nur noch mit Umständen und ruckweise an die Lippen kriegen kann. Die Knechte und Mägde kommen, das Essen wird aufgegeben. — „Aller Augen“ — da fliegt die Türe auf — die Schneidersfrau à la Furie: „Is’t waohr? Is’t mögluch? Daor sitt dät Luder van Kerl, supp Klaoren un roket Szigarren up’n Werkeldäg? Kerl, Kerl, dei Düwel jäöket di ’t Fell. Kummst nu faort mit? Wachte, du —“

Der verunglückte Schneider, dem vor Schreck die Zigarre entfallen ist, will etwas sagen, die Zunge ist aber zu schwerfällig geworden, er lallt einiges, erhebt sich — die Frau schleudert den Stuhl zurück, erfaßt ihren torkelnden Ehezärter am Kragen und schubst ihn unter däftigen Segenswünschen zur Tür hinaus.

Die am Tische Sitzenden sehen sich an und lachen aus Leibeskräften; da klopft Postgerd energisch mit dem Messerrücken auf seinen Tellerrand — augenblicklich ernste Gesichter und gefaltete Hände —: „Aller Augen warten auf dich, o Herr — — —“





VI.

Heine un Eite.

Er schrieb sich Heinrich Schütte. So wurde er im Dorfe aber nur vom Pastor und vom Lehrer genannt; alle anderen kannten ihn als Hoosengerd sin Bernd sin Heine, abgekürzt Hoosenheine. Sein Vater hieß Bernard, sein Großvater — Gerhard Schütte — hatte mit Hoosen=Strümpfen gehandelt. Seine Eltern besaßen eine einträgliche Eignerstelle; das alte, geräumige Haus steht unweit der Kirche und sieht aus, als ob der nächste Sturm es unbedingt zerstören müsse, doch ist zehn gegen eins zu wetten, daß es nach hundert Jahren noch ebenso stehen, das Gebäude allenfalls noch etwas windschiefer und das Dach ganz und gar mit Moos und Gras bedeckt sein wird. Seine Jugend verlief normal. Als er anfing, in seinem Kleidchen eine komische Figur zu spielen, steckte man ihn in einen Anzug von Pee, der von seinem älteren Bruder schon einige Jahre getragen, und diesem etwas knapp geworden war. Der Bruder starb bald darauf. Heine erinnerte sich des Falles noch lange Zeit, indem ihm allerhand Kringel und Zuckerstücke vorschwebten, die ihm Tanten gegeben hatten, er dachte, es wäre ein schönes Fest gewesen. Wie er sich in Höschen und Kamisol dem Vater als Mann präsentierte, sagte dieser: „Junge, Heine, nu büst du baolde 'n groten Kerl". Heine kam sich auch so vor; zwar war die Kleidung etwas

weitläufig, aber das wurde ja von Tag zu Tag besser, ohne daß er sich besonders anzustrengen brauchte. Nach einigen Jahren hatte er das Höschen in des Leibes Mitten so glatt und vollkommen ausgefüllt, daß die Situation auf andere beängstigend wirkte. Die Mutter sah denn auch wohl ein, daß da irgendwie was geschehen müsse, sonst gäbe es eines Tages ein großes Malheur, „dei Junge geiht jä utenänner, äs Stutendeich!" Eines Abends, als Heine nach des Tages Last und Unfug sanft entschlummert war, setzte sie in das Gehäuse einen großen Keil, der in seiner frischen Schwärze allerdings sehr abstach gegen die kahlen, glänzenden Flächen, aber doch das Ganze recht lustig verzierte. Es war ein feingeschnittener, langer symetrischer Keil, so daß Heine hinten ordentlich geometrisch aussah. Er war also für die nächsten Jahre gerettet, von Verschleiß des Anzuges keine Rede — Oh! Pee und eiserne Wagenrungen halten was aus! Er hatte noch eine, die Sonntags-Garnitur, vom Kaufmann fertig gekauft; die war ihm aber in tiefster Seele verhaßt. Wenn man damit nur mal über den Zaun kletterte, dann kam da sicher irgendwo ein Loch hinein, und hatte man blos einmal soeben auf der Erde gelegen, dann waren da schmutzige Stellen, und dann konnte man reiben, so viel man wollte, es wurde meistens noch schlimmer, selbst wenn man tüchtig darauf spuckte; nein, das Zeug war nicht zu gebrauchen.

Seine Spielkameradin war Nachbars Eite, Margaretha, also Greitke. Sie selbst sagte Eite, und dabei blieb es. Ihr Vater war der Heuermann Wilhelm Kronabeln. Die Leute wurden Püttaobeln genannt, das Mädchen also Püttaobeln

sine Eite, jedenfalls war einer der Vorfahren Püttenmacher gewesen. „Eite, wat büst du?" „Ick bin Heine sine lütte Buut." Er hatte nur noch eine kleine Schwester, weiter wollte der Storch nichts bringen, obschon Heine jedesmal wenn er Langbein fliegen sah, aus Leibeskräften sang: „Stork, Stork, Langbein, häst min Mauder lange nicht seihn, — Stork, Stork, Rüster, brink mi 'n lütke Süster". Eite half ihm, sie konnte zwar den Vers noch nicht ordentlich herausbringen, dafür aber wirkte es bei ihr umso besser, denn bei Püttaobeln wurde eine ganze Reihe von Jahren hindurch alljährlich Kindtaufe gehalten. Als das achte Kind geboren wurde, und Eite bald darauf ohne Hinterlist nach alter Gewohnheit den Storch anfang, da schlug der Vater die Hände über den Kopf zusammen und rief: „Gott bewahr us, dat Kind is jä woll rein unwis, na — se weit nich, wat se deiht."

Zwischen den beiden Häusern war ein breiter, sandiger Fahrweg, für die beiden Kinder eine Quelle der Freuden und der Tummelplatz ihrer Spiele. Im Sommer konnten sie da Ball spielen und knickern, aus dem Sand Torten backen, Wälle und Häuser bauen, ja sogar ganze Dörfer, — bis ein Gespann kam und die Herrlichkeit ruinierte. Wenn es regnete, verwandelte sich der Weg in einen kleinen See. Es sah pläsierlich aus, wenn die Pferde da durch mußten und das Wasser brausend und spritzend mit den Wagenrädern hochlief. Dann konnten sie Schiffe schwimmen lassen aus Papier, ja, einmal hatte Heine einen grandiosen Einfall. Er nahm seinen Holzschuh, befestigte an dem Spangenleder einen Stock, an

diesem ein Stück Papier und hatte so ein prachtvolles Segelschiff. Es bewährte sich nicht, mitten in voller Fahrt kippte es um. Da half alles nichts, Heine mußte die Strümpfe ausziehen und seinen Holzschuh retten, — das Wasser aber war so naß und kalt!

Die Beiden waren fast immer zusammen und vertrugen sich sehr gut. Später mußte Eite viel auf die kleinen Geschwister passen und der Mutter im Haushalt helfen, dann zog Heine allein auf Abenteuer aus. In der Schule war er kein „Licht". Der Lehrer sagte einmal, kluge Kinder würden bekanntlich nicht alt, er wolle Heine so achtzig bis fünfundachtzig Jahre garantieren, er brauche sich um sein Leben vorläufig noch gar keine Sorgen zu machen. Das tat Heine auch keineswegs, obschon er häufig Grund dazu gehabt hätte. Es kam eine Zeit, wo er nicht glaubte, je wieder seines Lebens froh werden zu können, wenn er nicht sämtliche Krähen- und Elsternnester der Gegend in den höchsten Spitzen von Tannen und Eichen ausgenommen hatte. Wenn einer seiner Konsorten irgend etwas Halsbrecherisches ausgetüftelt hatte, was keiner auszuführen wagte, dann riefen sie Hoosenheine, der machte das. Einmal suchte er Kiebitznester im Moore und sank plötzlich bis an den Kopf in den Torfbrei. Es war ein Glück, daß Leute in der Gegend arbeiteten, die ihn rufen hörten. Sie zogen ihn unter großen Schwierigkeiten aufs Trockene — er sah appetitlich aus. Sein Vater sagte, wenn es im Himmel gerecht zuginge, dann müsse Heine sein Schutzengel alle acht Tage abgelöst werden, und dann könnten die Betreffenden in den acht Tagen mit Heine

noch mehr erleben, als anderer Leute ihre im ganzen Jahr. Abgesehen vom Lernen war also Heine ein ganz vorteilhafter Junge, ja in dem Alter, wo andere Kinder noch nach Mamas Schürze laufen, um sich damit das Näschen zu putzen, oder allenfalls mit dem Rockärmel sich selbst so eben helfen können, da schnäuzte sich Heine schon so glatt und elegant mit den Fingern, wie ein Alter. Er war gesund, wie ein Borsdorfer Apfel, dementsprechend sein Appetit. Eines Tages sagte er, es solle ihn wundern, ob er noch mal einmal im Leben ordentlich satt würde, sodaß er nicht mehr essen könne. Es schien sehr fraglich, denn es ist nie vorgekommen, daß er freiwillig zu essen aufgehört hätte, solange noch etwas da war, oder daß ihm ein Butterbrod groß genug gewesen wäre. Seine Mutter aber hatte ein ganz infames Sprichwort: „Kinner-Maote un Kälwer-Maote sünd aolde Lüde Wätenssaoke.“ Das war traurig für Heine und machte ihm großen Kummer. Gutmütigkeit war ein Grundzug seines Charakters. Er konnte viel Neckereien, ja, selbst handgreifliche Scherze vertragen; als aber eines Tages ein großer Junge seiner Eite an den Haaren zog, daß sie weinte, da nahm er seine Schiefertafel in beide Hände und schlug sie jenem auf den Kopf, daß die Scherben flogen und ihm der Rahmen auf den Schultern lag. In den Augen der Jungens wurde Heine zum Helden. Sein Vater aber sah die Sache anders an; denn als er nun fünf Groschen haben mußte für eine „neue Laie“ und stotternd mit seiner Mordsgeschichte ans Licht kam, da zog ihn der Alte über das Knie und unterhielt sich eine Zeit lang, die Heine wie eine kleine Ewigkeit

vorkam, sehr intensiv mit ihm. Was er (Heine) wohl dächte, ob er (der Vater) das Geld auf der Straße fände, was das überhaupt für Manieren seien, usw. usw. So wurde Heine frühzeitig und unter bitteren Leiden seiner besten Hälfte gewahr, daß die Liebe ein gefährlich Ding sei und unter Umständen und im wahrsten Sinne des Wortes brennen könne wie Feuer.

Die Jahre vergingen. Als Heine zur Befriedigung aller Beteiligten aus der Schule entlassen wurde, warf er Tafel und Bücher in die Lade und schwur, sich in seinem Leben nicht wieder an ihnen zu vergreifen. Er hütete einige Jahre die Schafe und ging dann als Kleinknecht zu einem Bauern nach Moordorf. Auch Eite mußte, als die auf sie folgende Schwester in ihre Stelle als Stütze der Mutter einrückte, aus dem Hause und kam als Dienstmädchen nach Schwiesenbauer in Eickholte. Die beiden sahen sich jahrelang nicht wieder.

*
* *

Heine hatte seine Zeit beim Militär herum und mußte in diesen Tagen zurückkehren. Seine Schwester Thekla arbeitete nachmittags vor dem Hause und blickte ab und zu scharf auf den Brink mit seinen alten Eichen und verschlungenen Wegen. Plötzlich stieß sie die Schaufel in den Boden und lief ins Haus. „Mauder, Mauder! Daor kump use Heine!" — Und Heine kam, aber mit großen Umständen. Die Soldatenmütze ohne Schirm schief auf dem Kopfe, die Flasche an der bunten Kordel umgehängt, in der Faust den Stock mit Troddeln, alles, wie sich das gehört, und so voll,

wie eine Strandkanone, wie sich das ebenfalls gehört. Mit dem letzten Hauch sang er das schöne, herzbewegende Lied von der Reserve, die Ruhe hat. Dabei machte er mit Armen und Beinen geradezu halsbrecherische Evolutionen, schoß im gewaltigen Bogen an einer Eiche vorbei, um gegen die nächste anzuprallen, befand sich bald auf dem Wege, bald einige hundert Schritt rechts oder links, schien bald auf den Beinen, bald auf dem Kopfe zu stehen, — einige Male fiel er und lag da, als ob er nichts sehnlicher wünschte und darauf wartete, an Ort und Stelle begraben zu werden. Immer aber krabbelte er sich schließlich wieder hoch, immer näher kam er den heimischen Penaten, und immer von vorne und von neuem sang er das Lied von der Reserve.

„Mareijoskenheit, wat is dei arme Junge dune, dei ward jä sin Läwe nich wär nöchtern", rief die Mutter und rang die Hände. Der Vater spuckte bedächtig eine Ladung Tabakssaft vor sich hin und sagte: „Kinners, nu maoket dei Falldäöre wit aopen, hei fallt us süs dei Müren stücken." Thekla lief ihrem Bruder entgegen, nahm ihn unter die Arme und lootste ihn glücklich in die Küche. Dort schlug er auf den Tisch, daß das Geschirr tanzte; er wollte wieder sein Lied beginnen, da stürzte er auf einen Stuhl, mit diesem auf die Erde und rührte kein Glied mehr. Sie brachten ihn mit vereinten Kräften ins Bett. Am anderen Morgen stak Heine in Arbeitskleidern und begrüßte seine Lieben, als ob er jetzt zu Hause käme, von seinem gestrigen Triumpfzuge wurde weiter nicht geredet. Abends kamen Nachbars zu einem Schnack herüber, man bildete einen Kreis

um das Feuer, und Heine mußte erzählen. Er saß neben seiner Großmutter, denn Beske war etwas schwerhörig, dafür aber umso neugieriger. Er erzählte vom Militär, vom Kaiser, von der großen Stadt Berlin, sprach von Palästen und Häusern, wo mehrere hundert Menschen zusammen wohnen, — da unterbrach ihn Beske:

„Wat sägst du daor, hundert Mensken in ein Hus?"

„Jao, Beske, noch vull mehr".

„Wat mäöt dei dänn jä 'n groten Gaoren häbben und vull Land?"

„Oh, dei häbt gaor kinen Gaoren."

„Häbt dei dänn uck kine Keihe?"

„In gänz Berlin is kin enzigste Kauh".

„Luter Zägen?"

„Uk kine Zäge, ampat kin Beih."

„Mein Szeit, dänn möt dei 't jä ale änhaolen, wat se bruket."

„Dät bruket se uck nich — kik, Beske, dät is so: Elke Mensk häv daor so'n Dink hangen, Telephon segget se dortau. Dät is net äs 'n Fürstövken met 'n Kauhhörn derän. Aen den Kasten sit 'n isern Draoht, dei geiht dör die Luft naoh de Post. Wenn se nu van'n Koopmann wat häbben willt, dänn segget se dät in dät Kauhhörn, und dänn durt et man 'n Ogenblick, dänn kump der eine un brenk dei Waore. Aes ick segge, in jeide Hus is so 'n Dingen. Daorüm krig man in Berlin uck nich väle van 'n Himmel tau seihn, wenn man in de Höchte kikt, dänn süht man nix äs isern Dräöhte, net äs wenn der so 'n groot Spinnschärsel äöverspännt is."

Beske blickt ihren Enkel scharf an, schüttelt den Kopf und sagt zögernd:

„Hunnert Mensken in ein Hus, un kin Gaoren un kin Veih, un nix äs isern Dräöhte —“ plötzlich erhebt sie sich energisch — „Du Schleif van Jungen, wust du mi aolt Menske de Gäck änstecken? Schäm di wat!“ Sie humpelt in ihre Kammer und schlägt die Türe hinter sich zu. Die andern sind einen Augenblick verstutzt, dann lachen sie, was das Zeug halten will. Sie besprachen noch allerhand. Heine erklärte, er wolle zusehen, bald wieder eine Stelle zu bekommen, die Eltern wären ja noch so rüstig und könnten ihn vor der Hand sehr gut entbehren.

Vierzehn Tage später bekam er einen Schreibebrief aus Eikholte:

Lieber Heinrich!

Ich bin noch recht gesund und habe gehört, daß auch Du noch gut gesund bist ja Gesundheit ist die Hauptsache. Lieber Heinrich unsere Marie hat mir geschrieben, daß Du wohl wieder in Dienst wolltest. Lieber Heinrich unser Knecht ist krank geworden, er hat die Lungenentzündung gehabt und der Doktor hat gesagt, er solle wohl nicht wieder zu Beine kommen jetzt ist er nach Hause. Lieber Heinrich wenn Du willst kannst Du hierher kommen. Er hat sechzig Thaler gekriegt, aber der Bauer sagt er wollte wohl achtzig geben, wenn er man einen fixen wiederkriegen könnte. Lieber Heinrich ich würde mich sehr freuen. Wir haben drei Kinder eins davon ist ein Junge, sieben Stück Kuhvieh und zwei Pferde. Sie gehen noch in die Schule. Auch haben wir vier Mutten eine hat diese Nacht

zwölf Biggen gekriegt. Lieber Heinrich es ist hier ganz gut. Was sie ist, die ist man was kurz ab aber das Essen ist gut, der Bauer hat nicht viel zu sagen er mag bei Zeiten gern einen. Lieber Heinrich komm hier nur ruhig her, nächste Woche ist auch Kirmeß.

Es grüßt dich und alle zu Hause

deine geliebte

Margaretha Kronabeln."

So kamen Heine und Eite wieder zusammen. Sie war ein stattliches, frisches Mädchen geworden, mit hellem Haar und hellen Augen, auf dem Gesichte ein freundliches Lächeln, hinter dem der Schelm nicht ganz verborgen blieb. Sie war recht lebendig und hatte in ihrem Wesen etwas ungemein Zutrauliches. Ihre Arbeit verrichtete sie, als ob es kein größeres Vergnügen gäbe; dabei sang sie häufig alte Volkslieder vor sich hin. Wenn sie mit Leuten sprach, hörte man gar bald ihr klingendes Lachen. Heine war bedächtiger; von seinen Eigenschaften stand auch jetzt noch die Gutmütigkeit obenan, in seinen Augen lag aber etwas, das Alle, die ihn necken wollten, warnte, über eine gewisse Grenze hinauszugehen. Er war überlegsam in seinem Handeln, wenn er aber etwas anfaßte, dann setzte er es auch durch, und dann gelang es auch. Die Beiden nannten sich jetzt Hinnerk und Greitke; sie sprachen nicht viel zusammen und taten ziemlich fremd. Es spannen sich aber wie Fäden zwischen ihnen die Spiele ihrer Kinderzeit, beide betrachteten sich, ohne das der andere Teil es merkte, mit größtem Interesse.

Sie war stolz auf ihn, sie sah, daß er überall gefiel und bald unter seinesgleichen eine gewisse Rolle spielte, ja als sie eines Tages hörte, wie der Bauer zu seiner Frau sagte, er habe noch niemals einen so tüchtigen und in allen Dingen zuverlässigen Knecht gehabt, wie Hinnerk — da war ihr, als sei er durch sie so geworden. — Im Laufe des Winters bekam Heine von Hause trübe Nachrichten. Die Mutter schrieb, Thekla habe sich erkältet, nun wollte der Husten gar nicht aufhören, sie würde so bleich und mager, — wenn da bloß nicht die Schwindsucht hinter säße. — — Im Frühjahr lauteten die Nachrichten noch schlechter; dann wurde es etwas besser, im Sommer aber wieder ganz trostlos, und während der Ernte bekam Heine die Todesnachricht. Als er von der Beerdigung zurückkam, sagte er, er dürfe nun nicht länger bleiben, als bis zum Mai; die Mutter sei auch gar nicht gut, die Eltern könnten ihn nicht länger entbehren.

Nachher saß Eite auf dem Bettrande mit schweren Gedanken. Sie hatte Heine ja gern gehabt von Kind ab an; sie hatte in den vergangenen Jahren seiner so viel gedacht, an ihn knüpften sich die schönsten Erinnerungen ihrer Kindheit. Jetzt war aus der harmlosen Zuneigung heiße Liebe geworden, das war ihr heute zum Bewußtsein gekommen, als er sagte, er müsse nun bald fort. Nun kam aber auch die bittere Sorge. Wenn er zu Hause war, würde die Mutter sehr bald darauf dringen, daß er heirate, denn dann hatte sie selbst ja mehr Ruhe. Sie würde sich auch früh genug nach einer Frau für Heine umsehen, und unzweifelhaft nur nach einer mit

Vermögen — alte Leute sind da ja so hinter her —, und da waren noch verschiedene Mädchen im Orte, die Geld hatten; da brauchte Heine blos anzufragen, die nähmen ihn sicher. Eite liefen die dicken Tränen über die Backen, sie preßte die Hände aufs Herz, es war ihr, als ob ihr plötzlich etwas die Brust zusammen drücke: — Sie selbst hatte ja nichts, ihren Lohn hatte sie zum weitaus größten Teile ihren Eltern gegeben, die sich mit all den Geschwistern so schwer durchschlagen mußten. Aber, so dachte sie weiter, das wäre sicher, wenn Heine auch ein reiches Mädchen heirate, sicher bekäme er keine, die ihn so lieb hätte und es so gut mit ihm meinte, wie sie. Oh, sie würde arbeiten, wie zwei solche, sie würde so sparsam sein und gern auf alle Vergnügen und Annehmlichkeiten verzichten, sie würde es auch an nichts fehlen lassen, um sich die Zuneigung seiner Eltern zu erwerben. Sie war der festen Ueberzeugung, Heine könne überhaupt gar nichts besseres tun, als sie zu nehmen. Aber das Geld, das Geld! Wo geiht dät?! Wo geiht dät?! Wenn sie bloß wüßte, ob Heine sie wohl leiden möchte. Sie glaubte es ziemlich fest, aber das war nichts Sicheres, Heine war immer so egal. — Dann fiel ihr zum Troste ein, daß sie ja immerhin noch ein halbes Jahr zusammen wären; bis dahin liefe noch ein ganzer Plump Wasser durch die Radde, man könne noch gar nicht wissen, — vielleicht meinte es der Himmel gut mit ihr, dann kriegte sie ihn doch. — Oh, wäre das ein Glück! — — Eite schlief ziemlich beruhigt ein.

Die Grummeternte war fast beendet. Der Bauer war mit einem beladenen Wagen nach

Hause gefahren; er wollte später mit den Pferden wiederkommen, um den letzten Wagen, den Heine und Eite unterdes beluden, abzuholen. Sie saß auf dem Wagen und verpackte kunstgerecht das Heu, welches Heine ihr zustak. Das Fuder wurde sehr hoch und breit, fast hätten sie den Rest nicht mehr darauf bekommen; aber es mußte gehen und es ging auch. So, nun noch den „Püngelbaum" darüber. — „Heine, güf mi is dei Forke, ick känn dät Tau nich packen." Er reichte ihr die Heugabel herauf — nun ging's, und nun war das Fuder fertig. „Hier is dei Forke", rief Eite, warf dieselbe achtlos seitwärts vom Wagen und — schrie in demselben Augenblick hell auf. Heine war um das Fuder herum gegangen und bückte sich gerade, um seine Mütze aufzuheben, da traf ihn die spitze Zinke der Heugabel am Kopf und riß eine lange, wenn auch nicht tiefe Wunde. Eite glitt vom Fuder herunter — sie sagte später, sie wisse nicht, wie sie herunter gekommen sei — und faßte ihn rund um. „Heine, leiwe Heine, wo was dät möglick? O Gott, wat blöt dät!" — „Oh, dät is jä nix", tröstete Heine, „wenn ick man blot wat Waoter hädde" — Sie lief zum nahen Bach, tauchte ihre Schürze in das Wasser und fing an, die Wunde zu kühlen. Heine sah bald ganz ruhig und vergnüglich aus; ihr aber rollten die Tränen über die Wangen. „O Heine, wat deiht mi dät doch leid — is et nu all wat bäter?" — Sie drängte sich an ihn und streichelte seine Wange. Heine dachte gar nicht mehr an seinen malträtierten Kopf. Wie sie ihn so traurig ansah, da dachte er bloß, was seine Eite doch für ein hübsches Mädchen sei, wie hell und klar die blauen Augen und wie-

linde und weich ihre Hand — er faßte sie um die Taille. „Eite, weißt du wat? Use Mauder säde nülick, ick soll mi bi Tid naoh 'n ördentlick Wicht ümmeseihn, sei wärd aolt, — nu denk ick graode, wenn du Mai met mi naoh Huse güngst äs mine leiwe Brut — wat menst du, min Wichtken — na, Eite???" — Sie sah ihn starr an, sie konnte es so rasch nicht fassen; dann aber kam Leben in ihre Augen. — „Heine — Heine!" rief sie blos und preßte zitternd ihr errötendes Gesicht an seine Brust. — „Daor kump dei Bur mit de Pärde." — Sie machten sich am Wagen zu schaffen — der Bauer musterte sie mit mißtrauischem Gesicht, während Heine die Pferde anspannte. — „Wat Donner, wo is't nu? Dei Junge blöt äs 'n Schwin, un dät Wicht lachet un hult tau gliker Tid?!" — „Häv nix tau seggen," sagt Heine, „en lüddick Malheur." — „So, so — hm ja — na dauh mi dei Line man här — hüh!" — Die Pferde ziehen an. Heine und Eite gehen, sich glücklich anlächelnd, hinter dem Wagen her, der Bauer schüttelt den Kopf und sagt schließlich brummend: „Na ja, ick sägge 't jä, junge Lüde un Katten un Flöhe, wel kann seggen, wat dei bedriewet."





VII.

Sommermorgen.

Tu—u—uht, Tu—u—uht, Tu—u—uht. Drei Uhr. Der Ruf des Nachtwächterhornes klingt grausig, er setzt ganz tief ein, arbeitet sich schwerfällig durch einige Töne hindurch und hält dann den erstrebten so lange fest, daß man sich wundert, woher der Wächter all die Puste nimmt. Es ist erklärlich, daß jener grade bei diesem Rufe sein bestes Können einsetzt, denn es wird jetzt dämmerig, das Tageslicht ist im Anzuge, seine Pflicht für diese Nacht also erfüllt. Er verabschiedet sich von dem schlafenden Dorfe und bläßt triumphierend möglichst kräftig ins Land hinein, um zu zeigen, daß er bis zuletzt tapfer auf dem Posten und alles in Ordnung sei, daß die Leute sich also ruhig noch mal umdrehen können und das Dorf glücklich zu preisen sei, das ihn zu dem wichtigen Posten erkoren habe. Seine Schritte, die durch die schweren Holzschuhe wuchtig und schwerfällig von dem Pflaster wiederhallen, entfernen und verlieren sich, — tiefste Stille.

Das ganze Dorf liegt wie ausgestorben und verzaubert. Das Schulgebäude am großen Brink sieht aus, als ob es schon Jahrhunderte lang leer gestanden habe, als ob nie wieder junges Leben in seine Mauern einziehen könne, jedoch zeugen

im Sande des Spielplatzes zerstreut ein abgebrochener Griffel, ein Strumpfband, ein Hosenknopf und eine Mütze von neueren Ereignissen. Ringsum dehnt sich der Kamp mit den alten ernsten Eichen, deren belaubte Zweige ein dichtes grünes Dach bilden. Es herrscht fast absolute Windstille, nur hin und wieder zieht ein Hauch, wie leises Flüstern durch die schweren Kronen. Unter den Bäumen lagert noch tiefe Dämmerung. Das Corpus eines großen Kruzifixes am Wege hebt sich hell ab gegen den dunklen Hintergrund. Die Stämme erscheinen wie Säulen einer weiten Halle, die in ihren entlegenen Teilen allerhand Geheimnisse birgt, ein Paar große Eulen, die lautlos vorüberhuschen, verstärken den Eindruck. Die zerstreut liegenden Höfe zeigen keine Spur von Leben, nur aus dem Fenster des kleinen Hauses dort dringt ein schwacher Lichtstrahl in die träumenden Obstbäume des Gärtchens, drinnen liegt offenbar ein Schwerkranker. Die großen Falltüren, welche den ganzen Tag offenstehen, sind geschlossen. Die alten Häuser liegen fast alle mit dem Giebel nach dem Wege; dieses große Tor ist das Auge, es gibt dem Hause das lebendige Ansehen, wenn es geöffnet, etwas Totes, wenn es geschlossen ist. Durch die Falltüre erblickt das Kind zum ersten Male die Welt, wenn es zur Taufe getragen wird, durch die mit Blumen und Guirlanden geschmückte Falltüre führt der glückliche junge Herr seine ihm soeben angetraute Frau in ihr zukünftiges Heim, durch eben dieses Tor verläßt er im Sarge liegend die Stelle seines Wirkens und Strebens. Der erste im Hause, der sich morgens vom Lager erhebt, öffnet zunächst

diese Türe und läßt das Tageslicht herein auf die in Dämmerung liegende große Diele, ist sie tagsüber geschlossen, so ist das ein sicheres Zeichen, daß niemand im Hause sich befindet. Jetzt in der Nacht geben sie dem Dorfe das ungemein charakteristische Ansehen tiefster Ruhe, festen Schlafes, des Mangelns jeglicher Arbeit, Beweglichkeit und jedes frohen Lebens. — Draußen stehen und liegen Wagen und Ackergerätschaften herum, so wie sie abends zufällig hingeschoben und hingeworfen sind; es ist eine drocke Zeit, die Leute haben sich nicht die Mühe gemacht, die Sachen an Ort und Stelle zu bringen, da sie dieselben in der Frühe wieder zur Hand nehmen müssen. Neben der Falltüre der großen Scheune dort hängt an einem Nagel eine Mannesjacke und darüber ein kattunener Frauenrock. Während die Jacke achtlos hingehängt ist, man sieht es an dem halbeingeschobenen Ärmel, hängt der Rock sorgfältig glattgestrichen. Wir sehen sofort die Szene vom vergangenen Abend klar vor uns. „Tau Junge, hank minen Rock daor mit up", sagt Trine, die Magd und gibt dem Großknecht, der seinen Rock an den Nagel hängt, einen gelinden Rippenstoß. „Wenn sei sück man verdrägen?" antwortete er. Sie preßt im Vorbeieilen flüchtig seinen Arm, während er mit einer weichen Bewegung der kräftigen Hand einigemal an den Rock herunterstreicht und dann mit ernstem Gesicht in den Pferdestall geht.

Eine Stunde später ist sie ihrer Kammer. Sie entkleidet sich, öffnet rasch die schwere Eichenkiste, welche ihre Habe birgt und entnimmt derselben das unter Kleidern versteckte Sparbuch.

Da steht 's — vierhundertzweiundsechzig Mark, — das sind gut hundertfünfzig Taler, — Bernd hat schon annähernd dreihundert, — wenn sie zusammen sechshundert haben, dann wollen sie es wagen, — eine Heuermannsstelle haben sie schon in Aussicht, — jetzt noch ein paar Jahre und dann — —. Sie verbirgt das Buch, preßt mit leuchtenden Augen die Arme über die Brust, blickt eine Zeitlang durch das kleine Fenster ins Freie, schlägt dann ein Kreuz und wirft sich auf das Lager, daß die alte Bettstelle laut aufächzt. Kaum hat sie die Decke über die kräftigen Glieder gezogen, kaum ist sie im Vaterunser bis an's tägliche Brot gekommen, da ist sie auch schon fest eingeschlafen, ein glückliches Lächeln auf dem blühenden Gesichte. Rock und Jacke aber sind draußen vergessen, — sie vertragen sich wirklich sehr gut. — — Es wird heller. Der Dorfteich liegt glatt und ohne jede Bewegung. Die Weiden und Silberpappeln, Fichten und Erlen an seinen Ufern heben sich im Wasserspiegel klar ab gegen den Morgenhimmel . . . Plums! Ein Frosch springt in munterm Bogen in den grünen Uferschlamm, taucht wieder auf und starrt uns unbeweglich an. Das breitgezogene Mäulchen und die starren Augen geben ihm ein unglaublich freches Aussehen. Jetzt sehen und hören wir auch das erste Tagesleben, ein paar Spatzen, die auf der Straße lärmen. Offenbar streiten sie sich um einige Körner, während doch bei dem starken Wagenverkehr in dieser Zeit überall auf den Wegen der Tisch für sie reichlich und appetitlich gedeckt ist. Mit leisem, aber traulich klingendem hellem Ruf segeln Schwalben in elegantem Fluge

und staunenswert scharfen Kurven über den Teich, hoch oben aber rudert gemächlich ein Storch zu den entfernten Wiesen. Weit hinten im Dorf kräht ein Hahn, andere antworten, wie ein Signal pflanzt sich der Schrei fort, sämtliche Vertreter der Gattung scheinen kräftigst Zeugnis von ihrem Dasein geben zu wollen. Dann wiederum Stille, die von einem Hunde in der Nähe unterbrochen wird, der durch langgezogenes Geheul seine Aufregung über irgend etwas kund gibt. — Da flammt es im Osten auf. Rötliche Strahlen schießen in das Gewölke, die zerrissenen Kanten der auftürmenden Wolken erglänzen wie vergoldet, scharf, wie abgeschnitten heben sich die schwärzlich-grauen Heide- und Strohdächer ab gegen den leuchtenden Himmel. Jetzt fängt auch schon der vergoldete Hahn auf dem Kirchturm an zu funkeln, der Tag ist angebrochen. Aus den Schornsteinen quillt zunächst bei einzelnen Häusern, dann in rascher Reihenfolge Rauch auf, klappernd öffnen sich die großen Falltüren, Kettengerassel ertönt aus den Ställen, ti-u-ti, ti-u-ti, ti-u-ti, da wird schon Wasser gepüttet, das Dorf ist erwacht, die schwere Tagesarbeit beginnt. Ueber den Brink schallt heller Schlag, Pink-Pink-Pink — das ist der Dorfschmied; er ist früh an der Arbeit, denn er hat es jetzt eilig mit all den unaufschiebbaren Reparaturen an Wagen und Geräten. Wiederholtes Gebrüll von Kühen, — die Tiere kommen näher, ein kleines Mädchen, notdürftig gekleidet, mit langhängendem Haar und bloßen Füßen treibt sie zur Weide. Vor uns bleibt die erste derselben, ein prächtiges schwarz-weißes Tier stehen und starrt uns unbeweglich mit großen Augen an, die

anderen wie auf Kommando desgleichen. „Tau, wuß du wall!“ Das Mädchen wirft mit Erdstücken nach den Tieren, die Karawane setzt sich wieder in Bewegung, — eine zierliche Bachstelze hüpft zwischen den Füßen der einen Kuh umher. Aus allen Häusern ertönt das Geräusch von Futterringeln und Milcheimern, dazwischen grunzendes Gequike der Borstentiere und Pferdegewieher. Aus den Türen quillt ein Duft von gebratenem Speck und Kaffee, das Frühstück wird bereitet. Watschelnden Laufes kommt eine Schaar Gänse dahergezogen, die zum Teiche eilt, ihre Bewegungen werden um so heftiger, je mehr sie sich dem Wasser nähern, plötzlich erhebt sich eine mit lautem Geschrei, die andern folgen, in schwerfälligem, sausenden Fluge fallen sie laut klatschend auf das umherspritzende Wasser. Der Hahn schreitet gravitätisch aus der Falltür und begibt sich inmitten seiner Hennen auf die Düngerstätten. Aus einem geöffneten Stalle rennen, in abgebrochenen Lauten vergnüglich grunzend, einige Ferkel wie toll auf den Brink, verfolgt von einer Magd, die mit vieler Mühe und großem Lärm die ausgelassenen Tiere zurücktreibt. In einem alten Hause, wo Küche, Diele, Stallungen alles ein Raum ist, sehen wir die ganze Familie an dem Tisch neben dem hellbrennenden Herdfeuer um einen respaktablen Stapel Pfannkuchen versammelt. Der Küster geht bedächtig zur Kirche, der große Schlüssel dreht sich in dem laut kreischenden Schlosse, bald darauf schallen die Töne der großen Glocke, zum Angelus läutend, weit über Dorf und Feld. Ueberall werden jetzt die Pferde herausgezogen und angeschirrt. Drüben

vor dem stattlichen Hofe mit den vielen Obstbäumen und dem alten Ziehbrunnen steht Heinrich, der Haussohn, bereits fertig mit seinem Gespann, die Peitsche in einer, die Zügel in der anderen Hand. „Fix Wichter, bün ih nu no nich klaor?“ „Jao, wachte man, forts, Greithe waor is dei Forke?“ „Hier, häst du minen Klapphaut? — so nu man tau.“ Die beiden Mädchen setzen sich auf das quer über die Leitern gelegte Brett, Heinrich springt auf den Wagen und stellt sich breitspurig auf das Vordergestell. „Hüh!“ Die Pferde ziehen an, das Gefährt kommt vom Sandwege auf die Straße und „Na loß!“ Der Kutscher stellt sich fester, schnalzt mit der Zunge, sausend und knallend fährt die Peitsche rechts und links über die Pferde weg, der Wagen rasselt die Straße hinunter. Die Mädchen fliegen hin und her, kreischen und klammern sich an einander, die Brettern und Leitern des Wagens hüpfen und tanzen, es sieht aus, als ob die Geschichte aus dem Leim gehen würde, — Heinrich lacht unbekümmert und vergnügt, er kennt Pferd und Wagen, das ist sein Stolz und seine Lust, so hochaufgerichtet durch's Dorf zu jagen mit den prächtigen Braunen. — Andere Wagen folgen. Von allen Seiten ziehen sie jetzt hinaus zum großen Esch, wo die Roggenhocken wie Soldaten zur Parade aufgestellt stehen. Von einem Wagen zum andern ertönt froher Zuruf und Gelächter des jungen Volkes. Das ist hier nicht, als wenn Fabrik-Arbeiter mit blassem Gesicht und matten Augen in die Arbeit gehen. Die kleine Glocke ruft zur hl. Messe. Jetzt beleben sich die Wege mit Schulkindern aller Größen und Typen, fast sämtliche

aber mit roten Backen und hellen Augen, so gesund wie der junge Tag. Es ist zum Staunen, wie viel Kinder im Dorfe sind. Zwei Mädchen lernen laut aus ihrem Katechismus, dort schreibt ein Junge auf die Schiefertafel, was ihm ein anderer vorsagt, er hat natürlich seine Aufgaben nicht gemacht und muß sich jetzt so durchmogeln, — drüben balgen sich wahrhaftig schon zwei im Sande, die können es heute noch weit bringen.

Der kleine Gerd, ein strammer Kerl mit rötlichem Haar, großen Augen und Pausbacken, kaut energisch und beißt Stücke von seinem Butterbrot. Er hat sich mal wieder verschlafen, ist vielmehr nach dem Wecken wieder eingeschlafen. Als es dann läutete, träumte er gerade von einem großen Korbe voll schöner Pflaumen und dicker Aepfel, die gehörten ihm alle ganz allein, und er brauchte keinem welche abzugeben. O, das war aber fein. — Da hat ihn die Mutter mit einigen Klapsen aus dem Traum und dem Bett befördert, hat ihn gewaschen, in die Kleider gesteckt, ihm den Ranzen umgehängt, das Butterbrot in die Hand gedrückt und ihn an die Luft gesetzt, bevor er recht zur Besinnung kam. Nun trottet er dahin, denkt an die Pflaumen, und warum er doch wohl immer und immer und alle Tage die Gott gemacht hat, in die Schule muß, — im Bett und draußen im Felde ist's viel schöner, — er hat doch schon so viel gelernt, — sein Großvater kann gar nicht lesen und schreiben, und der kriegt seinen Pfannkuchen und sein Essen und Trinken gerade so gut, wie er und ein anderer, er hat auch noch nie gehört, daß einer beim Schafhüten und Graben und Mistfahren und

Säen und Mähen was lesen und schreiben muß, — warum soll nun er, gerade ausgerechnet er, sich alle Tage mit dem ollen Kram abquälen, — er will doch kein Pastor werden. — Er beißt ingrimmig ins Butterbrot und ist der festen Ueberzeugung, ein gequälteres und mehr mißhandeltes Geschöpf, wie er, gäbe es auf dieser elenden Welt nimmer. — — — Im Dorfe wird es jetzt wieder still. Die Leute sind alle draußen auf dem Felde, nur einige alte oder kränkliche sind als Haushüter zurückgeblieben. Aus den geöffneten Fenstern der Schule dringen die Stimmen des Lehrers und der Kinder über den Brink, der Pfarrer macht, gefolgt vom Spitz, seinen Morgenspaziergang, hier und da mit den alten Leuten an der Tür einige Worte wechselnd. Die Sonne beginnt glühende Strahlen niederzusenden, — das wird ein heißer Tag, es wird mancher, mancher Schweißtropfen rinnen, bevor sie im Westen niedergegangen, — — dort hinten kommt der erste Wagen schwankend zurückgefahren, hoch und schwer beladen mit Roggengarben, — vergossenen Schweißes goldener Lohn.



VIII.

Die Geschichte von dem kranken Bein.

Diese Erzählung beginnt gerade, wie eine grausige Gespenstergeschichte, nach deren Anhörung die Kinder in den Betten aufschreien und „Mama" rufen. —

Es war mitten in finsterer Nacht, man sah nicht die Hand vor Augen; es war gerade, als ob etwas Unheimliches sich in den Räumen ausgebreitet hätte. Dabei herrschte eine drückende Stille, die nur unterbrochen wurde durch das einförmige Ticken der Hausuhr, hin und wieder auch durch dumpfes Geräusch und Kettengerassel. Aus der Herdecke starrten zwei glühende Augen in die Finsternis. Da schob sich eine weiße Gestalt durch die Kammertür in die Küche hinein. Sie glitt wie schwebend an der Wand entlang, hielt einen Augenblick an, setzte sich wieder in Bewegung — plötzlich gellende Schreie und Hülferufe. — Das kam so. Lieschen, ein sechszehnjähriges, frommes, braves Mädchen hatte sich leider gezwungen gesehen, das warme Bett zu verlassen. Sie tastete sich in die Küche, suchte nach Streichhölzern, um Licht zu machen und trat mit einem Bein in die Aschengrube unter dem Herd, wo die glühenden Kohlen in der Asche schwälten. Sie verbrannte sich das Bein elendiglich und rief unwillkürlich um Hülfe. Da gab es natürlich

einen großen Aufstand. Beinahe wäre noch ein zweites Malheur entstanden, denn Pipers Janbernd, der Vater, wollte Licht machen und versuchte nach althergebrachter Weise mit kühnem Schwunge das Schwefelholz zu entzünden, wobei er ganz vergaß, daß er noch stark in „kurzem Zeug" war. „Au Verf . . . .!"

Nachdem nun das verbrannte Bein besichtigt war, ging man sofort energisch an die Kurierung des Schadens. Zunächst wurden Tücher in kaltes Wasser getaucht und aufgelegt. Das gab momentan Linderung der Schmerzen. Bald aber kehrten diese mit erneuter Heftigkeit zurück, Lieschen schrie, als wenn sie am Spieße stäcke. „Och Heere jao doch, dät arme Wicht, wo mäöt wi daor doch nu wal mit än?" sagt Frau Mariänne, die Mutter. „Jao Mauder," sagt Heinrich, der älteste Sohn, „daor här jä kin Waoter up möst, daor mut Oelge up, wachte man, — hier, ick häbbe gistern dat Läder van usen Waogen schmärt, tau'n Glücken is daor noch wat Räuwölge in bläwen." — Das aufgestrichene Oel besänftigt dann auch bald wieder die Schmerzen. Vater und Sohn verschwinden, um noch einige Stunden zu schlafen. Die Mutter und das Dienstmädchen machen Feuer an und packen arm Lieschen vorsichtig und warm in den Großvaterstuhl. „Soo", sagt Frau Mariänne, „nu will wi us erst is'n Köpken dreihen, un use Lieschen krieg daor'n Klümpken in, dät d'r baowen utkick, nich, min Wichtken?" Sie ist der Meinung, Kaffee sei in allen guten und erst recht in allen bösen Lebenslagen ebenso nötig, wie nützlich und angenehm. „Wat häbbe ick mi verschrocken" sagt Greitke, die Magd, „ick häbbe mi wal dächt, dät'n

Unglück kam, gistern Naohmiddag sat'ne Aekster up use Däck un schäkerte daor wal'ne Beierdelstunde lang. Wat use Beske was, dei sä alltid: „Ne Aekster is dei nägende Deil van'n Düwel". Am Morgen kommt die Nachbarin. „Gaun Morgen!" „Uck gaun Morgen, Mareicktrine." „Häb ih Malheur hollen?" „Jä, dät segge is, wat känn d'r nich gau wat upstaohn!" Jene erklärt, Oel sei ganz gut, aber es müßten seidene Lappen damit befeuchtet werden, das holte den Brand besser heraus. Frau Marianne opfert unter Tränen lächelnd ihr altes schwarz-seidenes Traukleid. Nach einigen Tagen ist das Bein voller Blasen. Zum Glück kommt grade Aennen Tante, die weiß mit solchen Sachen Bescheid. Die Blasen dürfen ja nicht angerührt, sondern müssen mit frischen Kohlblättern bedeckt werden. Nach zwei Tagen soll dann ungesalzene Butter auf Leder gestrichen und als Pflaster benutzt werden. Das alles wird gewissenhaft gemacht. Die Blasen verschwinden, nun aber ist das ganze Bein wie mit einer großen Wunde bedeckt. „Hinnerk," sagt Frau Marianne zu ihrem Sohn, „nu gaoh doch is gau naoh Püsken Ohm, dei geiht vull unner't Beih un is 'n klauken Mann, of dei kin Raot weit". Hinnerk bleibt lange fort und kommt dann mit einem großen Lappen zurück. „Soo, hier is friske Kälberhut, daor mut nu wat Spinnschärsel up, un dän dät Bein daor inwickelt werden." Spinngewebe sind rasch beschafft, im Pferdestall vor allem hängen so viele schöne, große, schwarze, daß die Potentaten der halben Menschheit drin eingewickelt werden könnten. Lieschen ist ein tapferes Mädchen, sie erträgt alles mit Heldenmut,

sie seufzt und weint wohl mal vor sich hin, wenn es keiner sieht, sonst aber beißt sie die Zähne zusammen. Da kommt eines Tages die „Stutenfrau" und betrachtet den Schaden. „Nee, nee, dät Wärk is miß, daor möt ih änners mit än. Ih möt ut de Apteike vör fif Groskens Nix haolen un för drei Grosken Staorkesfett, ih könt uck Maikattenfett nähmen, dät is egaol, dat maok ih döreinänner un dänn up Lappens." Das wird besorgt und gemacht. Lieschen freut sich, daß sie die Kälberhaut los ist, da hat sie was mit ausgestanden in den letzten Tagen. Die neue Salbe ist jedenfalls so probat, wie sie kann, aber das Bein wird nicht besser. Die Wunden fangen an zu eitern und werden größer und tiefer. Da kommt zu rechter Zeit Pagels Dirk und seine Frau. „Mein Szeit," sagt Dirk, „ick günk in jau Stäe is 'n maol naoh Stoffers Bur in X, dei kennt jä alle sük Werk". „Dirk, wat praotest du," sagt seine Frau, „dei weit mal Bescheid, wenn 'n Menske Kränse in't Bette häv, of wenn de Witten up't Veih bünt un dei Baotter nich ut dei Mälk will, überhaupt wenn dät nich mit richtigen Dingen taugeiht, — man mit 'n krank Bein?! — nee, ih mäöt naoh Gerd up 'n Moorbärg, dät dei kump un dät Bein bespreck, dei häv uck 'ne Salbe, dei is för alles gaud." — Heinrich macht sich auf den weiten Weg und bringt Abends Bescheid; jener wolle morgen kommen, er müsse erst noch die Salbe zurechtmachen. Er kommt, bewegt einige Minuten lang die Hand über das kranke Bein, wobei er allerhand murmelt und holt aus den tiefsten Tiefen seines Schliprockes eine alte Obertasse, die mit Tabakspapier zugedeckt ist. Die

Salbe werde sicher helfen, die Vorschrift dazu käme von einem alten französischen Dragoner, der Anno dazumal bei seinem Urgroßvater in Quartier gelegen hätte und da auch gestorben sei. „Wat kostet dät nu?" fragt Janbernd. „Jä, sei is wat dür, — drei Daohler." „Na, wenn't man helpet, hier." Die Salbe sieht aus wie Teer und riecht wie Teer, als sie aber auf das Bein gelegt ist, da wird Lieschen bleich und fängt herzzerreißend an zu jammern, — das könne sie nicht aushalten. Also mit der Salbe war das nichts. Da kommt Greitke mit der Nachricht, sie habe vorhin beim Düngerstreuen mit Wübbels Marei gesprochen, die habe gesagt, es wäre nichts besser als Ungel auf Szukereipapier gestrichen. Auch das wird versucht und Lieschen sagt, jetzt fühle sie gar keine Schmerzen mehr. Das Bein aber will und will und will nicht besser werden. Da holt Mutter Schulten Wobke heran, die gilt auch noch wohl als recht klug in allen Gebrechen des Leibes und der Seele. Sie besieht den Schaden: „Mein Szeit un mein Alles! Kinners nee, nee, wat süht dät Bein drut! Oh min leiwe Heiland, wo kään ih doch so! mit so 'n verbränt Bein daor mut me nich so ballstürig mit ümmegeohn, — wat süht dät fürig ut, deor sitt jä die Brand noch in!" „Oh heere is doch wall nich möglick — man wo nu?" „Kinners Menskeu, wat is dät 'n Glück, dät ih mi haolt häbt, — nu nähm ih drei Schäufel vull Kauhdr... un twei Schäufel vull Leihm, daor mut aberst kin Sand in wäsen, dät maok ih dääör eine un daor mut dät Bein drei Daoge in sitten, dät haolt 'n Brand derut. Achter nao strei ih daor düchtig finen Zucker up, dät d'r kin fuhl

Fleisk in kump un dänn maok ih 'ne Salbe von 'n Veierdelpund Stoorkesfett, 'n Stück Waß, so groot äs 'n handig Häunerei un gemaohlenen Einhörn und Blaumenschwäwel elk för 'n Groskens, dät möt ih tausaomen schmelten, — dänn söll ih is seihn, wat dät Bein gau wär schier werd." „Och Heere jao doch Wobke, wat bün'k doch blide, dät du kaomen büst un us helpest, nu will wi dät wall krigen, — tau, sett di ers is 'n Gänk daol, ik will us gau 'n Köppken dreihen." — — Lieschen überlebt auch diese Kur. — „Ick weit doch gaor nich", klagt Frau Mariänne der besuchenden Schniders Libeth, „nu bün wi daor all veier Wäken mit än tau kleien, un dät will noch gaor nich sachten. Nu is sei uck in't Läwen nich mehr gaut tau passe, sei klaoget äöver den Rüggen un dei Bost, dei Kop deiht ähr sehr, un sitten kän sei uck nich mehr, dät arme Wicht is nu van baowen bit unnern vull van Leidenschaften. Gistern häw sei noch 'n Ei un 'n Beschüt äten, man van Daoge is sei nix aptitlick mehr, wenn ick doch blot Raot un Hülpe wüste."

„Bün ih noch nich naoh Buddebernd in Heiddörp wäsen?" „Mareijoskenheit, dät ick daor uck noch nich än dächt häbbe, — Hinnerk! — Hinnerk!" — Gleich darauf zieht Heinrich wieder ins Land, in der einen Jackentasche ein Butterbrod zum Essen, in der anderen eine Flasche mit Flüssigkeit n i c h t zum Trinken. Wieder acht Tage später, mit dem Beine ist das immer noch so, kommt Janbernd zu Hause und holt eine Zeitung aus der Tasche, die habe ihm Kraunaobeln sin Wilm sin Härm gegeben, der habe sie mitgebracht von dem Wirtsmann in Lehmte, da

stände in, wo sie Hülfe kriegen könnten. — „Jao, wahrhaftig, daor steiht et: Veraltete Beinschäden, Flüsse und Geschwüre aller Art werden sicher und in kürzester Frist geheilt durch usw. „Tau Vaoder, schrief daor foorts hen“, sagt Mariänne „laot't kosten wat't will.“ Vater sucht den Enkertspott, macht die eingetrocknete Tinte mit Wasser flüssig, schrappt mit dem Messer den Rost von der Stahlfeder, krämpelt sodann die Aermel auf und schreibt, wobei er stöhnt wie ein Holzhacker. Nach einigen Tagen kommt das Allheilmittel durch die Post. Zwölf Mark fünfzig Nachnahme. „Junge jao doch, dät Bein dät lert us wat,“ seufzt Janbernd, während er das Geld zusammensucht. „So, min leiv Lieschen, nu söst du is seihn, mit acht Daogen springst du wär ümmetau äs 'n Lämm.“ Die Gebrauchs-Anweisung wird vor versammelter Familie studiert. Es gibt zwar Meinungsverschiedenheiten, wie die etwas komplizierte Kur aufs beste zu bewerkstelligen sei, aber schließlich einigt man sich. Frau Marianne besorgt alles auf das Pünklichste nnd Gewissenhafteste. Zu bestimmten Stunden muß Lieschen Tee trinken, zu anderen Tropfen nehmen, zu wieder anderen muß das Bein verbunden werden u. s. f. Anfangs glaubt sie auch, einigen Erfolg zu haben, nach acht Tagen aber weint sie ihre bittersten Tränen und klagt der Nachbarin, sie wisse nun kein Rat mehr, das Bein würde eher schlimmer als besser, sechs Wochen säßen sie nun mit der Geschichte und Lieschen sähe aus, als wenn sie die Schwindsucht hätte. Da geht der Pfarrer am Hause vorbei. Ihn sehn und anrufen ist eins. Wieder unter einer Flut von Tränen erzählt Frau Marianne

das Unglück, — sie hätten doch nun alles getan, keine Kosten gespart, und wären doch sonst so gute Leute, sie wüßten gar nicht, womit sie diese Strafe verdient hätten. „So“, sagt der Pastor, „einen Arzt habt ihr natürlich noch nicht gerufen, na, ich schreibe heute noch an den Doktor in X, damit er morgen früh kommt, — richtet euch darnach ein.“ „Jä, wenn Sei meint, Heerohme?“ — „Jawohl, jawohl, das meine ich, — Adieu.“ Am anderen Tage kommt Onkel Doktor, nimmt Lieschen in seinem Wagen mit zum Krankenhause, und nach weiteren sechs Wochen holt Janbernd sein kuriertes Töchterlein im Hottewagen wieder nach Hause. — „Ick häbbe mi dät unerwägs so naoh dächt“, sagt er zu seiner Frau, „so 'ne lütke Kauh is daor nu bi upgaohn, ik meine, wenn wi daomals foorts den Doktor haolt hären —“ „Soooo,“ unterbricht ihn Mariänne, „dät häst du dächt!?! Mein Szeit Janbernd. Me känn doch immer nich gliks ümme jeiden Dräck naoh'n Dokter lopen un't Geld verkleien, nee, ick häbbe mi dät genau unnerhört un weit nu Bescheid. — Up dat verbrände Bein häbben wi erst Kärnmelk daun möst, un ächter nao 'ne Salbe van Ungel, Schmaolt un ungesaolten Botter mit wat frisk Ossenblaut dermanken, dänn was dät Bein in ein paor Daogen wär heil wäsen — man so geiht dät, wenn man in sücke Saoken nich genau Bescheid weit.“ — — —

Man bittet zu betrachten: Was ist nicht alles gut für ein verbranntes Bein und was kann ein verbranntes Bein nicht alles vertragen, andererseits, was ist der Mensch doch ein elendes schwaches Geschöpf, wenn er sich in drei Sekunden etwas

anfengt, dann braucht er drei Monate, um die Sache zu regulieren, und endlich, was wäre aus dem armen Lieschen geworden, wenn sie nicht eine so verständige und sorgsame Mutter gehabt hätte.

Wenn nun jemand zu behaupten wagt, die Geschichte sei nicht wahr, so soll er es beweisen, jedenfalls hat er doch nicht einen Schimmer von Recht zu der Behauptung, sie sei nicht möglich. Wenn er weiter fragt, wo denn die Sache passiert sei, so antworten wir ihm, er könne sich einen Ort denken, welchen er wolle, die Geschichte hätte mutatis mutandis, ebenso gut im Norden oder Süden, als im Osten oder Westen unseres lieben Vaterlandes passieren können.





IX.

Clemenswerth.

Wir sind lange auf staubiger Landstraße in heißen Sonnenstrahlen gewandert, da winkt das grüne Dach alter Eichen. Wir biegen von der Chaussee rechts ab, treten nach einigen hundert Schritten durch ein Palisadentor und sind auf Clemenswerther Boden. Welch' köstlicher Schatten! Da kommen wir schon an den langgestreckten Fischteich — unbeweglich ruht die Wasserfläche —, in der Mitte entsteht ein kleiner Kreis, der sich in winzig kleinen Wellen rasch erweitert — wahrscheinlich ein Fisch —, Libellen schaukeln und wiegen sich im Röhricht, — herrlich leuchten die bunten Farben an den glänzenden Körpern der Tiere, — die Spiegelbilder der gegenüber stehenden schlanken Fichten scheinen sich in eine unendliche Tiefe hinabzusenken; hoch oben unter den blauen Wolken zieht ein großer Habicht seine Kreise. — Wir schreiten den Weg am Teiche entlang, — in weiter Ferne ruft ein Kuckuck — zweimal — dreimal — wir hätten also noch drei Jahre in diesem schönen Jammertale zu leben, — da setzt er wieder ein und hört längere Zeit hindurch nicht mehr auf. — Dies kleine, sumpfige Dickicht von Brombeeren, Weiden, Erlen und Geisblatt scheint eigens geschaffen, um allerhand Singvögeln prächtige Nistgelegenheit zu bieten. Wie still der

Wald! — In Augenhöhe steht vor uns in der Luft ein wespenartiges Insekt — wir halten den Schritt an, — von den Flügeln kann man nichts erkennen, als etwas Zitterndes an dem gelb geringelten Körper, — ein rascher Stoß einige Meter seitwärts — das Tierchen steht schon wieder an derselben Stelle, — plötzlich ein kleiner Vogel, der mit staunenswerter Sicherheit das Insekt ergreift und im Dickicht verschwindet, — „denn der Große frißt den Kleinen". — Steht dort hinten unter den Buchen nicht ein Reh? — Nein, es ist ein alter Baumstumpf — aber in dieser Beleuchtung täuschend ähnlich. — Welch' üppiges Wachstum überall, das schwellende Moos, die Farrenkräuter, die Bäume, — man sollte nicht glauben, daß der Wald kaum vierzig Jahre alt ist, daß erst vierzig Jahre vergangen sind, als jener gewaltige Sturm, der auch den stolzen Turm der Sögeler Kirche knickte, den alten Bestand niederwarf, wo die mächtigen Eichen und Buchen ächzend und splitternd, dröhnend. ein wüstes Chaos bildend, zu Boden schmetterten — wie hübsch dort die Weidenröschen blühen, — jetzt läßt sich eine Turteltaube vernehmen, — unermüdlich — gleichzeitig ertönt in nächster Nähe ein leises, metallisch klingendes Schlagen, — ah! eine Tannenmeise — eiligst hastet ein grünlich schimmernder Käfer über den mit Fichtennadeln bestreuten Weg, sich rettend vor dem zermalmenden Fußtritt, — jetzt eine Lichtung — dann ein schattiger Fußpfad. Wir biegen links ab, einige hundert Schritte vor uns taucht graues Gemäuer auf, — — wie weich tritt der Fuß auf den elastischen Boden, — durch eine breite Allee erblicken wir halb rechts in der Ferne die alte

Sögeler Windmühle, — hier muß auch der Fußweg abzweigen, der in Schlangenlinien seitwärts durch den Wald führt, — ah, da ist er, — die Seufzerallee wird er genannt, es knüpfen sich an ihn allerhand lustige Geschichten, — es wird lichter, jetzt heller Sonnenschein — wir stehen auf dem Schloßplatz. Vor uns liegt das Hauptgebäude, zu unserer Rechten der Pavillon „Hildesheim", links, einige zwanzig Schritt entfernt, „Paderborn". Darin befinden sich die weiten Hallen der kurfürstlichen Küche, dort werden die zahllosen kupfernen Küchengeschirre, die herrlichen Porzellan-, Steingut- und Kristallsachen aufbewahrt. Wir setzen uns auf die Steinbank vor dem nächstgelegenen Gebäude; jetzt merken wir erst, daß wir müde geworden sind.

Es war doch eine ganz eigenartige Idee, die Gebäulichkeiten in Form eines Kegelspieles zu errichten, — ob sich noch wohl irgendwo auf der Welt etwas Aehnliches vorfindet? — Und wie zierlich das Ganze! — Der nächste Pavillon zur Rechten ist „Münster", dann kommt die Kapelle mit dem kleinen Kloster, hinter dem der Garten, worin die berühmten Taxushecken stehen. Dort läßt jetzt der Herzog von Arenberg ein Mausoleum bauen — ein prächtiger Gedanke; — wo könnten die Toten wohl sanfter ruhen, als hier im Waldesfrieden, in der Nähe des Klosters, wo fromme Mönche Wache halten am Tabernakel. Wir blicken am Schlosse vorbei in die breite Allee, welche nach Sögel führt, — durch die Bäume schimmert das Gemäuer des Marstalles, welcher, etwa 200 Meter vom Schlosse entfernt, im Halbkreise dort erbaut ist. Wie erzählt man sich doch? — Der Kurfürst

Clemens August beabsichtigte an der gegenüberliegenden Seite der Allee ein gleichartiges Gebäude errichten zu lassen, so daß dann die beiden Marställe einen geschlossenen Kreis gebildet hätten, — inzwischen jedoch ereilte ihn ein plötzlicher Tod. — In dem Zimmer über dem Torbogen des Marstalles hatte früher der Vikar S... seine Privatschule — eine Fülle von Erinnerungen, zumeist schmerzlicher Art. —

Siehe, die Schwalben nisten immer noch gern am Schlosse unter den Dachrinnen; wie emsig die Tiere beschäftigt sind, ihr unansehnliches und doch so kunstvoll hergestelltes Heim zu errichten. — Die Sonne spiegelt sich in den blanken Kupferplatten des Daches, jetzt versinkt sie hinter den Mauern, noch einen Augenblick — der ganze Platz liegt im Schatten. Ist es nicht gerade wie im Märchen? Sehen nicht Schloß und Pavillons aus, als ob sie trauerten um unwiederbringlich verlorene Pracht und Herrlichkeit alter Tage? Alles Leben und Lebende ist aus ihnen gewichen, — doch nicht ganz — es knistert leise hinter den Gobelins und seidenen Tapeten, der Wurm zernagt die Möbel, in den Kellern haust die Kröte. Welch fröhliches Jägerleben muß hier früher geherrscht, welche Fülle von Wild unsere Heimat beherbergt haben, — es hätte sich doch sonst der Bau des Schlosses, zu dem die Materialien von weither auf sandigen Wegen mühevoll herbeigeschaft werden mußten, nicht gelohnt. Der Bau wurde 1737 begonnen — man nimmt aber mit ziemlicher Gewißheit an, daß schon die Tecklenburger und Ravensberger auf dem Homeling jagten — dieser kam 1252 an Münster, also schon 500 Jahre

früher war die Gegend bekannt und berühmt als Jagdrevier. Unseren Vorfahren wird das wohl gerade keine Annehmlichkeit gewesen sein, — der Jagdfrevel wurde hart, in alten Zeiten sogar sehr hart bestraft, die Leute mußten wehrlos, wenn auch mit maßloser Erbitterung und Verzweiflung im Herzen, zusehen, wie Rot- und Schwarzwild in ihren Aeckern hauste, wie in einer Nacht die so mühsam und mit vielem Schweiße dem mageren Sandboden abgerungene Ernte vernichtet wurde. Was für Zeiten müssen das gewesen sein! Ein harter Herrscher war Clemens August nun gerade nicht, davon hat man nie gelesen und gehört — ein etwas leichtlebiger, humoristisch veranlagter Herr, prachtliebend und leidenschaftlicher Jäger. Sein größter Fehler war wohl das völlige Verkennen seiner Stellung und Pflichten als deutscher Reichsfürst — aber zu damaliger Zeit! —

Ueber dem Eingang, vielmehr Ausgang des Schlosses, der uns gegenüber liegt, steht die in Sandstein gehauene Inschrift: Ad usque nubes et per ardua sequitur donec vincat. — Welch herrlicher Jägerspruch, und wie das klingt! Das läßt sich auf Deutsch nicht so markant sagen. —

Wir öffnen die Tür und stehen in einem Vorraum, rechts und links Wandschränke, dahinter eine schmale Wendeltreppe, welche zu den Dienerzimmern führt. Wir sehen sofort, daß dieses Gemach nicht den Haupteingang bildet, der liegt gegenüber, an der Sögeler Seite. Die Flügeltüren vor uns öffnen sich, wir treten in die weite Halle, welche fast die ganze untere Etage des Schlosses ausfüllt; — marmorene Kamine, Stuck

und Oelgemälde, — die niedergehende Sonne wirft Strahlenbündel durch die Lücken der Fensterläden, in ihnen tanzen und flimmern die Staubfädchen, dann Dämmerung und plötzlich Finsternis, erhellt durch die an silbernen Ketten inmitten des Saales hängende Oellampe. — Da kommt ein junger Jägerbursch in rotem Rock, weißen Beinkleidern und langen Stiefeln, die mit Teppichen belegte Haupttreppe herunter; in der Halle trifft er einen älteren Mann in brauner Livree, mit Kniehosen, schwarzen Strümpfen und Schnallschuhen, der träumend am verlöschenden Kaminfeuer sitzt. „Seine Kurfürstlichen Gnaden haben befohlen: Morgen früh sieben Uhr heilige Messe, halb acht Frühstück, acht Uhr Aufbruch zur Jagd." — „Aber es ist doch schon so spät, wie soll ich all' den Herrschaften" — — Die beiden verlassen eiligst das Schloß. — —

Ein prächtiger, windstiller Herbstmorgen. Der Nebel senkt sich hernieder, schon läßt sich die aufgehende Sonne erkennen, — ein kräftiger Dunst steigt aus der Erde auf, — von Sögel her erklingt das Geklapper der Dreschflegel, krächzend flattern einige Raben durch die Wipfel der alten Eichen. — In der Kapelle kniet die Jagdgesellschaft, in der fürstlichen Loge Erzbischof Clemens August, alle jagdmännisch gekleidet, ein Kapuziner in grauem Bart liest die hl. Messe. — Im Marstall herrscht reges Leben, die mutigen Renner scharren ungeduldig die Steinfliesen ihrer Stände, Eimer rasseln, Knechte rennen, laute Rufe und kernige Kommandos. „Satteln und zäumen! — Fix, Clawes, fest den Gurt! — So — Vorwärts da hinten — Alles fertig? — Los!" — Die Pferde werden

hinausgeführt, dem Schlosse zu. Dort sind die Herrschaften am frühstücken. Eilend, meist im Stehen, wird Chokolade oder Kaffee getrunken, indeß Diener einen kräftigen Imbiß, sowie stärkende Getränke verpacken. Eine schmetternde Fanfare vom Schlosse her — aus allen Pavillons eilen die Kavaliere, einen Augenblick arges Getümmel, Rufe nach Dienern und Pferden, dann ordnet sich die Kavalkade und stellt sich vor dem Haupt=Eingange zum Schloß auf, wo ein Leibjäger den feurigen Schimmelhengst des Kur=fürsten am Zaume hält. Jetzt erscheint auch dieser. Man sieht ihm die 52 Jahre nicht an, jugendlich leuchtet das dunkle Auge, behende sind seine Bewegungen. Er grüßt freundlich nach allen Seiten, wechselt einige Worte mit den zunächst Haltenden und schwingt sich auf den Hengst, der im Gebiß knirschend und den Schloßboden scharrend nach rechts und links flockigen Schaum wirft. Schon will der Fürst das Zeichen geben zum Aufbruch, da kommt von Sögel her ein Reiter auf schweißbedecktem Tiere herangesprengt, er hält an, springt schwerfällig von dem zitternden Gaule und stolpert auf den Kurfürsten zu, dem er, sich tief verneigend, ein Schreiben überreicht. Der erbricht das Siegel, aller Augen hängen an seinen Mienen, — einen Augenblick scheint es, als ob tiefe Sorge sein Auge trübe, dann steckt er das Papier in die Satteltasche, „Auf, auf! zum fröhlichen Jagen!" — Sein Hengst erhebt sich wiehernd vor, laut rasselnd stürzt ihm nach der Troß. Sie sprengen durch Sögel zum Staverner Wald, wo, wie gestern gemeldet, ein stattlicher Vierzehnender steht. Dort

harrt auch die Meute der Jäger. Unruhig, bellend und winselnd zerren die Tiere an den von kräftigen Fäusten gehaltenen, ledernen Riemen. Jetzt naht sich das rote Feld, ein Zeichen, heulend stürzt die Meute in den Forst. — Einige Augenblicke voll gespannter Erwartung, da tritt der Hirsch aus dem Dickicht. Wie stolz trägt er das prächtige Geweih! Er äugt umher, schon naht das Gebell der Hunde, da schüttelt er wie zornig das Haupt, legt sich zurück und — flüchtigen Laufes schlagen die Hufe den Heideboden. Trari! Trara! — Die weite Heide ist bald durchquert, vorüber am Egels braust die Jagd, in der Ferne links taucht der Kirchturm von Sögel über grünen Wipfeln auf, er kommt näher und verschwindet, dann erscheinen die mächtigen Bestände von Ostenwalde in ihnen macht der Hirsch eine Schwenkung, bricht durch den Forst auf Spahn zu, wendet sich nochmals nach links, fliegt durch Moor und Sumpf und ruht einen Augenblick keuchend und mit hängender Zunge am Anfange der Werpeloher Mark. Das heisere Gebell der Meute treibt ihn auf. Noch einmal, anscheinend mit ungeschwächter Kraft, stürmt er durch Wald und Feld, durch Moor und Heide. Schon nähert er sich der Windmühle von Wahn, da hemmt er den Lauf und wendet sich mit blutunterlaufenen Augen seinen Verfolgern zu. Zähnefletschend springt der erste Rüde auf ihn zu, ein kräftiger Schlag mit dem Geweih — heulend, mit herausquellenden Eingeweiden wälzt sich jener in seinem Blute. Da hängen sich schon zwei andere an seine Hinterläufe, er fährt zurück, jetzt springt ihm ein dritter an die Kehle, noch einmal gelingt es ihm, sich frei zu

machen, noch müssen zwei Hunde den Angriff mit dem Leben bezahlen, plötzlich aber erlahmt seine Kraft, er sinkt zusammen. Der Kurfürst sprengt heran und fängt mit sicherem Stoße das edle Wild ab, während sein Leibjäger das Jagdhorn an den Mund setzt und „Hirschtod" dem Gefolge entgegenbläst.

In der Schloßküche unter dem großen Kamine dreht sich der Wildeber am gewaltigen Spieße. In einer Reihe blanker, kupferner Pfannen und Töpfe schmort und brodelt es, Bäcker sind emsig beschäftigt, Kuchen von allerhand phantastischen Formen zu bereiten. — Im Saale des Schlosses decken Diener die große Festtafel, welche sich zu biegen scheint unter der Last des Geschirrs. Es funkelt in den Krystallgläsern und Prismen der Kandelaber. Der Hofmeister wirft noch einen Blick auf die Tafel, da naht auch schon der fürstliche Zug, gefolgt von einem laubgeschmückten Bauernwagen, worauf der erlegte Hirsch gefahren wird. — Welch fröhliches Tafeln! Welche Lust nach dem anstrengenden Parforceritt! — Der Wein perlt in den Kelchen, Scherzworte und heitere Reden fliegen über die Tafel, Augen blitzen, helle Lebensfreude strahlt von allen Gesichtern, so liebt es der Kurfürst. Er selbst ist heute still, in sich gekehrt und nachdenklich. Frühzeitiger als sonst wohl zieht er sich mit kurzem, freundlichen Gruße zurück und steigt etwas schwerfällig die Treppe zu seinen Gemächern hinan. Er läßt sich entkleiden und in einen bequem sitzenden Talar hüllen. Dann setzt er sich vor den kunstvoll gearbeiteten Schreibtisch, liest die ihm heute morgen überreichten Schriftstücke aufmerksam durch, stützt das Haupt

auf die Hand und versinkt in tiefes Sinnen. So sitzt er stundenlang, während von unten her dumpf der Lärm der ausgelassenen Tafelgesellschaft wie aus weiter Ferne heraufschallt. — Er steht vor folgenschwerer Entscheidung. Vor zwei Jahren hat er mit Frankreich einen Subsidienvertrag geschlossen, der jetzt erneuert werden muß oder verfällt. Von diesem Vertrage kann für ihn und seine Länder Glück und Verderben abhängen. Glück? Wohl kaum. Es handelt sich darum, wie er am besten schweres Unheil vermeidet, denn er weiß bestimmt, Europa geht einer schlimmen Zeit entgegen. Maria Theresia wird, sobald sie sich stark genug fühlt, ihr verlorenes Schlesien dem Könige von Preußen wieder abnehmen wollen. Der Krieg wird aber nicht nur zwischen diesen beiden ausgefochten werden. Er hat erfahren, daß die Kaiserin von Rußland unbedingt auf Seite Oesterreichs tritt, sie eine erbitterte Feindin Friedrichs, — daß auch Sachsen gegen diesen kämpfen wird, ist offenes Geheimnis am Dresdener Hofe. Schweden wird die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, Pommern wieder zu erobern. England bleibt vielleicht neutral, jedenfalls steht es Preußen näher, schon Hannovers wegen. Wie aber wird sich Frankreich verhalten? Einerseits besteht zwischen diesem und England ernstlicher Streit um amerikanische Besitzungen, andererseits ist es von altersher mit Oesterreich verfeindet, — jedoch weiß er bestimmt, er ist am Pariser Hofe wie zu Hause, daß die Pompadour, wie man munkelt, aus persönlicher Rache und verletzter Eitelkeit gegen Friedrich hetzt, und diese Frau ist dort beinahe allmächtig. Wenn er nun den Vertrag,

auf dessen Vollziehung Frankreich drängt, nicht erneuert und Neutralität zu wahren suchte? — Dann befindet er sich zwischen zwei Feuern und kein Gegner wird sie achten. Schon einmal ist er Ludwigs Verbündeter gewesen. Es sind gerade zwanzig Jahre her, wo seine Truppen mit den Franzosen zusammen im polnischen Erbfolgekriege für Stanislaus Levszinski fochten, — allerdings, die Sache nahm einen traurigen Ausgang und hat ihm viel Blut und Geld gekostet. Aber gerade die Gelder! — Er hat in den vergangenen Kriegsläufen insgeheim zwar aber tatkräftig Frankreich unterstützt und dafür bedeutende Summen ausbezahlt erhalten. Er ist fast immer in Geldverlegenheit, seine Bauten und der Hofstaat kosten mehr, als das Land aufzubringen vermag. — Die Haltung seines angestammten bayrischen Hofes ist unklar — die Sachlage so verworren, wie nur möglich. Er sieht keinen Ausweg, um sicher alles Unheil von seinen Landen fernzuhalten. Und wann wird das Gewitter losbrechen? — — Wenn Rußland, Oesterreich, Sachsen, Schweden und Frankreich gegen Friedrich kämpfen, dann wird dieser erdrückt. — Wenn aber — — — wenn nun? — — — Er seufzt tief auf und erhebt sich. Der Sang der Kavaliere ist längst verschollen, in allen Pavillons herrscht Ruhe. Er öffnet das Fenster und blickt in die dunkle Nacht. Der Turm über der Kapelle hebt sich scharf ab gegen den Nachthimmel. Die Glocke schlägt zwölfmal. Das Kirchlein erleuchtet sich, einen Augenblick noch, da beginnt die zitternde Stimme eines greisen Mönches die Metten, dumpf schallt der monotone Gesang des Chores durch die mitternächtliche Stille: „Deus misereatur nostri

et benedicat nobis, — illuminet vultum suum super nos et misereatur nostri.“ — Der Kurfürst schlägt ein Kreuz, faltet die Hände und neigt das Haupt — er versucht sich in inniges Gebet zu versenken, die schwere Sorge jedoch und die auf ihn einstürmenden Bilder und Gedanken lassen ihn nicht dazu kommen. — Deus misereatur nostri — flüstern seine Lippen und wieder bekreuzt er sich — „Quare fremuerunt gentes et populi meditati sunt inania?“ — schallt es herüber — er schließt das Fenster und begibt sich wiederum an den Schreibtisch. Einen Augenblick noch starrt er auf das Schriftstück, während Bilder aus vergangenen Tagen in rascher Folge an seinem Geiste vorüberziehen, dann nimmt plötzlich sein Gesicht einen energischen Ausdruck an, die Lippen pressen sich zusammen, eine tiefe Falte entsteht auf der hohen Stirn, er ergreift die Feder und setzt seinen Namenszug unter das Schreiben. Dann faltet und siegelt er es rasch, gleichsam, als wolle er verhindern, daß nochmals Zweifel und Bedenken seine Meinung ändern könnten; er klingelt, der Kammerdiener erscheint, dem er das Schriftstück überreicht: „Der Courier soll bei Tagesgrauen reiten.“ Lange noch wälzt sich der Kurfürst ruhelos auf seinem Lager. Wenn er einen Augenblick im Begriff ist, einzuschlummern, jagen ihn düstere Traumbilder jäh empor. — Sieht er im Geiste, wie einige Jahre später die Kriegsfurie durch seine Lande stürmt, grimmiger, als er je hätte ahnen können? — Sieht er Rauch und Flammen der brennenden Städte und Dörfer? Hört er die wilden Flüche und den Verzweiflungsschrei seiner gequälten Untertanen? Sieht er sich

selbst, wie er vor all' dem unsäglichen Elend, das seine Verbündeten, die Franzosen, in die rheinischen Lande hineingetragen haben, fluchtartig Köln verläßt, um in Ehrenbreitstein eines plötzlichen Todes zu sterben? — Er sinkt endlich ermattet in festen Schlaf. — Clemenswerth liegt in tiefster Ruhe und Dunkelheit. Nur das ewige Licht in der Kapelle flackert unruhig in rötlichem Scheine und wirft zitternde Reflexe auf das Deckengemälde Mariä Himmelfahrt, auf St. Hubert und den kreuztragenden Hirsch, über die Statuen der Heiligen Georg und Placidus. In sanftem Lichte strahlt das Korpus des gekreuzigten Heilandes am Kruzifixe vor dem Tabernakel, — funkeln die Steine im Stirnbande und im Kelche des Heiligen unter dem Altare. Die Uhr schlägt vier — — nein acht! — Wir blicken erstaunt um uns. Die Sonne ist längst untergegangen, Dämmerung umfängt Schloß und Wald. Hinter uns im Gebüsche singt die Nachtigall, aus der Ferne schallt der Gesang heimkehrender Arbeiter. Wir erheben uns, kommen zur Kapelle und treten ein. Das ewige Licht flackert im rötlichen Scheine und wirft zitternde Reflexe — — — gerade wie damals. — Die Jahrhunderte und ihre Generationen sind versunken, immer noch brennt das Licht vor dem Tabernakel. — —



X.

„Märhämmelfaohrt.“

Mariä Himmelfahrt wird bekanntlich auf der ganzen Welt gefeiert, Märhämmelfaohrt nur in Clemenswerth.

In der breiten Allee unter den alten Linden, welche über die freie Fläche hinweg ihre Zweige durcheinander mengen, herrscht außergewöhnliches Leben und Treiben. Von Sögel her bis zum „Marstall“ ziehen sich zwei Reihen von Buden, denen sich einige „Schaukeln“, Karussels usw. anschließen. Da sind Kuchenbuden mit verlockendem, ja unwiderstehlich anziehendem Inhalt, Zelte mit „Wein, Bier, Selterswasser und Kaffee,“ wie die Inschriften anzeigen, Stände mit Spiel- und Kramwaren, als da sind: Puppen, Hampelmänner, Luftballons in allen Farben, Knarren, Trommeln, Flöten, Trompeten und Mundharmonikas, sodann Peitschen, Spazierstöcke zu 10 Pfennige das Stück, bunte Taschentücher, Kneifer mit blauem Glase und alle Herrlichkeiten der Welt. Da gibt es Stellen, wo einer mit Ringen nach Messern werfen, mit Platten sein Glück versuchen, oder aber auf dem „Rade“ allerhand Kostbarkeiten für einen Groschen erwerben kann, wenn er nicht vorzieht, zu würfeln oder sonst sein Geld ebenso sicher und gewinnbringend anzulegen. Zwischen-

durch einfache Bierstände, bestehend aus einem Viereck von Bänken, in der Mitte ein großes Faß mit Krahn, ein Zapfer mit Priem oder Pfeife, sowie ein Tisch mit Gläsern und einer Zigarrenkiste voll duftenden Krautes, das noch eine Stunde hinter Havanna gewachsen ist. Vorläufig sind alle diese Geschäfte noch außer Betrieb, es ist erst 8 Uhr morgens. Jedermann jedoch legt die letzte Hand an, Wagen befördern das nötige Eß- und Trinkbare. Die Knechte der Karusselbesitzer putzen Lampen und Messingstangen, die hübschen Fräuleins in der Schießbude — jetzt, am Morgen, sehen sie gar nicht hübsch und propper aus — sind beschäftigt, unzählige Ziele in Gestalt von irdenen Pfeifen, wunderbar bemalten Kerlchen, Vögeln und Ungeheuern zu errichten für Leute, die glauben, etwas fürs Vaterland tun zu müssen; über den Zielpfählen nämlich steht geschrieben: „Ueb' Aug' und Hand fürs Vaterland!“ Hinter dem Vorhang einer großen Bude — zu dessen beiden Seiten je ein umfangreiches Gemälde hängt mit unglaublich viel Blut, menschlichen Gebeinen, Dolchen, Pistolen, Rauch, Flammen und schwarzbärtigen grimmigen Kerlen — werden ein altehrwürdiger Ziegenbock zu einem „Steinbock aus der Schweiz“ und zwei blonde Jünglinge zu schauderhaften Kannibalen hergerichtet. — — Vom Marstalle ab bis zum Schlosse herrscht die gewohnte Waldesruhe; dort aber auf dem sonst so träumerisch stillen Platze, ebenfalls außergewöhnliches Leben, aber anderer, stiller Art. Zwischen der Schloßkapelle mit dem Kloster und dem Pavillon „Münster“ ist im Freien ein Altar errichtet, Kapuzinerbrüder schmücken denselben mit Blumen

und frischem Grün. Auch im Parke stehen an vier verschiedenen Stellen kleine Altäre, und auch an diesen wird von Damen, welche sich alljährlich der Mühe unterziehen und stolz darauf sind, sie möglichst prächtig und „immer noch schöner" zu schmücken, die letzte Hand angelegt. — Heute ist Maria Himmelfahrt, seit mehr denn 160 Jahren der Haupt- und gemeinschaftliche Festtag der Hümmlinger. Seit dem 15. August 1741, wo der Erzbischof und Kurfürst Clemens August das Kirchlein einweihte, sind alljährlich an diesem Tage Tausende von Hümmlingern nach Clemenswerth gewallfahrtet, um dort die hl. Sakramente zu empfangen und der damit verbundenen besonderen Gnaden und Ablässe teilhaftig zu werden, oder wenigstens an der großen Prozession teilzunehmen. Zu den Hümmlingern zählen wir in diesem Falle auch die Oldenburger aus dem angrenzenden Teile, der früher zum Niederstift Münster gehörte; auch diese ziehen nach alter frommer Sitte, welche ein Jahrhundert nicht hat ausrotten können, zahlreich zum Feste. Dieses ist so volkstümlich, daß niemand sagt, wir gehen nach Clemenswerth, sondern „nach Maria Himmelfahrt", und wenn einer meint: mit acht Tagen ist „Märhämmelfaohrt", so denkt kein Hümmlinger an das allgemeine kirchliche Fest, sondern nur an eben diese Feier dort.

Die Glocken in dem schlanken Türmchen der Kapelle beginnen ihr feierliches Geläut. Klar ist der Himmel, einzelne weiße „Schäfchen" ziehen in größeren Intervallen am blauen Gewölbe herauf, nicht imstande, die strahlende Sonne auch nur einen Augenblick zu verhüllen. Die Altäre sind fertig, sie verschwinden beinahe in einer Fülle von

Blumen und grünem Laub. Feierliche Stille lagert auf dem Schloßplatz, der umgebende Wald liegt in bewegungsloser Ruhe, anscheinend verlassen von jedem lebenden Wesen, als ob er horchend warte auf wunderbare Dinge. Jetzt aber beginnt der Platz sich zu beleben, einzelne Personen betreten zaghaft und um sich blickend die Szenerie, andere folgen, dann kommen sie truppweise, bald von allen Seiten in dichten Scharen, während noch die Glocken ihr Geläut ununterbrochen fortsetzen, füllt sich der Platz mit tausend und abertausend von Gläubigen, die sich flüsternd unterhalten und auf den Beginn des Gottesdienstes warten. Sie sind teilweise auf beschwerlichen Wegen von weither gekommen. Der Weg z. B. von Moordorf nach Sögel führt drei Stunden lang durch Sand und Moor, durch Heide und Wald. Er ist recht beschwerlich, zumal jetzt, wo keine Wolke und kein Schatten die glühenden Sonnenstrahlen mildert. Trotzdem ist der Weg belebt von zahlreichen Leuten, die einzeln, zu Paaren oder in größeren Trupps zum Feste ziehen. Den Zug der Wallfahrer eröffnet ein alter Mann mit kurzem, weißen Backenbart, der in gleichmäßigem Schritt, langsam aber stetig, den kräftigen Handstock in der Hand, Stunde für Stunde marschiert, ohne Ermüdung zu zeigen oder sein Tempo zu ändern. Das ist der alte Geers. Vor 46 Jahren ist er diesen Weg gegangen mit seiner Frau, die er erst seit zwei Tagen sein eigen nannte. Sie ruht nun schon annähernd 30 Jahre im Grabe; damals aber, als sie starb, hat er sich vorgenommen, alljährlich die Wallfahrt zu machen. Die Trauer um seine Frau ist im Laufe der Jahre und der

schweren Arbeit längst einem frommen Angedenken gewichen, sein Versprechen aber wird er halten, bis der Tod sie wieder vereinigt. Einige hundert Schritt hinter ihm kommt ein Fuhrwerk, ein „Bauernwagen", bespannt mit einem kleinen, zottigen Pferde, das angestrengt ziehen muß, um das Gefährt durch den tiefen Sand zu schleppen. Schweiß bedeckt die Muskeln des braven Tieres, hin und wieder schüttelt es schnaubend Kopf und Mähne, dann stapft es anscheinend unverdrossen weiter. Auf dem Wagen sitzen nur alte Leute, denen man ansieht, daß sie den Weg nicht mehr zu Fuß machen können. Sie fahren nach Clemens=werth, wie sie im Dorf zur Kirche gehen, in sich gesammelt und voller Andacht. Es folgt ein Trupp junger Männer. Diese sind nicht so sehr von dem frommen Zweck ihrer Wanderung durchdrungen. Sie singen zwar nicht, wie sie es bei anderer Gelegenheit sicher getan hätten, sie vermeiden auch alles Auffällige, man merkt aber doch an ihren Gesprächen, daß bei ihnen der weltliche Teil der Feier die Hauptrolle spielt. Als sie ein Tannen=wäldchen durchqueren, gibt einer von ihnen seinem Nachbarn einen Wink, die beiden treten anscheinend harmlos in das Gebüsch, dort zieht der eine den Klarenbuddel aus der Tasche, sie stärken sich, nicken einander lachend zu und beeilen sich mit langen Schritten, die Vorausgegangenen wieder einzuholen. Weiterhin kommen zwei Kutschen. Die erste ist recht altväterlich, zweifellos hat der Bauer, ein gut siebzigjähriger Mann, der mit auf dem Bocke sitzt, sie bei seiner Hochzeit erhalten. Im Wagen sitzen dichtgedrängt sechs Frauen, eine hat ein kleines Mädchen auf dem Schoß. Das andere Gefährt

ist ein Landauer. Schuten Bauer fährt selbst, neben ihm sitzt der alte Lehrer des Ortes, im Wagen Frau und Nachkommenschaft, sowie die steinalte Mutter eines seiner Heuerleute. die so gern noch einmal vor ihrem Tode mit wollte. Sie zittert unaufhörlich an Kopf und Händen und sitzt gebückt im Wagen, das Auge aber ist noch lebendig, sie sieht alles, was vorgeht. In einer mächtigen Staubwolke folgt eine große Schar von Männern, Frauen, jungen Mädchen und Kindern. Einige wenige Frauen tragen Mundvorrat, in einem bunten Taschentuche eingeschlagen, die meisten haben Verwandte oder Bekannte in Sögel. Die althergebrachte und immer noch sehr hochgehaltene Hümmlinger Gastfreundschaft ist unbegrenzt. Es ist fast selbstverständlich, daß nicht nur sie bei Bekannten wenigstens mit Kaffee und Butterbrot traktiert werden, sondern auch die, welche sie mitbringen. Wenn jene mal wieder nach Moordorf kommen und vorsprechen, wird ebenso selbstverständlich gegeben und genommen. — Von den gebräunten Gesichtern rinnt der Schweiß. Ein älterer Mann betet den Rosenkranz vor; wenn einer beendet ist, machen sie eine Pause, dann beginnt ein anderer. So ziehen sie dahin, Hitze und Staub als etwas Gewohntes, das nicht zu ändern ist, ertragend. Wenn sie auf freiem Felde sind, können sie in der Ferne die Bäume an der Chaussee nach Heidorf erblicken; auch auf dieser ziehen Pilger, gleich ihnen in Scharen nach Clemenswerth. Zu allerletzt, nach größerem Zwischenraum, kommt ein altes Ehepaar, der Zimmermann Bunten mit seiner Frau. Beide mögen ungefähr 65 Jahre alt sein. Sie gehen

langsam und schwerfällig, auf ihren Gesichtern liegt große Sorge und Herzensnot. Ihr einziges Kind, ein junger Mann von jetzt 25 Jahren, der bei seinem Vater das Handwerk gelernt hat, ist seit drei Jahren in der Fremde. Vor einem Vierteljahr haben sie ihm Nachricht zukommen lassen, er möge doch jetzt bald heimkehren, der Vater könnte seine Hilfe in der Werkstatt und auf dem Acker nicht mehr entbehren. Er hat auch umgehend geschrieben, er käme Anfang August nach Hause. Sie haben sich sehr auf ihn gefreut, besonders die Mutter, welche nicht aufhören konnte, Pläne zu machen und von ihrem Wilhelm zu sprechen. Statt seiner kam vor nunmehr fünf Tagen ein Schreiben von einem geistlichen Herrn in Düsseldorf, ihr Sohn läge, an Lungenentzündung schwer erkrankt, im Spitale, die Sache wäre nicht ungefährlich, doch gäbe der Arzt noch Hoffnung, — in den nächsten Tagen würde er telegraphisch Nachricht geben. Das war ein Blitz aus heiterem Himmel; das sind nun qualvolle Tage; schlimmer aber als alles andere ist das Gefühl, nichts für ihn tun zu können, als zu beten, Stunde um Stunde zu warten, während er vielleicht dort in der Ferne mit dem Tode ringt. Gestern haben sie beschlossen, nach Maria Himmelfahrt zu gehen, um Hilfe von der gnadenreichen Mutter aller Bedrängten zu erflehen. — Sie halten den Rosenkranz in den Händen, die Mutter betet vor. Hin und wieder bleibt sie einen Augenblick stehen, atmet tief auf und wischt sich den Schweiß von dem kummervollen Gesichte. „Mauder, kännst du uck noch?" fragt er und faßt sie um die Schulter, er hat seine Frau noch nie so lieb gehabt, wie jetzt,

wo sie so schweres zu tragen hat; an seine eigene Sorge denkt er kaum. Sie sieht ihn traurig lächelnd an und faßt seine harte Hand: „Heinrich, un wenn ick d'r uck hen krupen möste, kumm man wieder." Rings um sie her steht die Heide in voller Blüte, in dem violetten Felde summt ein Heer von Bienen, das lebt und webt, das wächst und blüht all überall; auch in ihren Herzen keimt selige Hoffnung auf ein großes Glück. — —

Wenn die Fußgänger in dem Parke von Clemenswerth angekommen sind, ordnen sie die Kleider und schlagen sich mit dem Taschentuche den Staub von den Schultern, reinigen die Schuhe mit Gras oder Laub und ruhen einen Augenblick aus. Dann folgen sie dem Rufe der Glocken und mischen sich unter die Menge auf dem Schloßplatze. — Drei Kapuzinerpatres kommen mit dem Allerheiligsten aus der Kapelle und begeben sich an den Altar. „Introibo ad Altare Dei," beginnt der Priester die Gebete des Meßopfers. „Hier liegt vor Deiner Majestät im Staub die Christenschar", schallt es brausend nach der schönen, ergreifenden Melodie weithin über Wald und Feld. Die goldene Monstranz, sonst im dunklen Tabernakel verborgen, strahlt und funkelt im Sonnenglanze, in ihrer Mitte die kleine, zartweiße Hostie, an der die Augen der Tausenden hangen, die in unerschütterlichem Glauben und festem Vertrauen zu ihrem verborgenen Gott und Heilande beten. Das Glöckchen des Meßners ertönt, die Menge sinkt in die Knie. Der Priester hebt die geweihte Hostie, die Leute schlagen an ihre Brust: „Jesus, dir leb' ich, Jesus, dir sterb' ich" — das ist ihr großes Gebet und ihr eins und alles. Sie kennen

nicht viel anderes als Arbeit und wieder Arbeit, von Kindesbeinen an bis dahin, wo sie das zitternde Greisenalter an den Lehnstuhl fesselt oder aber Krankheit und Tod sie niederwerfen. Die Genüsse der großen Welt entbehren sie nicht. Wenn sie am Ende des Jahres ihren Verpflichtungen nachkommen können oder gar etwas zurücklegen, sind sie glücklich. Viele von ihnen haben schwere Sorge und bittere Not kennen gelernt, sie waren nie unglücklich, der tiefe religiöse Sinn und die große Genügsamkeit ließen sie alles leicht ertragen und auf bessere Zeiten hoffen. Mag das Glück bei ihnen einkehren oder Krankheit und Tod, Erntesegen oder Mißwachs und Teuerung, in Armut und in Wohlhabenheit, stets ist ihr innerstes Fühlen, die Richtschnur ihres Lebens: Jesus, dir leb' ich, Jesus, dir sterb' ich.

Die Messe ist beendet. Aus der Menge kommt ein dumpfes Geräusch von Kleiderrascheln und Murmeln, Husten und Räuspern, während ein Pater die unter einer Linde errichtete Kanzel besteigt. „Im Namen des Vaters" — tiefste Stille und angespannte Aufmerksamkeit. — „Magnificat anima mea dominum et exultavit spiritus meus in deo salutare meo. — Andächtige Zuhörer!"

Das Volk schiebt sich möglichst dicht an den Prediger heran, es steht bald so gedrängt, daß es einem einzelnen unmöglich wäre, zu knieen oder gar fortzugehen. Die Wärme wird sehr drückend, dabei belästigen Fliegen und Mücken in großer Zahl; trotzdem lauschen alle andächtig den Worten des Predigers, und erst hinterher kommt dem einen

oder anderen das Bewußtsein, daß das Stehen in dieser dichten Schar beinahe eine Qual war. Auch dem redenden Pater perlt der Schweiß auf der Stirn. — — — „Und wenn wir so das Ziel erreicht haben, wenn wir im Himmel unsere Lieben, die vor uns hinaufgegangen sind, wiedersehen, wenn wir die süße Ruhe und den herrlichen Frieden gefunden haben, der uns auf Erden nicht beschieden war, und in unaussprechlicher Seligkeit die Wonne kosten, die Gott denen bereitet hat, die ihn lieben, dann werden auch wir mit der gekrönten Gottesmutter jubilierend ausrufen: Magnificat anima mea Dominum, hochpreiset meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlocket in Gott, meinem Heile. Amen." — Der völlig erschöpfte Pater tritt von der Kanzel, es geht wie ein tiefes Aufatmen durch das Volk, der dichte Verband lockert sich, dann kommt große Bewegung in die Massen.

Jetzt beginnt die Prozession. Aus dem Menschenknäuel lösen sich einzelne Gruppen, allmählich kommt Regelmäßigkeit in die Bewegung. Der Zug bildet sich nach alter Anordnung. Zuerst kommen die Jungfrauen, es folgen die Jünglinge, dann die Frauen. Jetzt werden kleine, weißgekleidete Mädchen mit Blumen in den Händen hinter die Reihen der Frauen geführt, die Meßdiener mit kleinen Glocken, dem Rauchgefäß und Weihrauchbecken schließen sich an, dann vier Männer, welche den Baldachin tragen, unter dem der Priester schreitet, der die Monstranz trägt, gefolgt von geistlichen Herren. Die Männer beschließen in dichter Menge die Prozession. Der Zug setzt sich in Bewegung, gleichzeitig erschallen Lieder und das Geklingel der Glocken, welche von

den Meßnern gleichmäßig geschwungen werden. Vorn im Zuge werden Marienlieder gesungen mit ihrer so innigen, kindlichen Melodie. „Gegrüßest seist du Königin“, erschallt es, weiterhin bei den Frauen ertönt der Gesang: „Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn“, während die Männer hinter dem hl. Sakramente das Lied: „Kommt her, ihr Kreaturen all“ anstimmen. So bewegt sich die endlose Prozession durch den Wald. Die Baldachinträger sind bis zu dem ersten Altare gekommen, alles bleibt stehen, die Lieder verstummen. Die Monstranz wird auf den Altar gesetzt, die Priester und der respondierende Chor singen die rituellen Gebete, dann tritt der Geistliche wieder an den Altar um den feierlichen Segen zu erteilen, — das Volk sinkt in die Knie. — — — — — Ein kräftiger Erdgeruch erfüllt die Luft, sich mischend mit dem starken Dufte zertretener Farrenkräuter. Die Eichen breiten ihre Zweige über das Volk, die Sonnenstrahlen vermögen nicht das grüne Dach zu durchdringen. Kein Windhauch bewegt die Blätter, nur dort hinten am Teiche lispelt es leise im wiegenden Schilfe und in den unruhigen Blättern der schlanken Pappeln, tiefste Stille in der ganzen Menge. Aus dem Dickicht kommt träumerisches Zwitschern eines kleinen Vogels, leises Summen von Insekten berührt das Ohr einzelner. Jetzt ertönt hell und klar das dreimalige Klingeln der Glöckchen, Anfang und Ende des Segens bezeichnend. Dann erhebt sich alles, die Prozession setzt sich wieder in Bewegung, die unterbrochenen Lieder ertönen aufs neue. So ziehen sie von Altar zu Altar, und jedesmal, wenn der Priester die Monstranz erhebt zum Segen, da

ist es, als ob Gottes Odem durch den Wald wehe, als ob Gottes tiefer Frieden sich niedersenke in alle die unruhigen Menschenherzen. — Jetzt kommen sie wieder auf den Schloßplatz. Noch einmal sammelt sich die Menge vor dem Altare: „Großer Gott, wir loben Dich" erbraust es mächtig unter dem Geläute der Glocken, noch einmal feierlicher Segen, — Tantum ergo sacramentum veneremur cernui —. Die Patres tragen die Monstranz in die Kapelle, der Tabernakel schließt sich hinter dem Allerheiligsten — die kirchliche Feier ist beendet.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Menge flutet, die breite Allee füllend, auf Sögel zu. Kaum haben die ersten den Schloßplatz verlassen, da nehmen die Karussellbesitzer eiligst die verhüllenden Laken ab, die Vorhänge aller Buden und Zelte werden hochgezogen, Krähne in die Bierfässer geschlagen, gewaltige Kaffeekannen duften von Mokka und Cichorien, Drehorgeln, Trommeln, Hörner und Pfeifen ertönen, der wirre Lärm der Kirchmeß empfängt die Scharen, welche in kurzem den Platz überfluten, um sich zu stärken nach den Strapazen des Morgens. Auch der Zimmermann Bunten führt seine Frau zu einem Erfrischungszelte. Sie ist völlig am Ende ihrer Kraft und stützt sich schwer auf den Schirm. Sie erreicht noch eine Bank, dann erbleicht sie und klammert sich an ihren Mann. Eins der aufwartenden Mädchen eilt nach einem Glase Wasser, die Alte trinkt und erholt sich rasch. Da steht plötzlich ein junges stattliches Mädchen vor ihnen, staubbedeckt, mit hochroten Wangen und prächtigen, leuchtenden Augen.

„Ick bringe Naohricht van jau Wilhelm, hei is up de Bäterung“, sagte sie rasch. Die Alte schlägt die Hände zusammen. „Cathrine, is dät waohr?“ „Jao, hier is dei Depesche.“ Jene entfaltet mit zitternden Händen das Papier, wahrhaftig, da steht's: „Gefahr überstanden, Wilhelm kann voraussichtlich in vierzehn Tagen kommen.“ — — — Die Nachricht war um halb zehn Uhr nach Moordorf gelangt. Der Posthalter hatte das Telegramm selbst eiligst den Eltern bringen wollen, fand aber das Haus verschlossen. Einige Nachbarn treten hinzu, sich eifrigst nach Wilhelm erkundigend. Die gute Nachricht verbreitet sich rasch, nach einigen Minuten stehen wohl schon zwanzig Personen zusammen, sie sind alle sofort der Meinung, die Eltern müßten unverzüglich benachrichtigt werden. Wer soll den Weg machen? Es handelt sich nicht darum, wer will, — solche Liebesdienste, besonders unter diesen Umständen, werden als selbstverständlich ohne weiteres und gerne von jedem übernommen, — sondern, wer kann. Die Meisten sind noch nicht zur Kirche gewesen, — es gibt mehrere Fahrräder im Dorfe, aber deren Besitzer sind alle nach Clemenswerth, — andere sind an's Haus gebunden oder können den weiten Weg nicht machen, — da sagt ein junges Mädchen, das etwas abseits gestanden hat, errötend, verschämt lächelnd, aber bestimmt: „Güf mi dät Papier man här, ick gaoh d'r hen.“ „Du, Cathrine?“ fragte ihre Mutter. „Jao, waorüm nich, dät is jä nix, — wenn blot eine up usen Atenspott passen will.“ Die Sache ist rasch erledigt, eine Nachbarsfrau erklärt sofort, die Mutter könne ruhig zum Hochamt gehen, sie wolle das Mittagessen schon an ihrem Feuer mit-

kochen. Das junge Mädchen nimmt das Telegramm, eilt ins Haus und kommt schon nach einigen Minuten mit aufgeschürztem Ueberrock, die kleidsame Spitzenmütze auf dem Kopf, den Schirm in der Hand wieder zum Vorschein. Die anderen geben noch allerhand Ratschläge, sie solle anfangs langsam gehen, sich nicht überhitzen usw., wofür sie lachend dankt; dann geht sie festen und doch leichten Schrittes den Weg unter den alten Eichen zum Dorf hinaus, während die Glocken beginnen, zum Hochamt zu laden. — Vor drei Jahren, als ihr Spielkamerad in die Fremde wandern wollte, haben die beiden sich abends, zum ersten Male heimlich, an der Wallhecke ihres Garten getroffen. Da hat er den starken Arm um sie geschlungen: „Min leiwe Wichtken, wust du up mi wachten?" „So lange, äs du wust, Wilhelm." Dann hat er sie geküßt und wieder geküßt. Es war ein herrlicher Frühlingsabend. Über ihnen blühte und duftete der Flieder, in den Büschen sang die Nachtigall, der lauwarme Abendwind strich wie ein zarter Hauch durch die Fluren, vom Himmel strahlte der Mond und warf sein trauliches Licht über das stille Dorf, — noch eine heiße Umarmung, noch ein tiefer Blick in die Augen — sie hat seitdem nichts von ihm erfahren, als was sie gesprächsweise von seinen Eltern hörte. Einige Heiratsanträge sind ihr gemacht worden, darunter einer, der für ihre Verhältnisse als geradezu glänzend gelten konnte, sie hat alle abgelehnt. Vor sechs Wochen endlich hat sie einen Brief von ihm erhalten, sie war glücklicherweise allein, als der Postbote kam. Da hat er ihr mitgeteilt, daß er jetzt bald nach Hause käme, und dann — —.

Wie nun die Nachricht kam von seiner schweren Erkrankung, die sie bald erfuhr, da hat sie innerlich gezittert vor Angst und Not, sie hat aber nichts davon merken lassen. Jetzt ist sie ganz allein auf der weiten, weiten Heide, jetzt braucht sie sich nicht mehr verstellen. Ihre Gedanken jagen sich, zu dicht bei einander lagen Glück und Unglück. Wenn sie sich vorstellt, wie er hilflos auf dem Krankenlager liegt und in seinen Phantasien sie ruft, in lichten Augenblicken sich nach ihr sehnt, da kann sie den Tränen nicht wehren, sie rollen ihr unaufhaltsam über das blühende Gesicht, dann aber fällt ihr das Telegramm ein, das sie in der Tasche trägt, — sie greift sofort mit der Hand danach, ob sie es auch nicht schon verloren hat, — sie lacht hell auf, sie möchte singen und jubeln; wie die Eltern sich wohl freuen werden! — Immer rascher und immer leichter wird ihr Schritt. Die Luft zittert und flimmert über der Heide, sengend heiße Strahlen wirft die Sonne, sie achtet gar nicht darauf, sie eilt über das blühende Feld, durch das dunstige Moor mit dem grün schillernden, heimtückisch stillen Wasser, wo giftige Fliegen und Insekten sie umschwärmen, durch stickend heiße Tannenwälder, über Heidehügel, von wo aus man nach verschiedenen Richtungen hin weit, weit in die Ferne hineinschaut, und wo den Betrachtenden so leicht das Gefühl der Einsamkeit drückend und schwer befällt, durch öde Flächen, wo der Fuß tief einsinkt in den mahlenden Sand, wieder durch Heide, endlich durch schattigen Laubwald. Da erblickt sie den Kirchturm von Sögel nahe vor sich. Sie betritt den Clemenswerther Park in dem Augenblick, als der letzte Segen gegeben wird, und erblickt bald die

Gesuchten, wie sie in das Zelt eintreten. — Der alte Bunten streichelt ihr die Hand: „Cathrine, dät will ik di nich vergäten". Sie lächelt etwas schelmisch und nickt der Alten zu, die immer noch glückselig das Papier betrachtet, dann aber auch dem Mädchen herzlich dankt.

Im Laufe des Nachmittags wandern die Pilger heimwärts, naturgemäß diejenigen zuerst, welche den weitesten Weg haben, von diesen die älteren Leute früher, als die Jungen, welche sich noch nicht so rasch von den Freuden der Kirchmeß trennen können. Die Meisten, wenigstens von den Frauen, nehmen Kuchen und Spielzeug mit, sie müssen den Kindern doch was mitbringen. Allen aber wird der Rückmarsch viel beschwerlicher und länger, als der Gang zum Feste. Der Junge, der heute Morgen auf die Frage: „Waor wust du hen?" kurz und freudig sagte: „Naoh Märhämmelfaohrt", antwortete jetzt, gefragt: „Waor kumst du här?" langsam und traurig, mit hängender Unterlippe: „Van Mär—hämmel—faohrt". Die auf dem Festplatze Zurückgebliebenen feiern in harmloser Fröhlichkeit, bis die Nacht gekommen ist und die Lichter, welche alle die Herrlichkeiten bestrahlten, erlöschen. Der Platz verödet und liegt in Dunkelheit. Nur durch die Ritzen der Leinwand einiger Buden schimmert noch Licht, man hört das Klappern von Geldstücken, dann erlöschen auch diese Lampen, eine nach der anderen. Der stille Mond erscheint und bestrahlt mit sanftem Lichte Dorf und Schloß, das Kirchlein und den schlafenden Wald, die alten Linden und die hellen Decken der Zelte, die Papierfetzen, womit der Nachtwind spielt, und den jungen Bracken Heinrich,

der gegen Abend etwas „müde in die Beine" geworden war, sich „bloß für einen Augenblick" in das Gebüsch zurückgezogen und in das weiche Moos gelegt hatte, nun erwacht, verstört um sich blickt und, sehr unangenehm ernüchtert, die Allee hinunter nach Hause eilt.

Einige Tage später liegt Clemenswerth wieder in träumerischer Ruhe, nur das niedergetretene Gras und drei gleichmäßige Kreise, welche die Karusselpferde in den Boden gestampft haben, erinnern noch längere Zeit an das schöne Hümmlinger Fest, an „Märhämmelfaohrt".





XI.

Olle Meiners.

Wilhelm Meiners ist ein Mann von annähernd 70 Jahren, groß, breitschultrig, etwas nach vorn gebeugt, bartlos, mit Augen eines Zwanzigjährigen. Vor einigen Jahren hat er die Plaatze an seinen jüngsten Sohn abgegeben, die anderen Kinder sind alle heraus geheiratet. Jetzt lebt er „so seinem Gang nach" und tut weiter nichts, als alles zu revidieren und hin und wieder die Leute mit absonderlichen Reden in Erstaunen zu versetzen.

Die alte Küchenuhr schlägt neunmal. Es dauert eine ganze Weile, bis sie damit fertig ist, da sie jeden Schlag mit einem erschrecklichen Schnarren einleitet, das sich anhört, als ob ihr die Puste ausginge und sie bitterlich zu leiden hätte. Zum Schluß ertönt ein Gerassel, sodann ein tiefer Seufzer — leise setzt das schwerfällige Tick-Tack wieder ein. Da öffnet sich die Kammertür, der alte Meiners tritt in die Küche. Er ist noch in Hemdsärmeln, reibt die Augen, gähnt, schnäuzt sich nach rechts und links, geht einen Augenblick auf den Hof, wahrscheinlich, um nach dem Wetter zu sehen, und stolpert dann in die Waschküche. Er gießt mit dem hölzenen Schleef Wasser in den Kumm, streicht mit den Fingern

etwas grüne Seife aus dem Seifennapf und wäscht sein ehrwürdiges Haupt unter Seufzen, Pusten und Stöhnen. Zwischen den beiden kleinen Fenstern hängen die nötigen Toilette-Artikel — das von allen Hausbewohnern gebrauchte Handtuch, daneben ein kleiner, fleckiger Spiegel und unter diesem ein länglicher Pappkasten, mit buntem Papier beklebt, worin die beiden Familienkämme ruhen, ein grober und „der feine Jäger". Der alte Meiners trocknet sein Antlitz und zieht dann die letzten der Mohikaner vom Nacken her über den Kopf, wobei er über die kleinen Leute schimpft, weil der Spiegel mit Rücksicht auf diese so niedrig gehängt ist, daß er in Kniebeuge und mit wunderbaren Gliederverrenkungen die Prozedur vornehmen muß. — Nun begibt er sich wieder in seine Kammer, knotet das schwarze Halstuch um, stülpt die Mütze auf den Kopf, eine uralte „Pole" von undefinierbarer Gestalt und Farbe, schön warm und wegen ihres Fettgehalts absolut wasserdicht, und zieht dann seine kurze „wüllakene" Jacke an. Diese ist eine Sehenswürdigkeit. Die Seinigen haben vor Jahren alle erdenklichen Reden, Künste und Kniffe angewandt, um ihn von dem vorsündflutlichen Kleidungsstück zu trennen, es ist ihnen nicht gelungen, er ist überzeugt, daß er krank werden und sterben müsse, wenn er seine alte Jacke nicht mehr trüge. Man sollte nicht glauben, daß der menschliche Geist imstande wäre, so viele Formen von Flicken ausfindig zu machen, als darauf zu sehen sind, noch viel weniger, daß diese alle auf einer einzelnen Jacke sitzen könnten. Die Knöpfe sind sämtlich verschieden — kleine kann Wilm überhaupt nicht gebrauchen, die flutschen

ihm immer durch die Finger, wie er sagt. Zu oberst sitzt ein Messingknopf, offenbar der letzte von seinen Brüdern und der älteste, dann kommt ein Hosenknopf, zu dritt ein ganz großer von einem Frauenmantel, dann ein blanker von einem Miltärkleidungsstück, an fünfter Stelle einer von Hirschhorn unbestimmter Herkunft, an sechster Stelle gar nichts, an siebenter ein Stück Bindfaden und ein Drahtnagel.

Der Alte frühstückt. Auf dem Küchentisch steht Schwarzbrot und Butter, am Herd in der Asche die Kaffekanne, sowie eine bedeckte Schüssel mit einem Pfannkuchen. Einen solchen ißt er jeden Morgen, Sommer und Winter, Pingsten un Paosken. Dann räumt er das Geschirr weg, steckt die kurze Pfeife an, und ist nun zu allem parat. Zunächst geht er auf die Diele. Die beiden Pferde stoßen, sobald sie seinen Schritt vernehmen, die Klappe oberhalb der Krippe auf und strecken ihm die Köpfe entgegen. Er streichelt und „krauelt“ sie. „Lieschen, du olle Tante, wo is mit di? — Schäme di, Fritz, Kerl, du mußt doch 'n bitken nett wäsen mit dät olle Fräulein un nich so unbeschuft — jao, jao, nu wachtet man.“ Er schüttet ihnen einige Handvoll Hafer in die Krippe und geht zu den Schweineställen. „Na, Olske, wo is't mit dät junge Volk? — öh, öh — jao, du söst daor woll Last genaug mit häbben, — man twälf Stück is uck rein wat rieklick för't erste Maol, worümme dänn uck faorts so nitske, — immer sachte an — — süh, daor häf dät Wicht wär bei Tüffeln nich ofwasket — nix äs Sand in' Trog — na, wachte, du Racker — — dät Fraumenske häv Freierei in'n Kopp, dät känn

me än de Schwiene wall seihn. — Dei Mutte ligg uck nich dröge — — jao, du kännst d'r nix än dauhn, man ick söll wall sorgen, dat dät änners werd."

Er besieht die Tiere der einzelnen Stallungen und redet alle an; dem alten halbblinden Carro, der, von irgendwo herkommend, sich schweifwedelnd an ihm reibt, streicht er das Fell. „Junge, wat büst du jä heit, häst wall in de Sünne lägen wat? — jä dei is prächtig för us olle Bussen — jaojao — nu is't gaud, nu kumm man den." — Seine Schwiegertochter kommt mit einer Karre voll frischem Heu auf die Diele gefahren, — sie hat den Leuten in der Wiese das Frühstück gebracht. „Gaun Morgen Vaor, all upstaohn?" „As du sühst, — ick gaoh'n Gänk ut, bliwst du bi de Hand?" „Jao ik bliwe in'n Gaoren." „Du must bäter up dät Wicht passen, dät Beih krich sin Lik nich, Adjüs." — — Der Alte geht durch den Garten auf die Straße, Carro humpelt hinterher, bis zur Pforte, macht dann langsam kehrt und schleicht „schliepsteerts" wieder auf den Hof. Olle Meiners wandelt bedächtig die Straße herunter. Zunächst begegnet ihm seine alte Freundin, Ollig sin Wobke, mit einem Schiebkarren, worauf ein gefüllter Sack. Sie hat einen merkwürdigen Gang, gerade als ob sie mit steifen Knien behaftet wäre, infolgedessen klappern ihre Holzschuhe mächtig auf dem Pflaster. Das Karrenrad „jalpt" und „jiebt" bei jeder halben Umdrehung, so kommt eine ganz eigentümliche Musik zustande: Klap jiep klap — klap jieb klap. — „Wobke, waor wust du hen?" „Naoh de Möhle, Wilm, wi häbt't Brot up." „Dat känn me än dien Kaorenräd wal hören, dät quiket jä net äs'n halfverhungert Bigge." „Jä,

dät segge is, ik häbbe gistern noch tau Ollig segt, nu schmäre mi de Kaore, — man dät is 'n Kerl, hei segg immer jao jao, und kump sin Läwe tau nix." „Sühst de wal Wobke, häb ik di't nich segt, sullst mi naohmen häbben, weist da noch wal up Kärmtze dotaumaolen?" — „U jüsses, dänn här ik 'n rächten Ossen bi de Hörn hät, — nee, daor bün'k doch blide van — adjö, Wilm, — du büst 'n ollen Gäkänstäker." Sie nimmt den Karren auf und schiebt weiter. „Tau Wobke ümmer lustig — klap jiep klap, eins zwei drei" — der Alte beginnt zu singen und schlägt die Hände im Takt zusammen, — — eins zwei drei, König von Rom jiep klap — hat einen Sohn jiep klap, — is noch zu klein jiep klap — Kaiser zu sein hahahaha!! Wobke wat geiht dät moi!" Sie setzt die Karre nieder: „Wilm, Wilm, du krigst noch is maol heller wat up't Jack van mi, du olle Taoter". „Och, Wobke, min olle Schatz, dät bringst du jä gaor nicht äöwer't Härte — föhr du man wieder mit de Musik." Er geht lachend seines Weges, Wobke blickt ihm einen Augenblick nach, schüttelt den Kopf, lacht dann selbst und musiziert weiter. — Wilm Meiners kommt an ein altes Haus, dessen Besitzer auf dem Düngerhaufen vor der Falltüre sitzt und die Sense dengelt. „Morgen Dirk." „Gaun Morgen Meiners." „Wust du uk än't Greßmeihen?" „Nee ick will noch wachten, use Wiske is wat läg, — dät Greß was noch taurügge, man nu wasset et, dät't man so hult." „Dirk, du must baolde wat än din Däck dauhn, dät schütt jä utenänner." „Kerl, dät wull ik jä wall, man — nu paß is up — flicken känn ik dät Däck nich, dät liet dei Staoken un Spors nich, sei sünd ver=

schläten, 'n nei Strohdäck dröf ik nich upsetten, dät lid dät Prüske Gesetz nich, 'n Pännendäck kann 'k nich tümmern, dät lid dei Müren nich, wenn 'k nu wat will, dänn mut ik 'n gänz nei Hus bauen un dät lid min Geldpüt nich, — is dät nich 'n verdreiden Kraom? — Nu häb ik ale haopet, — weist du, bi de Prüßen geiht dät jä so, van Daoge maoket se Gesetzen und morgen is't wär änners — dät dät net gaohn schull äs mit dei Waogens, man daor kann 'k nich up täuwen." „Wo menst du dät?" „Och, weist jä wall, — vör teihn Jaohr wörd mit 'n maol kummedeiert, die Waogens sullen breitfalgig maoket werden, mindestens teihn Zentimeter — wat dät för 'ne Last was, ampat für lüdke Lüe, dei mit Keihe und Ossen föhrt, dät weist du net so gaut äs ik — na verläden Jaohr was't wär ut — nu kann elke Mensk wär net, äs hei will. — Wat schöllt ale sücke Fisematenten un Gesetze, waor nix von kump äs Last und Eilend. Gott fidori! Wi bünd doch kine Sosegaldemelkraoten und Anaschisten, dei Könik kün hier man ruhig härkaomen und setten sück drei Wäken lang gänz alleine up 'n Brink, üm döh kin Menske wat. Wat seggst de daortau?" „Nix, adjüs Dirk." „Is uk gaor nich nödig, adjüs Wilm." Der Alte simuliert allerhand, betrachtet die jungen Eichen, welche Schmidjans Bauer auf seinem Kamp angepflanzt hat, sodann im Weitergehen einige Wolken, die am Horizonte aufsteigen, blickt nach dem Hahn auf dem Kirchturm, um zu konstatieren, woher der Wind kommt, wirft seine Augen auf den Düngerhaufen vor Nortbernd seiner Falltür und bleibt sinnend stehen. „Guten Morgen Meiners." „Morgen Herr Pastor." „Na, was

gibt es denn da zu betrachten?" „Väle, Herr Pastor. — Up den Meßbult steiht grot schräwen: ut düsse Lüde werd malläwe nix." „Nanu?" „Jao, — kikt es än, hier 'n Bult, daor 'n Bult, — vör acht Wäken ist hier dei junge Wilmes intrauet un wenn 'n jungen Kerl daor acht Wäken jeiden Däg äöver geiht und fleiet den nicht moi up, glätt un schier, äs sick dät hört, dänn is än den Kerl nix gelägen — äs de Bur, so dei Meßhoop." „Sie mögen wohl nicht ganz Unrecht haben, — ich wollte zu den Memerings Leuten am Schwartenberger Wege, die Frau ist schwer krank, und sie und die Kinder haben kein Brot im Hause, — haben Sie nicht 'n Taler über, Meiners?" „Nä, den versup dei Kerl doch forts, man use Lüe schöllt d'r van Aobend 'n Säck Tuffeln un 'n halwe Siege Speck henbrengen." „Das ist ja prächtig, besten Dank." „Kine Ursaoke." — Einen Augenblick später begegnet dem Alten der junge Steenken Bauer im Sonntagsrock, den Stock in der Hand. „Waor wust du so ilig hen?" „Ick mut naoh Sudholte den Veihdoktor haolen, use Schwartbunte will nich fräten, gistern was se noch gaut tau passe un nu röget se nix mehr än." „Wo is't mit jau Mauder?" „Dät werd rein minner, se känn nich mehr gaohn und staohn un daorbi häw se altid so 'ne schreklike Pine in de Bost." „Wat seg dei Doktor daor van?" „Dei Doktor? jao verläden Winter häw wi den uk all maol änröpt, — man, och Gott 'n old Menske, wat schöll me daor vull bi doktern, sei is verschläten un arbeiten känn se doch nich mehr, — man use beste Kauh! — verläden Wäke häw us Juden David daor noch hunnertuntwintig Daohler

för baoen, — u Gutt u Gutte, ick mäg d'r nich än denken, wenn dät Malheur kam." Er eilt weiter. — — Wübben Claos, ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, mit rötlichem Vollbart und verdächtig rötlicher Nase ist am Düngeraufladen. „So flitig?" „Daor mut wat daohn werden." „Wisse, wisse, wennt't gar nich änners geiht, mut 'n Mensk uk is 'n maol wat dauhn." „Du stichelst wall up 'n Glowen? Ik meine, ik dau noch wall so väle." „Jao, Aeten up Tit un Drinken in Tüskentid, Gott vör Aogen un 'n Fättken in 'n Keller, du büs 'n Baoskerl." Clas weiß nicht recht, ob er grob werden soll, er wirft böse Blicke auf olle Meiners, der vor sich hinlachend, weiter schlendert. Vorn am Brink steht ein Junge, barfuß, Daumen im Munde und betrachtet tiefsinnig eine Schar Spatzen, welche auf der Straße mit viel Geschrei einen Haufen Pferdedung nach Körnern absuchen. „Wat büst du för einen?" „Braokelukes sin Härm sin Gerd sinen." „Junge, daor steihst du un läst di dei schöne Gottesgabe van dei Lünike verneilen? Kik doch is, wat moie friske, wal twintig Stück, — gau naoh Hus un haol 'n Geschirr, tau Junge lop, süß kump d'r eine un haolt di se weg." Der Junge galoppiert den Brink hinauf, Wilm geht langsam hinterher zur Post. Dort liest er jeden Morgen die telegraphischen Wetternachrichten, nicht, als ob er an sie glaubte, sondern weil es ihm Plaisier und Genugtuung bereitet, wenn sie nicht stimmen. Post-Gerd sitzt behaglich vor dem Hause auf der Bank, raucht lange Pfeife und seufzt über die Beschwerden seines Amtes. „Däg Gerd, na wat schriwet se van Dage? — Trockenes

warmes Wetter mit mäßigen Winden — nu süh is 'n Menske än, is dät dei gänze Berliner Wiesheit? — Dät et van Daoge nich ränget, dät känn 'n aolde Kauh mit 'n Steert fäuhlen." „Jaojao, in Berlin werd't Wär uk nich maoket." „Junge Wilm, dät is uk 'n Sägen, wat schulln wi dänn mal 'n Wind kriegen." „Junge jao, — lacht Wilm und wirft sich neben Gerd auf die Bank, — Wind maoket se daor genaug dät gänze Jaohr dör un dänn meint se noch Wunners, wat dät 'n Glück för de Welt is." „Jao, dät is 'n Volk, daor is kin Salbe än tau strieken, — ik kriege letzte Tid allerhand Probezeitungen taustürt von Berlin, — wenn me daor in leß — dei Mensken löwet än kin Gott un kin Düwel mehr." „Weist du waor dat van kump? — dät Volk is verfräten, se wätet nich mehr, wat se wilt. — Junge ik segge di, wenn dei man ähr Brod hier ut dei Moore knojen möſten, sullst is seihn, wat dei gau wär dät Vaterunser lehrden. Jk mäg d'r nix mehr van hören. Adjüs." „Wat häst du för 'n Drokte?" „Jk mut is naoh minen olden Kriegskameraoden hen, naoh Paulhinnerk, dei schöll jä nich gaut wäsen." „Nee, hei häw siet acht Daoge sine Gicht, man Junge, dät is daor nich rächt geheuer bi üm in Huse, hei flökt ale Düwels ut de Hölle und is so verdreitlik äs 'n Haohn ohne Steert. Giſtern häw hei den Knecht bei Tänge naohfäget, dät't man so susede." „Jä, hei is 'n krägel Kerlken, na ik mut d'r is hen." Jn Paulhinnerk seinem Hause ist alles still. „Uk ale naoh de Wiske", sagt Wilm vor sich hin, er geht über die Diele, öffnet die Küchentür, — da liegt sein alter Kumpan schräg in dem großen

Lehnsessel, dicht am Feuer, das Gesicht nach der Wand, die Beine übereinandergeschlagen, in zwei Pferdedecken eingewickelt. „Gau'n Morgen Hinnerk." — Ein ärgerliches Gebrumm. Der alte Meiners grinst mit dem ganzen Gesichte. Er nimmt einen Stuhl, setzt sich neben dem Patienten hin und fragt recht sanft: „Wo is mit di, Hinnerk, büst du nich gaut tau passe?" Der andere wendet ihm ein wütendes Gesicht zu: „Dumme Fraoge, menst du, ik lag hier mit't Aechterpand än't Für äs 'n Kloß Holt, wenn ik gaut tau passe was!" „Nee, Hinnerk, dät kän'k mi wall denken, man waor sit dei Pine dänn?" „In de Schinken." „Jä, dät is 'n leipe Stäe, daor is nich gaut äntaukaomen, man deist du daor dänn nix än?" „Mareijosep, Kerl, ik dauh jä den gänzen Däg nix änners, äs Mezin supen, Oemmerwiese, daor kän wal 'n Ossen mit söpet werden. — Weit der Deubel, daor kump kin old Wiw in Huse, of sei weit uk 'n Middel, wat d'r gaut för is, und dänn helpet dät nich, use laotet mi kin Ruh, bis ik dät versöcht häbbe. O Herr in deinem Reiche, wat häbt se mi nich ale in't Liw gaoten! Kamellenthei und Flärblaumen un Esterwäger Wurmkrut un Dusentaken un Hundefett un Poggenkaußel un Düwelsdräk un't helpet ale 'n S . . ä . . — Min gänze Ingewand bröllt üm Hülpe. — Gistern kam dät verdammte Wiw, den Haunermeier sin Aoleid un seg — jä nu denk doch is än! — sei schullen mi ne dicke Laoge Lüse in Pännkauken böken, dät was nich blot gaut för die Gälsucht, dät hülp uk för de Gicht. — Na ik häbbe se fäget, dei kump mi nich wär. — Jao, un wenn ik dät ale bruken wull, waor ik mit schmären

söll, dann set ik än 'n jüngsten Däg noch tau schmären un was d'r nich half mit klaor. Dät Fraulügaut!!" — „Jä man Hinnerk, wo kännst du daor so grell up wäsen, sei meint et doch gaut mit di." „S—o—o—o?! — Dät is ähr van Huse ut gänz egaol, of ik hier krumm ligge, un wenn ik vör Pine uk die Wände ümhöchte kleiede äs 'n Kateiker, — dät Beduren un Beklagen is ähr blot so än, net äs 'n Hund dät Bläken. Wat dei richtige Soorte is, wenn du dei man 'n Stockkätel vull Koffee kaokest, dänn bejammert sei di drei Daoge un drei Nächte in ein Tur. Un dänn dät Gedau von dei Wiwer! Den Kopp leget se up dei Sid, un verdreihet dei Oogen äs 'n Hauhn, wat Eier leggen schöll un känn nich, un dänn geiht't loß: Och Heere jao doch, wat känn d'r gau wat upstaohn?! — — Jao, 'n Mensk mut väle beläwen, bit hei bi use Leiweheer kump. — — Use leiwe Heiland häw uk Pine utstaohn möst, — wat is d'r än tau dauhn? — Ampat dei Gicht, dät is 'n leip Wärk, wat use Beske ähr Brauer was, dei härre 'n Ohmsegger, den sin Schwegerdochter ähr Grotvaoder dei här se uk so leip — — un nu vertelld sei sück Geschichten, dei sei sülwest un kin Menske löwet — un daorbi supet se Kaoffee, dät me ördentlik seihn känn, wo se in der Midde utenänner gaoht — — Verduld! ik will daor leiwer aolde Schaope un — un Löwen un Tiger sitten häbben, äs dät Volk! Prot mi nich van Fraulüde! — Kumm help mi is äöver Ende! — Langsam! — vörsichtig! — Au!! — Kerl paß doch up! — noch 'n bitken — so — hä!" — — „Du Hinnerk", sagt Wilm Meiners und blinzelt seitwärts mit den Augen — „sull dät

Gänze nich wall 'n Strafe wesen för dine Sünden, du wasest fräuher 'n rächt lichten Vaogel, denk blot än Holstein." „Nu schlaoh doch eine lank d'r daol! Gistern was de Kaplaon hier un protede van Sanftmut un Geduld, un ik schull bedenken: den der Herr lieb hat, den züchtigt er — mäg ale wall wäsen, sä ik, man use leiwe Heer liebet mi up Stunns rein wat nitske ik meine, dät künn wal wat minner — nu kumpst du un quätkest van Sündenstrafen!? Du olle Pfarisäer, wo schull di dat dänn wall gaohn?! — Gaoh leiwer naoh't Schapp un krieg us 'n Klaoren." Wilm holt die Flasche nebst Gläsern und schenkt ein. Sie trinken einen und noch einen. „Hä," sagt Hinnerk mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, nu is mi all rein wat bäter, — dauh mi noch einen in." „Nee, mehr kriegst de nich, is nich gaut för di." Er setzt die Flasche fort, Hinnerk flucht und schimpft, dann lacht er und sagt: „Du menst wall, dät ik up mine aollen Daoge noch än't Supen kaome, wat?" „Man känn maläwe nich wäten, wat 'n Mensk för Dummheiten maoket — adjüs Hinnerk — gaude Bäterung!" — „Du kumpst doch morgen wär?" „Wisse, wisse, min olde Frönd, na bit morgen dänn." Olle Meiners kehrt zu seinen Penaten zurück, ißt Mittag, schläft einige Stunden und benutzt den Rest des Tages dazu, alle Frauen im Dorf und in der Umgegend, deren er nur irgendwie habhaft werden kann, für Paulhinnerk seine Gicht zu interessieren, — er läge da so erbärmlich und kein Mensch bekümmerte sich um ihn, sie möchten doch mal

bald hingehen und ihm was bringen, was gut dafür wäre oder wenigstens ihn trösten und Ratschlag geben. — Abends ist er dann mit sich und seinem Tagewerk außerordentlich zufrieden.





XII.

Janssens.

Die alte Kirchhofslinde breitet ihre Zweige weiter und weiter, auf dem Grabhügel wächst Gras und Unkraut. —

Heinrich Janßen, genannt Matheies sin Hinnerk, und seine Frau hatten es nicht weit gebracht, — welcher „kleine“ Eigner hätte es wohl schon zu etwas gebracht — es war ihnen aber doch gut, verhältnismäßig recht gut gegangen. Als er in das Anwesen hineingeheiratet war mit dreihundert Taler Erspartem und schweren Fäusten, und ihm seine junge Frau hellen Auges allerhand Luftschlösser aufbaute, da hatte er den Kopf geschüttelt und ernst — er war immer ruhig und ernst — gesagt: Use Oellern häbt schwaor arbeitet ähr Läwe lank, wi beide söllt dät uk wall möten, min säute Wichtken, un wenn dei leiwe Heer us Kinner güf, — na denk di sülwest — wo schull dät mit dei wall änners, — Arbeit und Arbeit un Kränkheit und Dot, up düsse Welt könt wi Lüe nix änners verwachten wäsen, — man — er zog sie an sich und blickte ihr tief in die jetzt umflorten blauen Augen, — laot dät kaomen, äs't will, leiw will ick di hollen min Läwe lank, so leiw äs ik di nu häbbe un du söst seihn — oh, ik weit nich, wo ik seggen schöll — dei leiwe Heer bewaohre us blot vör Schlechtigkeit un Schande.

Der Storch brachte ihnen zwei Töchter, die sich zu hübschen, kräftigen Mädchen entwickelten. Junge Hinnerk, sagte sein Nachbar, dine Wichter, dät sünd noch wecke von dei richtige Hümmlinger Sorte, lechte Haore un blaue Ogen, klaoren Kopp und feste Knaoken, wat 'n däftig Wicht is, dei mut 'n händigen Kerl so dwäs äöwern Tun scheiten können. —

Als Thekla, die Jüngste, achtzehn Jahre alt geworden war, kam sie nach Münster zu einem Kaufmann, der seit Jahren mit einem Händler im Dorfe Geschäfte machte und diesen um Besorgung eines braven Dienstmädchens angegangen war. Die Aeltere hatte ein Verhältnis mit einem Schmiedegesellen, der nach Amerika auswanderte. Er war ein ehrlicher braver Mensch, nach einigen Jahren sandte er seiner Braut das Reisegeld mit der Bitte, zu ihm herüber zu kommen, er könne jetzt eine Frau ernähren. Die Eltern sahen die Tochter schweren Herzens scheiden, konnten aber nichts Ernstliches gegen die Reise einwenden. Grete fuhr zu Wintersanfang mit einer Auswandererfamilie nach Bremerhaven. Nach einigen Monaten kam von ihr ein Brief an, worin sie meldete, es ginge ihr sehr gut, sie sei glücklich und zufrieden, ihr Mann verdiene mehr, als sie jetzt gebrauchten. Bei ihrer Abreise war überlegt worden, daß Thekla noch bis zum Mai in ihrem „Dienst" bleiben, dann aber zu Hause kommen solle.

— — — — — — — — — — — — — —

Die letzten Tropfen des lauwarmen Gewitterregens schlugen gegen die kleinen grünlichen Fensterscheiben des alten Hauses am Sandwege.

Die Blüten der Vogelbeerbäume auf dem Wall, der das Anwesen gegen den Weg abschloß, leuchteten durch das junge Grün der niedrigen Hagedorn- und Fliederbüsche, Erlen und Weiden. Die alte Eiche, welche hoch und breit das Haus überragte, sah etwas unwirsch aus, als ob sie sich dagegen sträubte, ihr Sommergewand anzulegen. Durch ihre, mit grauem Moose bedeckten Zweige zog der Rauch aus dem Schornstein über dem Heidedach, welches fast ganz mit grüner Vegetation bedeckt, einer Schar Spatzen zum Spiel- und Tummelplatz diente. Sie vollführten solchen Lärm, daß der auf den Hof tretende Hahn den einen Ständer unter die Federn zog und mit schief gestelltem Kopfe verwundert hinaufstarrte, daß sogar Karro, der alte Schäferhund aus seiner Hütte kroch und blinzelnd nach allen Seiten in die Welt hinaussah — was denn eigentlich los wäre. Im Hause schaffte Frau Adelheid in großer Drockte. Sie war sonst recht ängstlich beim Gewitter und legte schon ein Sträußchen geweihten „Palmbesens“ ins Feuer, wenn der Donner von weitem herüberschallte. Heute hat sie es „reineweg“ vergessen, sie schlug zwar bei jedem Aufleuchten des Blitzes ihr Kreuz und murmelte ein kurzes Gebet, aber auch das geschah mehr gewohnheitsmäßig, wie mechanisch, sie war so froh und gut gelaunt, daß sie gar nicht daran dachte, es könne Malheur passieren. Als plötzlich die goldenen Sonnenstrahlen durch die kleinen Fenster in die Küche fielen, blickte sie ganz erstaunt von ihrer Arbeit auf, öffnete weit die Haustür, nickte dem alten Karro zu, der schweifwedelnd heranhumpelte, warf dann einen Blick auf die verräucherte Hausuhr,

die an einem vor Alter schwarzgewordenen Nagel an dem ebenso schwarzen eichenen Wandständer hing, — „All drei Uhr!" — und begann auf's neue zu putzen und rein zu machen. Besonders auf die eine Kammer hatte sie es abgesehen. Dort befand sich an der einen Seite ein Bett, hochaufgemacht und mit buntem Kattun überzogen, darüber an der Wand ein kleines, altmodisches Kruzifix, es stammte noch von ihrer Großmutter her, — an der anderen Wand eine Kommode, worauf einige bunte Porzellansachen standen, Frau Adelheid ihr Stolz, — zwei Stühle, vor dem kleinen Fenster frische, sauber gefaltete Gardinen, der Lehmfußboden mit frischem Sand bestreut. Dieser war nicht so achtlos hingeworfen, nein, er war rings an den Wänden her, sowie auch um die Bettstelle herum in gleichmäßigen Schlangenlinien, mit Schleifen und Rosetten verziert, gleichsam hingemalt. Frau Adelheid blickte zum zehnten Male in die Kammer; sie ging nicht hinein, dann hätte sie ja dem verzierten Fußboden das frische, unberührte geraubt, — sie sah immer, ob da nicht noch etwas fehle oder geschehen könne, um das Kämmerchen n o c h freundlicher zu machen. Plötzlich glitt es wie eine Erleuchtung über ihr treues, runzeliges Gesicht. Sie nahm aus der Tischlade ein Messer, ging eilig in den Garten und kam bald mit einem kleinen Strauß von allerhand Grün und Frühlingsblumen zurück, stellte denselben in ein altes Wasserglas und dieses, — vorsichtig auf den Zehen in die Kammer tretend, auf die Kommode. Als sie wieder in die Küche tritt, steht ihr Mann vor ihr. „Na nu," — sagt Hinnerk und tut, als ob er

riesig erstaunt wäre, — „mein Szeit, Aoleid, dät is jä net, als wenn 'ne Prinzessin kump, — nu kik doch is 'n Mensk än, — Blaumen up de Kummaude, — na ja, ick säg et jä — — Middägäten bruck ick natürlick nich tau häbben, — wat!?" — „Och Heere jao doch, Hinnerk, sett di man essen hen, ick kriege fort's dei Pänne up't Für, — du wullest doch erst ümme fif Uhr wär kaomen — use Thekla — Junge, Hinnerk, wat dei't wal fein gewennt is, — man dät is uck so — Trinen Märei sä noch gistern tau mi, ähr Bernd, dei daor bi de Soldaoten steiht, weist du, häre verläten Wäcke schräwen, so'n moi Wicht, äs use Teicla gaf et in gänz Mönster nich mehr, un so fröndlick un so gaut, — du, Hinnerk, weist du wat? — sie schlägt ihm auf die Schulter, — dat häf sei von di." — „Nu laot mi aber nao buten", sagt Hinnerk, „dät dreiht sück mi ale rundümme in't Liw." — Er tut so, als ob er hinausgehen wollte, kehrt aber sofort wieder um. — „Du Aoleid, wenn ähr dät nu man blot bi us gefallt?" „Mein Gott, Hinnerk, bi ähre Oellern? — Nä, daor is nix mit tau dauhn, — so 'n fix Wicht, dei sink jä bi 't Döskken — oh, ick fraie mi so — Hinnerk, dät is nu use Enzigste." Hinnerk nickt nachdenklich. Die mit großen Speckscheiben gefetteten Bratkartoffeln sind bald fertig. Die beiden halten ihre Mahlzeit, wobei die Frau bemüht ist, ihrem Manne, ohne daß er es merkt, die Speckstücke mit der Gabel zuzuschieben. „So", sagt sie nach dem Dankgebet, „nu wil ik uprümen un dänn gau naoh 'n Bäcker lopen un Stuten un Beschüt haolen, — wannehr kump dei Omnibus in Heiddörp? — ümme seß Uhr? — dänn känn sei ümme

säben Uhr hier wäsen, — of sei noch wal wassen is?" — Hinnerk holt sich Sense und Dengelzeug, setzt sich draußen unter der Eiche auf einen Baumstamm und beginnt zu dengeln, lustig schallt der Schlag ins Dorf hinein. Plötzlich steht er auf, seine Frau hört ihn in ihrer gemeinschaftlichen Kammer herumkramen, dann kommt er mit Hammer und Nagel zum Vorschein, zieht vor Thekla ihrer Kammer die Holzschuhe aus, schlägt oberhalb der Kommode einen großen Nagel in die Wand und hängt daran seine alte, dicke Taschenuhr. „Ick bruke se doch min Läwe nich", sagt er zu seiner Frau, die ihm ganz verwundert zuschaut, — „un ick dächte", „Du döchtest, du möstest doch uck wat dortau dauhn, nich?" sagt sie lachend, und eilt aus dem Hause. Als er wieder bei seiner Beschäftigung ist, kommt der Pfarrer den Weg herunter.

„Guten Tag, Janßen."

„Uk gaun Däg, Heerohme."

„Na, wie steht's, immer noch rüstig? — Wie alt sind Sie jetzt, Janßen?"

„Drei un sestig bün ick nu woren, — jä, dei beste Tid is ümme, man van Aobend kump use Teicla in Huse, dänn kriege wi Hülpe."

„So, sieh mal an, das ist ja erfreulich, — ja, auf das Mädchen könnt Ihr stolz sein, — fleißig und brav, wie ich höre. — Sagen Sie mal, Janßen, wir müssen für den Kirchen-Vorstand einen Rechnungsführer neu wählen, — ich habe an Sie gedacht."

„Mareijoskenheit, Heerohme, nu kik't doch blot mine Füste an, — ick un schrieben!"

„Das macht sich schon, vor einigen Jahren, als Sie mit dem Geometer draußen arbeiteten, mußten Sie doch auch Notizen machen und schreiben, — das ging doch ganz gut; — es handelt sich vor allem darum, daß wir einen absolut zuverlässigen, vertrauenswürdigen Mann haben."

„Dät is jä 'ne grote Ehre för mi, man nä, — dät wei'k doch nich."

„Wat weist du nich? — Gau'n Aobend, Heer Pastor," sagt Frau Adelheid.

„Ihr Mann soll Rechnungsführer im Kirchenvorstand werden, hat aber allerhand Bedenken."—

„Dei häf hei altid un bit än sin Ende, — versteiht sück, dät deiht hei, — besten Dank uck, Heer Pastor."

„Oho!" ruft Hinnerk.

„Na ja", sagt der Pfarrer laut lachend, „ich weiß Bescheid, gebe Ihnen später Nachricht." —

Hinnerk wäscht sich, zieht seinen Sonntagsanzug an und ruft auf die Diele hinaus: „Adjüs uck, Aoleid." — Ohne eine Antwort abzuwarten, geht er fort.

„Mein Szeit un mein Alles, — Hinnerk! — wo is't nu? — Waor wust du hen?" ruft ihm seine Frau nach.

Er kommt zurück, tritt ganz nahe an sie heran und sagt: „Schöll use Wichtken ähren Kuffert van Heiddörp här up'n Pukkel naoh Huse drägen? — Wat? —"

„Hinnerk!"

„Na ja, ick segge't jä, lange Haore un korten Verstand, un vör un ächter kin Naohgedanken, ick häbbe mit Stoffers Dirk protet, hei lent mi Pärd un Waogen. — Adjüs." —

Wie der Omnibus von der Station her in Heiddorf ankommt, betrachtet Hinnerk die Aussteigenden; als seine Tochter zum Vorschein kommt, gibt er ihr die Hand, — „Gaun'n Däg, Teicla, wo geiht 't?" Weiter sagt er nichts. In der Art und Weise aber, wie er ihren Koffer auf seinen Wagen trägt, wie er die Pferdedecke auf die Stelle des Sitzbrettes legt, welche sie einnehmen soll, wie er ihr auf den Wagen hilft und die Decke über ihre Knie zusammenschlägt, in dem Allen liegt unendlich viel Zärtlichkeit, mehr, als stürmische Umarmungen und viele Worte jemals hätten ausdrücken können. Sie sprechen unterwegs von diesem und jenem. Einmal fragt er: „Du fühst nich gaut ut, Kind, schält di wat?" Sie verneint kurz. Als sie ins Dorf kommen, wird Thekla von allen Seiten begrüßt. — „Kik is, Janßens Teicla! Na, wo geiht 't? — Süh, dät is jä moi, dät du d'r wär büst." Man kann sehen, daß Janßens sehr beliebt sind im Dorfe. Als sie in den Sandweg eingebogen und in die Nähe ihres Hauses gekommen sind, da knallt Hinnerk einige Male mit der Peitsche, — seine Frau kommt aus dem Hause gelaufen, die Nachbarn sammeln sich, Karro bemüht sich mit heiserem Gebell und vielen hölzernen Sprüngen, seine Freude zum Ausdruck zu bringen, zehn Hände strecken sich Thekla entgegen zum Absteigen, mit Hallo und lautem Jubel wird sie ins Haus geleitet. —

Sie war anscheinend nicht ganz gesund, etwas bleich, die blauen Augen sahen trübe, groß und starr in die Welt; wenn sie angeredet wurde, schrak sie zusammen. Frau Adelheid sah sich getäuscht, als sie annahm, mit Thekla würde Frohsinn und Heiterkeit, Singen und Lachen ins Haus kommen. Die beiden Alten wunderten sich zwar über diese Veränderung im Wesen ihrer Tochter, schrieben dieselbe aber der veränderten Lebensweise zu; sie kamen auch nicht recht zum Nachdenken, denn es war eine drocke Zeit, und schwere Arbeit gab es Tag für Tag. Einige Wochen später stand Hinnerk Janßen in der Wiese, er war beschäftigt, die Gräben zu reinigen. Da kam aus dem Nachbargrundstücke ein junger Mann zu ihm, der zweite Sohn des Bauer Hensen, ein prächtiger Jüngling mit blondem Schnurrbart, gebräunten Backen und hellen Augen.

„Gaun Däg, Janßen."

„'n Däg uck."

„Moi Wär van Daoge."

„Jao, jao."

„Wat ick seggen wull, — segg is, Janßen, — ick wull so gern — na, ick meine man — sull ick jau Teicla nich kriegen käönen?"

„Min Gott, Gerd, wo kumpst du dortau? En groten Buren=Säöhn un dänn wi lütken Eigners?" —

„Ick mäg jau Teicla gaor tau gern liden, känst d'r up verlaoten, ick wull se up Händen drägen, — ick bidde di, Janßen, schull dät nich ängaohn käönen?"

„Wat segget jau Lüde dortau?"

„Ick häbbe dät gistern Aobend use Mauder vertellt, un dei häv mi fäst versproaken, dät sei mi nix in 'n Weg leggen und mit use Vaoder proten wull, wenn 't Tid dortau was."

„Ick will di wat seggen, Gerd, — et is so tau seggen min enzigste Kind, un sei schöll dauhn, wat sei sülwest ment — ick, un ick weit sicher, uck min Frau, wi häbt nix kägen di, seih du man tau, dät du mit Teicla klaor werst." —

Als Hinnerk seiner Frau abends von diesem Antrag erzählt, leuchten ihr die Augen.

„Junge, Hinnerk, hei krig veierdusend Daoler mit, mein Szeit, wat häv dät Wicht för 'n Glück." —

„Un wat dei Hauptsaoke is, hei is 'n frommen, ördentlichen Jungen, waor nix up tau seggen is."

„Ick will morgen mit use Teicla proten, dänn weit sei doch, wo sei drän is. — Hinnerk! Hinnerk! du söst seihn, wi krieget et up usen ollen Däg noch rein gaut."

„Gott gäwe 't."

— — — — — — — — — — — — — —

Am andern Nachmittage — Hinnerk war ins Moor gegangen, um nach dem Torf zu sehen — saßen die beiden Frauen am Kaffeetische. Frau Adelheid erzählte der Tochter von dem großen Glück, das ihr bevorstände. Kaum jedoch hatte sie den Namen des jungen Mannes genannt, da schlug das Mädchen die Hände vor das Gesicht, lief in ihre Kammer und begann herzbrechend zu weinen und zu schluchzen. Die Mutter ging ihr im höchsten Erstaunen nach, da lag sie zusammengesunken vor ihrem Bett, der ganze Körper zitterte. Als jene sie sanft an der Schulter berührte und fragen wollte, kroch sie ihr zu Füßen und er-

zählte — — die alte traurige Geschichte. Dem Drängen eines befreundeten Mädchens aus dem Nachbarhause nachgebend, war sie der Einladung zu einem Balle gefolgt. Leichtherzig, wie sie von Natur war, hatte sie sich prächtig amüsiert, die ganze Nacht mit einem flotten, jungen Manne, den sie dort kennen lernte, getanzt und gefeiert, hatte ahnungslos den süßen, schweren Wein getrunken, den er ihr fleißig einschenkte und war dann von ihm nach Hause gebracht worden. — Sie hatte ihn nicht wiedergesehen. Als sie sich nach längeren Wochen nach ihm erkundigte, konnte sie nur soviel erfahren, daß er die Stadt längst verlassen; keiner ihrer wenigen Bekannten wußte, wo er zu Hause und wohin er gegangen sei. —

„Mauder, Mauder! Ick will jä gern min Eilend drägen, man — use Vaoder! — use Vaoder!"

Die Mutter sah in das bleiche, gequälte Antlitz ihrer Tochter; da griff sie mit beiden Händen an die Brust, sie fühlte einen Schmerz, der ihr das Herz zu zermalmen drohte — sie sah in grausenhafter Klarheit, was jetzt kommen mußte — Schande und Elend, Not und Tod. — —

In demselben Augenblicke, als Hinnerk abends, vom Moore zurückkehrend, sein Haus betrat, floh seine Tochter in Todesangst aus der Hoftür und lief wie eine Wahnsinnige ins Feld hinein. — Seine Frau kam auf ihn zu, faßte ihn rund um, barg den Kopf mit den grauen Haaren an seine Brust und rief wie hilfesuchend:

„Hinnerk, Hinnerk!"

„Mein Jesus, Aoleid, wat is di?"

„Hinnerk, Hinnerk, use Teicla!" — Noch einige gestammelte Worte — da wurde sein

gebräuntes, schweißbedecktes Gesicht bleich wie der Tod; einen Augenblick stand er wie erstarrt, dann drängte er seine Frau sachte von sich ab und wankte wie ein Betrunkener schwankend ins Freie, sie aber sank auf einen Stuhl nieder und legte jammernd Haupt und Hände auf den Tisch. — —

Sie ging ihm nach in den Garten. Die Sonne war untergegangen, die letzten Töne des Abendläutens zitterten durch die lauwarme Luft, herrlicher Friede und tiefste Ruhe lagerte über dem Dorfe. Im Blütenschnee des Pflaumenbaumes verborgen schmetterte das Rotkehlchen aus der kleinen Brust sein jubilierendes Liedchen in den Abend hinein, in den Büschen sang die Nachtigall in süßen Tönen das alte, ewige Lied von der Liebe, aus der Ferne ertönte das friedliche Geläut der heimkehrenden Heidschnuckenherde. —

Und hinten im Garten stand ein alter Fliederbaum in voller Blütenpracht, darunter saß Hinnerk und sah mit verzerrtem Gesichte starren Auges in das aufflammende Abendrot. — Sie warf sich neben ihm auf die Erde nieder; da rang er die Hände, und erlösende Tränen rannen über sein hartes Gesicht in den grauen Bart.

— — — — — — — — — — — — — —

„Du, Mareicktrine, häst' all hört?"

„Wat dänn?"

„Mit Janßen sin Teicla?"

„Nee, mein Szeit, wat is d'r dänn?"

„Oh — dei schull jä kränk wäsen — man mit de Kränkheit — begripst de nich?"

„Mareijosep, wat seggst du daor? Weist du's sicher?"

„Jao, gistern Aobend kam daor so'n Gerehr un Gestummel in Huse, ick wull is taukiken, man buten hörd ick't all, wat d'r tau daun was."

„O heer, o heer! Wat was dät för'n Läwen un 'n Poheih, äs se in Huse quam, un nu?"

„I gitte, so'n Wicht! Jä, so geiht't, man häb ick nich altid seggt, dei Lüe willt tau daone naoh baowen, daor kump noch wat naoh?!"

„Un nu häbt se üm uck noch in'n Kärken-vörstand wählt. —"

„Och, weist de, hei is de Leipste noch nich, man sei — ännere Lüe häbt doch uck Kinner, man — use Teicla hier, use Teicla daor — dät was jä 'ne Herrlichkeit, nu käönt se seihn, waor 't hengeiht."

„Uh jasses, uh jasses, dät gänze Dörp mut sück jä wat schämen!" — —

Die Nachbar-Frauen trennen sich und gehen in ihre Häuser, eilen aber gleich darauf auf verschiedenen Wegen ins Dorf. Da beginnt ein Flüstern und Schmähen, ein giftiges Lachen und Rufen, da schreitet die Schande, das fürchterliche Weib, eilends durch das Dorf, deckt hohnlachend ihren schwarzen Mantel über Janßens Haus und vernichtet mit einem Schlage alle Früchte eines arbeitsamen Lebens und alle Hoffnungen für die Zukunft, Ansehen und Achtung, Zufriedenheit und Glück.

In der Dunkelheit schlich Hinnerk Janßen zum Pastorat. Er erzählte monoton, als wenn er eine gleichgültige Geschichte von irgend einer fremden Person zu berichten hätte.

„Oh, oh, oh!" seufzt der Pfarrer und wiegt den Oberkörper hin und her, wie jemand, der starke körperliche Schmerzen empfindet.

„Ick häbbe daoröwer naohdacht, Heerohme — dei Kerl is nu in de wiede Welt un weit nich is, wat hei för'n Unglück änricht häf, un wenn hei't uck wüste, wat kümmert so'n Mann sück daor ümme, of user eine in Not un Eilend kump." — Der Pfarrer springt auf, geht eilends durchs Zimmer, bleibt an einem Fenster stehen und blickt finsteren Auges mit zusammengepreßten Lippen und geballter Faust in die Dunkelheit. — Dann kehrt er langsam auf seinen Platz zurück. — „Ick häbbe min läwelank schwaor arbeitet un mi nix dervan günnt, min einzigste Freide was mine Familge. Alles günk gaut, un wie haopeden up'n ruhigen aollen Däg — un nu?! Ick känn nich seggen, wo mi tau Maude is, man dät weid ick wal, un daor will ick up schwören, wenn se mi nu up de Stelle in'n düster Lock schmeten, schmäeden mi mit Isen än de Müre, un ick sull so sitten, verlaoten und ohne Trost bit än minen Dod, ich wull mi freien un nich klaogen, wenn ick blot daordör de Schande von min Hartens-Wichtken un mine troue Frau aofnehmen künne." — „Janßen, mein lieber Janßen, wie mir zu Mute ist, kann ich Ihnen auch nicht sagen, — was mir aber das Herz zusammenpreßt, das ist, daß ich nichts für euch tun kann, grade in dieser Sache nicht, ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen." — „Oh, ick verstaohr Ahr rächt gaud. Adjüs, Heerohme, un ick dank uk välemaol för elke fröndlicke Wort, dät sei us günnt häbben."

Er ging hinaus, ein gebrochener, alter Mann. — Wie zu Tode verwundete Tiere in der Höhle, so schlossen sie sich gegen das Dorf ab, — das war nun allerdings das Schlimmste, was sie in ihrer

Lage hätten tun können. Schrecklich waren ihnen die sonntäglichen Kirchgänge. Mit niedergeschlagenen Augen und innerlich zitternd vor jedem Blick oder Wort, gingen sie hin und kehrten heim wie Verbrecher. —

Hinnerk stand, schwerfällig auf die Schaufel gelehnt, im Garten hinter dem Wall. Da gingen einige junge Leute vorbei zum Felde, sie sahen ihn nicht.

„Junge Wilm, wat Matheies sin Hinnerk wal stolt is up sien Wicht.“ — „Jä, wel här döcht, dät dät so eine was.“ — „Och, weist du, Mönster is ’ne lustige Stadt, daor könt se so’n Sorte bruken.“ — „Jao, un laoter hett dät: Och, use arme, fromme Wicht häw Malheur hät, daor kann se nix an dauhn.“ — Hohngelächter.

Der alte Mann wankt ins Haus. — Er lebte noch drei Jahre, dann starb er ohne besondere Krankheit. Seine Frau folgte ihm ein halbes Jahr später, auch sie siechte dahin, wie eine Kerze, die langsam erlischt. — Thekla lebte mit ihrem kleinen Mädchen allein auf der Stelle. Die Kühe waren längst verkauft, das Hausrat, soweit es Wert hatte, wanderte in andere Hände, die Ländereien waren mit Schulden überlastet und verkommen. Ihre Schwester schickte wohl mal Geld, aber das half nur für kurze Zeit; sie schrieb, Thekla möchte mit dem Kinde zu ihnen kommen — dazu war diese zu mutlos. — Sie versuchte sich als Tagelöhnerin, war aber nicht imstande, die schweren ländlichen Arbeiten zu verrichten. Seit der Geburt des Kindes war sie nicht wieder recht gesund gewesen, dabei die unzureichende Nahrung, es war ein qualvolles

Dasein. Das Furchtbarste aber war, wenn nachts an ihr Fenster geklopft wurde, wenn jemand mit heißen Worten und trunkener Stimme Einlaß begehrte, dann zu Drohungen überging und zuletzt entsetzliche Schimpfworte ausstieß, während sie im entferntesten Winkel des Hauses zitternd zusammenkauerte.

Als klein Lieschen sechs Jahre alt war, bekam Thekla Bluthusten und wurde schwer krank. Da endlich, — endlich erwachte das Mitleid im Dorfe. Die Nachbarfrauen teilten sich in ihrer Pflege, von allen Seiten wurden Nahrungs- und stärkende Mittel geschickt. Der Vorsteher ließ den Arzt kommen. Es war ihr nicht mehr zu helfen, sechs Wochen später starb sie, auf dem Gesichte ein Lächeln, wie in den Tagen ihrer frohen Jugend. — Die Gräberreihe war bis unter die Zweige der alten, breiten Linde gekommen, welche inmitten des Kirchhofes stand. Dort wurde sie begraben. Es war bitter kalt, der Gräber mußte mit der Axt die gefrorene Erde aufschlagen. Fast das ganze Dorf beteiligte sich an der Beerdigung. Über die Verstorbene wurde nur Gutes geredet, kein Mensch hätte zugegeben, je ein böses Wort über sie gebraucht zu haben. Auch der Eltern wurde bei dieser Gelegenheit gedacht. Alle waren einig, daß diese wirklich prächtige, brave Leute gewesen seien, daß auch Thekla doch gar zu schwer habe büßen müssen für eine Schuld, von der man nicht mal wisse, ob sie wohl so schwer gewesen sei, wenn man alles so recht bedenke, usw. — —

Gerd Hensen ging nicht mit der Leiche. In der Dunkelheit aber schlich er auf den Kirchhof und legte einen großen Kranz von Tannengrün,

mit weißen Papierrosen verziert, auf das frische Grab. — —

Die Verwandten in Amerika schickten Geld an den Ortsvorsteher, mit der Bitte, die kleine Nichte bei nächster Gelegenheit zu ihnen zu senden, sie wollten sie halten wie ihre eigenen Kinder. Die Gelegenheit fand sich kurz nach Weihnachten, wo ein älteres Ehepaar zu seinen Kindern auswanderte; sie nahmen klein Lieschen mit, aus der Schande heraus, einer besseren Zukunft entgegen.

Das Janßen'sche Anwesen wurde versteigert. Haus und Garten erstand ein Zimmermann, der die Wohnung umbaute und mit Ziegeldach versah; sie erinnert kaum noch an das alte, gemütliche Haus.

Der lachende Frühling kam ins Land, er schmückte Felder und Wälder, Täler und Höhen mit frischem Grün; wieder blühten Weiden und Birken, Hollunder und Kastanien; wie immer umkreisten die Dorfschwalben zwitschernd die alten Giebel, wie immer kämpften die Menschen im Schweiße ihres Angesichtes mit Sand und Moor den harten Kampf um das tägliche Brot, — Janßens waren vergessen. — Die alte Kirchhofslinde breitet ihre Zweige weiter und weiter, auf dem Grabhügel wächst Gras und Unkraut.



XIII.

„Middewinter.“

Es schneite, — nicht wie im November, wenn der kalte Nord-Ostwind die Flocken, vermischt mit eisigen Wassertropfen, vor sich her fegt, daß Mensch und Tier jeden Versuch, das Wetter zu überwinden, gar bald kleinlaut beenden, — auch nicht, wie im Januar-Februar, wo der Schnee beinahe schon im Fallen sich mit einer Eiskruste bedeckt und höhnisch knirscht unter den Füßen, nein, es war so ein weicher, anheimelnder Schneefall mit großen Flocken in windstiller Luft, wo die Kinder draußen spielen, voller Lust nach den Wintervögeln haschen und vergnüglich kreischen, wenn eins von ihnen in die weiche Masse hineinfällt. Die Flocken kamen so friedlich und heiter hernieder, als seien sie liebe, gern gesehene Gäste; wenn mal ein leiser Windhauch wie spielend durch sie hinfuhr, dann kräuselten und wirbelten sie durcheinander im tollsten Treiben. Es war ein Schneewetter, wie es von Alters her gewesen sein muß in der Nacht, wo das Christkindchen hernieder kommt, um große und kleine Kinder zu bescheeren, wo die Weihnachtsglocken erklingen, um den Frieden zu verkünden und die frohe Botschaft von einem Heilande und einem Kinde, das in der Wiege die Ärmchen ausstreckt nach allen, die sich nicht freuen können aus vollem Herzen. So

schneite es am Nachmittage, so die lange Nacht hindurch, und als das Tageslicht erschien, da hatte der Schnee ganz leise alles zugedeckt, das tiefe Moor und die braune Heide, den starren Wald und die grünen Wiesen, Höhen und Täler, Dörfer und Häuser. — Des Einen Freud' aber ist des Andern Leid. — Die alten Eichen machten sich nichts aus ihm, sie streckten so protzig und unwirsch, so breit und verächtlich ihre kahlen Zweige nach allen Seiten, als ob sie höhnisch lächelten über den jungen Tannenwald zu ihren Füßen, der leise seufzend und ächzend unter der schweren Last fast zusammenbrach und Wind und Sonne, seine besten Freunde in dieser Not, herbeisehnte. Dem Kirchturme und dem steilen Kirchdach konnte er auch nichts anhaben, sie waren ihm zu glatt, und leuchtend erschienen die blauen Schieferflächen ob der weißen Masse. Die Strohdächer des Dorfes waren zu Schneehügeln geworden, mit weichen abgerundeten Linien, nicht „in Eis und Schnee begraben", nein, gar heimlich und warm zugedeckt mit der anschmiegenden weißen Decke, die alles verhüllte, — die schadhaften Stellen an dem alten Dache der Gärken Plaatze, die großen Pfützen vor der Stalltür des Schulten-Bauern, die tiefen Löcher in den ausgefahrenen Sandwegen und die morsch zusammengebrochene Einfriedigung des Braken Hofes. — — Und wieder kam die Dämmerung und die schweigende Dunkelheit. Aus den Fenstern dringen blitzende Lichtstrahlen über den Schnee, die Sterne funkeln am tiefblauen Himmel, das ganze Dorf liegt so friedlich, als ob es niemals anders sein könne, als ob Haß und Zwietracht, schwere Sorge und bittere Not nie und unter

keinen Umständen hier Wohnstätte finden könnten. — Tiefste Stille — da ertönen die Glocken in vollen Akkorden — morgen ist Weihnachten — stille Nacht — heilige Nacht! —

1.

Bei dem wohlhabenden Dorfkrämer Schulze am Marktplatze erstrahlt der Weihnachtsbaum im Lichterglanz, die Flämmchen zaubern tausend funkelnde Blitze aus dem Flittergold und den schönen Sachen, womit der Baum geschmückt ist. Jubelnde Ausrufe der Kinder, Kreischen der Mädchen, dann die Töne eines Klaviers, — fröhliche Lieder schallen durch die erleuchteten Fenster über den Platz. — Draußen stehen drei Kinder im tiefem Schnee aneinander geschmiegt, zwei Mädchen und ein Knabe, zitternd vor Kälte, in ärmlicher dünner Kleidung. Die Mädchen haben die Händchen unter die Schürze gesteckt und trippeln von einem Fuß auf den andern, der Junge haucht auf die schmerzenden Finger und preßt sie dann an die Ohren, kein Auge aber wenden sie von dem brennenden Baum, bis das kleinste Mädchen anfängt zu weinen und zu schluchzen. „Wat häst du Lieschen?" „Et is so kaold!" — In diesem Augenblicke tritt die Tochter des Hauses vor die Tür und erblickt die Kinder. — „Wat bün ih vaör Kinner?" „Wi bünt Schauster Benten sine". — „Oh! — einen Augenblick des Überlegens, — nu kaommt is gau mit." Sie führt die Kleinen in das Haus, — „Mutter, sieh mal hier, da stehen draußen die Kinder vom Schuster Benten, dessen Frau vorige Woche begraben ist." — Die Mutter kommt herzu.

„O Kinder, Kinder, wie seht ihr aus. — Nun geht mal schnell an den warmen Ofen, — Heinrich, hol Kaffee aus der Küche und hier! — sie hat rasch einige Kuchen ergriffen und drückt jedem der Kinder einen in die Hand. — So nun esset mal erst und dann — Vater, komm mal hierher!" — Sie tritt mit ihrem Mann in die Ecke und spricht eifrig auf ihn ein, die andern hören nur einzelne Worte, wie: ein gutes Jahr, — Gottes Segen — ein braver Mann — und zum Schluß: „Du kannst sagen, was du willst, ich tue es doch!" — Gleichzeitig winkt sie ihrer Tochter, und beide verschwinden in dem Laden, wo bald unter ihren Händen ein dickes Bündel entsteht mit Kleidchen und Strümpfen, warmen Halstüchern, viel Kuchen, Zucker usw. — Die Kleinen stehen mit den Kuchen in der Hand und wagen nicht, davon abzubeißen, sie drängen sich aneinander und starren verwunderten Auges auf all' die Herrlichkeiten und die Geschenke, welche die Kinder des Hauses ihnen zeigen. Schulze betrachtet das kleine Volk und beginnt unruhig in der Stube auf- und abzuwandern, wobei er ein Gesicht macht, als ob er über irgend jemand oder irgend etwas sehr ergrimmt sei. Plötzlich ist er in seinem Kontor verschwunden. „Katharina", ruft die Frau dem Dienstmädchen, „Du gehst mit den Kindern bis zu ihrem Hause, — dies Paket kannst du ihnen dort vor der Türe geben. — So, nun mal los und fix nach Hause." — „Halt", ruft der alte Schulze, „hier" — er gibt dem Knaben ein Kuvert in die Hand, „düt güfst du dienen Vadder, versteihst du wall?" — Der Knabe nickt, und die Gesellschaft zieht ab. Hinter ihnen her erschallen die alten,

schönen, fröhlichen Weihnachtslieder. — — Der Schuster Benten sitzt am Tisch und arbeitet. Es will aber so recht nicht gehen. Die Gedanken sind zu schwer, die Augen immer und immer wieder in Tränen und das Herz brechend voll bittersten Leides. Acht Jahre sind sie nun verheiratet gewesen, und in der ganzen Zeit hat er es nicht begreifen können, wie sie, das zarte, hübsche Mädchen sich dazu verstehen konnte, grade ihn zu nehmen. Er hat sie zwar lieb gehabt, wie nichts auf der ganzen Welt, sein ganzes Bestreben ist gewesen, ihr jede schwere Arbeit vorwegzunehmen, seinem von Hause aus rauhen Wesen scharfe Zügel anzulegen und sie zu behandeln, wie eine ihm geschenkte Blume, welche sorgsamster Pflege bedarf, — aber das hätte ja wohl jeder getan, und es hat nichts genützt. Sie hat auf dem Totenbette ihm so freundlich zugelächelt und hat ihm gedankt, daß er immer so brav und gut mit ihr gewesen sei, daß er sich trösten möge, — — sie sähen sich ja bald wieder. — Sie hat erstarrenden Auges noch zuletzt seine Hand gedrückt, — aber das alles macht seinen Kummer um so größer, — sein Liebstes deckt die schwarze Erde und der weiße Schnee. Jetzt kommt zu dem dumpfen, quälenden Schmerze noch die bittere Sorge. Er hat in der langen Krankheit seiner Frau Schulden machen müssen. — Zwar sind es zumeist Kleinigkeiten, die er bald abtragen wird, aber im Sommer, als er Leder kaufen mußte, da hat er von dem Kaufmann Schulze dreißig Taler geborgt, die müssen zu Neujahr bezahlt werden, — er hat sie nicht erübrigen können, und jener ist so streng in Geldsachen. Wenn der ihn nun verklagt wegen der

Schuld — und er tut es sicher — dann — Herrgott die Kinder! Wo sind sie jetzt überhaupt? — In diesem Augenblicke draußen Getrappel kleiner Holzschuhe, die Tür wird von fremder Hand aufgemacht und wieder geschlossen. Vor ihm stehen die Kinder mit lachenden Augen. — „Hier Vaoder, dät häw us Christkindken bröcht, — un hier, düssen Zäddel schull ick di gäven.“ — Das Kuvert enthielt den zerrissenen Schuldschein über dreißig Taler.

2.

„Tau, Wichter, fix! Gliek is't düster, un dän is nix ferdig, — Vaoder, nu staoh us blot nich in'n Weg, du sühst doch, wi häbt et drock.“ — „O Häre, Mauder, Du büs alltid so drock, äs en Haun tau Paosken; werd't nu noch leiper? — wachte man, ik gaoh all.“ — Schuten Mutter legt mit den beiden erwachsenen Töchtern die letzte Hand an, um das Haus festlich zu reinigen. Küche und Kammern sind bereits erledigt. Das Zinngeschirr strahlt zwischen den bunten Tellern, der Tisch auf dem Mannsädel glänzt wie Schnee, der Fußboden mit dem alten Pflaster von kleinen Kieselsteinen ist geschrubbt und mit weißem Sand bestreut, Fenster und Türen gewaschen, sogar der alte Lehnstuhl neben dem Herd, auf dem die Beske ihre Tage mit Stricken verbringt, erscheint wie neupoliert. — „Berndken, kum is hier.“ Der kleine Nachkömmling von 10 Jahren erscheint von irgendwoher, wo ihn kein Mensch hätte vermuten können. „Junge, wat sühst du ut, waor büst du wär wäsen? — nu schnuf di ers is. — Soo, hier häst du den Korf, un nu geihst du naoh'n

Bäcker un haolst — nu paß gaut up! — ein Pund Kaoffebohnen un twei Pund Szucker un fäör twei Grosken Kaoffebeschüt un fäör fief Grosken Kringels, — kännst de dät behollen?“ „Waal, Mauder.“ — „Na, dänn man tau, Geld is in'n Korf, hier häst du dine Poole un nu paß up un träe nich in'n Schnei, dän krigst de nätte Fäute, — un dät du mi nich wär bi de Kringels geihst!“ — — Jetzt haben die Mädchen auch noch die Tenne aufgeräumt und gefegt. Feierabend! — Das Feuer flackert hochauf, so lustig und traulich, so warm und strahlend, hell und leuchtend, daß die alten Balken und die Eichentäfelung erglänzen wie mit Metall überzogen. Die Familie sitzt um den uralten Eichentisch, auf allen Gesichtern liegt Gesundheit, helle Freude und etwas wie Erwartung. Wenn irgend ein Geräusch von draußen vernehmbar wird, dann horchen sie auf, es ist, als ob sie jemanden erwarteten und sich scheuten, davon zu sprechen. Schweigend verzehren sie ihren Grützebrei, heute ist Botfast und Schmalhans Küchenmeister, vorhin aber hat Schuten Vater den Schinken aus dem Wiem genommen und ihn im Schrank parat gelegt. Morgen, wenn sie aus der Nachtkirche zu Hause kommen, dann wollen sie sich was zu gute tun. Plötzlich wird auf der Tenne die Nebentür des Hauses energisch auf- und wieder zugemacht. „Heinrich — Heinrich!“ — Sie springen alle auf, sie haben ihn sofort, ohne etwas zu sehen, an seiner Art, wie er die Tür aufklingt, erkannt. Die Küchentür wird geöffnet, — da tritt er ein, der älteste Sohn des Hauses, ein strammer, breitschulteriger Kürassier, ein prächtiger Soldat, — man sieht sofort, — dem liegt

der Pallasch schwer wie ein Torfspaten in der Hand, aber er hat ihn und den Gaul in der Gewalt, und wo er hinhaut, da versagen alle Finten und Paraden. „Gaun Aowend!“ Jubelnd umringt ihn die ganze Familie, sogar Beske hat aufgehört zu stricken und schaut hellen Auges auf den Enkel. „Heinrich, Heinrich, wo geiht di't? — Junge, du büst jä noch wassen, — wat hei fein is, — kik is Greitke, den Schurbaort häv hei örndlick upwixt.“ — — Er ist seit fünfviertel Jahren Soldat und noch nicht auf Urlaub gewesen, — die Garnison ist gar zu weit. — „Ick döchte all“, sagt Schuten Vatter, „du sullst wall tau Middewinter in't Lock sitten, du büst alltid so'n lossen Vaogel wäsen, — na ja, daor känst du jä nix än daun, dät häst du van dine Mauder.“ Alle lachen, auch die Mutter, — das unterbrochene Mahl nimmt unter Fragen und Plaudern, Lachen und Scherzen seinen Fortgang, keiner von ihnen wüßte im Augenblicke zu sagen, was ihm zum Glücke noch fehle.

3.

Der Mond ist aufgegangen und bestrahlt die weite Schneefläche in Dorf und Feld. Aus einem Hause am Ende der unregelmäßigen Häuserreihe tritt ein junges Mädchen und will die Türen des Schuppens schließen. Da wird sie angerufen, aus dem Schatten des Gebäudes tritt ein Mensch auf sie zu. „Gaun Aowend, Kathrine, verschreck di nich, i ck bün't.“ „Mei Szeit, Johann, waor kumst du här?“ „Doh, ick häbbe hier all 'ne halwe Stunde täuwet, ick dächte, of ick di nich noch tou seihn kreg — kum hier essen mit

unner den Kaoven, ich wull die gern wat seggen.“ Seine Stimme klingt so erregt, sie selbst wird unruhig, herzklopfend folgt sie ihm. Er nimmt ihre Hand! „Ick weit nich rächt, — süh is Kathrina — du weist ja wall — ick meine — ick häbbe die so leiw min Wichtken, un wull doch so bedräuwed gern, dat du mine Frau wären schullest. Kick is, äß wie van't Härwst mit'enänner Kärmße fierden, do wull ick di dät all so gern seggen, man ick drüste't nich waogen un naorsſen do häb ick mi vaör'n Kopp schlaon, man do was't tau laote. — Gistern sä use Vaoder tau mi, dät dät doch mit us gaor nich so wieder günk, wie hären rächt kin Fraumensk in Huse, un ick full doch seihn, dät ick mi verännerde. Do vertellde ich em van di, un do sä hei faort, 'ne leiwere Schwegerdochter kün ick üm goor nich bringen un wat hei doran daun künne — süh is Kathrinken, du kennst jä use Wärk, daor kän ja wall 'ne Familge up läwen, — wenn du mi man blos lien mögst — ick wull't doch so gerne, ick häbbe di doch so leiw — wat menst du, Kathrine?“ — Sie sieht auf den Boden und bewegt spielend den Fuß. — „Ick weit wall, ick bün wall is maol wat weust wäsen, — man löw' man sicher, min leiw Kathrinken, dät is nich so leip mit mi, dät kam blot, do här' ick gaor tau väle drunken un dät bün ick nich wennt, ick drinke jä süß nix, äß wenn ick Söndags is utgaoh' — use Vaoder is doch alltid gaut mit mi taufrä wäsen un use Mauder, de nu twei Jaohr dod is, uck. Tau, Kathrinken nümm mi, du känst di gaor nich denken, wat ick blide was, — mi is unner de ännern Wichter nix tau daun. — — Aeß van

Aowend dei Klocken güngen, da wörd mi't so wunderlick tau Maute, do dächte ick: Junge, wenn du Kathrine äs Brut kregest tau Wihnachten, dän kün Christkindken di nix moieres utsäuken up de gänze Welt. — Min leiw Kathrinken, wust du nich? — Tau, nu kick mi is än un dän segge: Jao." Er umfaßt sie und will mit einer Hand ihr Gesicht in die Höhe heben, — sie sperrt sich einen Augenblick, wirft dann plötzlich beide Arme um seine Schulter und sagt mit lachenden Augen: „Joo Johann ick will". — Kathrine!" — — — „Min Gott, Junge, wat büst du wild — min Haor is jä ganz utenänner, wat sölt use Lüe denken." — „Büst du nu mine leive Brut, Kathrinken?" „Joo, Johann." „Söll use Vaoder dän morgen man kaomen un mit jau Lüe proten?" „Jao, dat laot hei man daun, — man nu gaoh, — süß kaomet use un säuket mi." — „Gaun Nächt, min Wichtken." — „Gaun Nächt, Johann." — „Junge, nu gao doch — na nu is't aber genaug." — Sie wendet sich ab, geht einige Schritte fort, eilt dann plötzlich zurück und flüstert ihm zu: „Ick häbbe all mit use Mauder van di protet." — — Wie der Blitz ist sie in der Falltür verschwunden, er aber eilt mit langen Schritten und strahlendem Antlitz nach Hause. —

4.

An dem einen Ausgange des Dorfes steht ein Häuschen mit schadhaftem Strohdach, so alt und gebrechlich, so schief und zerfallen, daß es aussieht, als ob der nächste Windstoß es vollends zertrümmern müsse. Da wohnt eine alte Frau, die Claosen Sinke, ganz allein. — Als einst ihre

Eltern gestorben waren und der junge Claßen zu ihr hineinheiratete, da hatten sie mitten im Dorfe gewohnt auf einer schönen Eignerstelle mit einem däftigen warmen Hause, an dem die Schwalben gern nisteten, das von Frieden und frommer Einfachheit, von alten Tagen und alten Sagen gar deutlich redete. Einige Jahre lang war Sonnenschein im Hause gewesen, und die junge Frau hatte leuchtenden Auges ihrem stattlichen Manne nachgeblickt, wenn er in's Dorf ging. — Da war er an den Trunk gekommen, ziemlich plötzlich und so furchtbar, daß es grausenhaft anzusehen war für alle, welche die Sache verfolgten. Ob nun seine innerste Natur von Haus aus so liederlich und roh war, oder ob der Schnaps allein die Wirkung hatte, — er fing an, seine Frau auf das brutalste zu mißhandeln. — Haus und Wirtschaft kamen in Verfall, verschuldeten, und eines Tages fand man ihn tot draußen auf dem Eichenkamp. Die junge Frau war in diesen Jahren ergraut, auf der Stirn hatten sich die tiefen senkrechten Falten gebildet, welche von da ab die Leute von ihr fern hielten, die glänzenden Augen waren hart geworden und der Mund zusammengekniffen, als ob ihm kein Wort entpreßt werden könne. Sie arbeitete, nicht wie ein Mann, nein, wie nur eine Mutter arbeiten kann. Die zwei Knaben und das Mädchen erschienen wohlgenährt und sauber gekleidet, die Zinsen wurden pünktlich bezahlt, sie selbst ging Sonntags, nett gekleidet wie immer, zur Kirche. — — — Der älteste Sohn kam zu dem Sägemüller des Dorfes in die Lehre. Er wurde eines Tages sterbend in's Haus getragen, von einem stürzenden Balken tötlich verletzt. Sein Bruder

wurde Schmied, — es litt ihn nicht in der Heimat, er wanderte aus nach Amerika und schrieb später noch einigemale, — er freue sich, das elende Nest rechtzeitig verlassen zu haben, er verdiene heillos viel Geld, sei doch jetzt ein ganz anderer Kerl usw. Die Mutter legte die Briefe mit bleichem Gesicht und starren Augen in die Lade und arbeitete weiter. Da kam eines Abends spät die Tochter an ihr Bett, — was da besprochen wurde, mußte schrecklich gewesen sein, — jene heiratete nach einigen Wochen einen fremden Gesellen, zog mit ihm in die weite Welt und ließ die Mutter total gebrochen an Leib und Seele zurück. Sie verkaufte ihr Anwesen und zog in das eingangs erwähnte Häuschen. Dort hatte sie nun zwanzig Jahre kümmerlich gelebt und war zur Greisin geworden. In den letzten Jahren, wo sie nicht mehr zur Kirche gehen konnte, war fast ihr einziger Umgang der alte Pfarrer des Ortes gewesen, der sie ab und zu aufsuchte. Bei solchen Gelegenheiten sprachen die beiden nicht ganz viel, aber jedesmal, wenn der Herr gegangen war, dann kam in ihre matten Augen ein milder Glanz, und dann betrachtete sie die kleinen Erinnerungen an Mann und Kinder. In letzter Zeit war sie merklich schwächer und kränker geworden, — sie mußte so viel husten, der Atem machte ihr Beschwerde, und auf der Brust lag es, wie schweres Gewicht. Es wurde mal etwas besser, dann wieder ganz schlimm, einmal stürzte ihr Blut aus dem Munde — sie achtete nicht darauf, und es war ihr auch gleichgültig.

So war der heilige Abend gekommen. Ihr Häuschen lag unter dem dichten Schnee, als ob

es von jetzt ab ganz begraben bleiben sollte. Sie hatte sich am Nachmittage zur Ruhe begeben, es war ihr so eigen, so müde und doch so leicht. — Nun lag sie ruhig mit gefalteten Händen auf dem ärmlichen, aber sauberen Lager, und alte Zeiten zogen an ihr vorüber in klaren Bildern. Sie sah ihren Mann, so wie er gewesen war in den ersten Tagen ihrer Ehe, wo sie sich so lieb gehabt hatten, sie sah die blühenden Kinder, ihren alten Vater, der immer so achtbar und fleißig, die gute Mutter, die stets so lieb und sorgsam gewesen war — sie merkte, daß in ihrer Brust etwas vor sich ging, etwas eigenartig Bezwingendes, aber es machte ihr keine Beschwerde, — sie dachte an ihr langes Leben, und daß es nun wohl bald zu Ende wäre — der Pfarrer habe ihr stets gesagt, der liebe Gott werde sie sicherlich reich belohnen in dem herrlichen Himmel, — wie schön, die müden Glieder auszustrecken, und wie frisch und leicht ihr zu Mute sei — — da drängen die Töne der Weihnachtsglocken in ihr Ohr. — — O! morgen ist Weihnachten — Christkindchen kommt — — o lieber Heiland! — — Mutter — Mutter! — — Als das Geläute beendet, da war sie sanft hinüber geschlummert, die Arbeit war getan, der ewige Feiertag begann.





XIV.

„Bi Hömmen Trinke."

Sonntag. Am Morgen sind alle zur Kirche gewesen, die einen zur Frühmesse, die andern zum Hochamt. Sie haben eine halbe Stunde lang zu marschieren — bei solchem „Schlakerwetter" ein schwerer Kirchgang —; daher müssen die ersteren sich beeilen, um nach Hause zu kommen, damit die zweite Kolonne rechtzeitig zum Hochamte eintreffen kann, — am Nachmittag ist Andacht gewesen in der Schule; jetzt bricht die Dämmerung rasch herein. — In der einzigen Wirtschaft — es gibt wohl noch einige Häuser mehr, wo man „stillkens" einen kriegen kann, aber die zählen nicht mit — wird ein däftiges Herdfeuer angelegt zum Empfange der Gäste. Die Wirtin steigt in den Keller und füllt den Schnapsbuddel, sie sieht nach den Gläsern, in der Ecke steht eine gefüllte Bierkiste, eine neue Dose Zigarren wird geöffnet — die Schlacht kann geschlagen werden. Sie leitet die Wirtschaft; Hömmen Bernd, „was ihr Mann is", kümmert sich nicht um diesen Erwerbszweig; er meint, die Fäuste ständen ihm da nicht nach. Darum sagt auch niemand: „Wi gaoht naoh Hömmen Bernd," sondern „naoh Trinke". Wenn man sich bei Trinke einen genehmigen will, biegt man von der Straße ab, schlängelt sich zwischen einige Pfützen hindurch, geht über den elastischen

großen Düngerhaufen und tritt durch die Falltür auf die Diele. Rechts eine stattliche Anzahl von Kühen und Rindern, die den Besucher anstarren, links steckt ein kräftiger Gaul den Kopf durch die Stallklappe; daneben liebliches Quieken und Grunzen von Schweinen und solchen, die es werden wollen, also Ferkeln, — man öffnet die Tür zur großen geräumigen Küche und ist an der Quelle.

Dem Eintretenden gegenüber brennt das Herdfeuer, — die neueste Zeit macht sich auch hier bemerkbar, denn der hohe, weite „Bausen" ist durch einen kleineren, tief hängenden von Eisen ersetzt, — links daneben ein großer Schrank, dessen oberes Drittel hinter Glasscheiben allerhand Porzellan birgt, während der Inhalt des unteren Teiles dem Auge durch drei Holztüren entzogen ist. Den mittleren Teil bezeichnet eine durch die ganze Breite des Schrankes gehende, etwa einen halben Meter hohe Klappe; hinter ihr stehen die Wirtschafts-Utensilien, Gläser und Flaschen; wenn sie heruntergeschlagen ist, bildet sie den Schenktisch. Rechter Hand vor den kleinen Fenstern auf dem „Mannsädel" der alte eichene Tisch, an den Wänden ringsherum Stühle. — Trinke blickt um sich, zündet die Lampe über dem Tische an, — „so, nu käönt sei kaomen." Sie lassen auch nicht auf sich warten, — zunächst zwei junge Burschen mit langer Pfeife, die Mütze unternehmend aufs Ohr gerückt. — „Gaun Aobend, Trinke." — „Uck gaoun Aobend." — „Süh, bün wi noch dei ersten?" — „Söllt wall wecke naohkaommen, sett jau daol." Einen Augenblick später kommt noch einer von ihrer Sorte. — „So — wenn Dirk nu man

quamm, dänn künnen wi änfängen.“ — „Hei kump faorts“, sagt der zuletzt Gekommene, „hei is blot noch ’n Gänk naoh ’t Wicht.“ — „Och, hei mit sin Wicht! Daor känn hei doch noch lange genaug bi sitten, wenn se traued bünt.“ — „Jao-jao, man wo bünt dei Fraulüde — süh, daor is hei all — ’n Aobend, Dirk.“ „Trinke, dei Kaorten!“ — Sie setzen sich an den Tisch. „Waor is dei Kriede Trinke?“ — „In dei Disklaode.“ — „Richtig, jao Trinke häw ähr Werk up Stäe.“ — „So, hier bünt Kaorten.“ „Tau Gerd güf, du büst de jüngste.“ — Gerd nimmt die Karten, macht die Finger am Munde ordentlich feucht und gibt. Das geht aber nur mit Umständen, denn die Karten kleben teilweise aufeinander, sie sind so schmutzig, daß die Könige und ihre Holden ganz wunderbare Gesichter schneiden. Die Spieler fangen denn auch an zu schimpfen: „Mein Szeit Trinke, noch kine neie Kaorten? Jau Bernd wull doch wecke kopen — waor is hei? — „Jao — use Bernd!“ sagt sie mit vielsagender Betonung, „hei is in dei Kaomer.“ — „Bernd!!! Bernd!!! — Bernd erscheint. — „Wat häbb’ ih tau bäölen?“ — „Wo is dät mit dei neien Kaorten?“ — „Tauken Sönndäg, Kinners.“ — „Ach wat, dät seggst Du all sit verläten Fräujaohr — kiek is hier — van dei meisten bünt baowen dei Tümpen all aof.“ — „Ick will jau wat seggen,“ sagt Bernd bedächtig, „dänn schniet van dei ännern dei Tümpen uk aof, dänn bünt se ale wär liek — Mauder, dau ähr de Scheere.“ — Er verschwindet in der Kammer und macht die Tür sachte hinter sich zu. Die andern rufen ihm allerhand nach, was gerade nicht schmeichelhaft für ihn klingt, es

kommt auf ein kräftiges Wort nicht an, sie wissen, er macht sich doch nichts daraus. Unterdessen kommen noch einige junge Leute, die sich Stühle heranziehen, um zuzusehen. „Trinke, dauh mi 'n Klaoren" — „mi 'ne Pülle Beier" — „mi uk" — „mi uk eine — tau Trinke hopsa!" — „Jaojao, ick laope jä all, wat ick känn." — Gerd hat Karten gegeben. — „Dirk Du must wat seggen." — „Ick passe." — „Ick fraoge." — „Känn ick uk?" — „Nä, dütmaol nich, Schüppen-Aß geiht mit." — „Tau Dirk, 'ne Kaorte up'n Disk!" — „Hier, Härten-Aß — so, nu Härten-Käönik, wil't so gaut gaohn häf." — „Aoh, den will wi us koopen", sagt Wilm und sticht. — „Aha! daor sitt min Maot." — „Wi willt se wall kriegen, Härm, hier, de Basse!" — „Dät Wicht kump in't Unglück," sagt Dirk, und übertrumpft mit der Spitze. — „Daor mud ick wäsen," meint Härm, und setzt die Beste darauf, „waor is Schüppen-Aß?" — „Hier is't." — Dirk sticht. — „Ale use," sagt Krüjans Bur, „so, nu is Härten-Dame!" — „Dät Wicht mut 'n Jungen häbben," sagt Härm, und sticht mit Trumpf-Bube. — „Man mut kin Kinner up Böskup stüren: Platz för 'n Könik — hier Ruten-Aß!" — Härm zögert einen Augenblick und wirft klein Schüppen bei — Wilm muß bedienen. — „Wat Donner, Härm!" ruft er zornig, „worüm steckst Du nich?" „Jao, ick mende sicher, den Stich sullst Du käönen, man Du." — „Aoh watt! Du büst ja 'n bedräuweden Kerl — läst dei Trümpfe sitten!" — „Dirk, wie häbbt all veier Stich." — „Käönt dei beiden uk Solo spälen?" sagt Dirk verächtlich — man wieder, wie krieget noch 'n Stich." — „Kännst se ale kriegen!" ruft

Wilm verdrießlich und wirft seine Karten auf den Tisch. — Unterdessen füllt sich langsam die Küche. Die älteren Leute setzen sich um das Feuer — allmählich vergrößert sich der Kreis. Die Jüngeren, welche um die Solospieler herumsitzen und -stehen, wollen auch ihren Tisch haben. Nach kurzem Wortwechsel mit Trinke gehen einige von ihnen in die Kammer, wo Hömmen Bernd über Papieren und Rechnungen „brütet", schieben die Schriftstücke zusammen und legen sie auf einen Stuhl, setzen die Lampe auf die Kommode und tragen ohne weiteres den Tisch in die Küche. — Bernd sitzt einen Augenblick sprachlos auf seinem Stuhle, starrt auf die leer gewordene Stelle und schüttelt den Kopf. — „So, nu legge di up dei Grund un schrief!" sagt einer hohnlachend — jener antwortet wohlweislich nicht, denn er ist überzeugt, jeder Protest würde den andern nur Plaisier machen und großes Hallo verursachen. Er pustet vorsichtig die Lampe aus und folgt ihnen in die Küche, wo er sich behaglich mit ans Feuer setzt. — „Sooo Mauder, krieg ick nu uk 'n Lütken?" — „Du? — Häst Du einen verdeint?" — „Och Mauder, wenn dät ale so genau mut" — „Weß man stille — hier!"

Die jungen Leute haben indes den Tisch an die Wand gestellt, derselbe ist bald doppelt besetzt. Am Feuer gibt es bedächtige Reden, hier zumeist Scherze, bei den Solospielern kräftige Fachausdrücke. Aus allen Pfeifen und Zigarren steigt der Dampf gegen die schwarzgeräucherte Decke, umhüllt die Balken, die Schinken, Würste und sonstigen schönen Sachen im Wiemen, kräuselt um die Lampe über dem Solotisch und hüllt allmählich die ganze

Küche in Nebel und liebliche Düfte. — „Trinke, dau mi is 'ne Szigaore.“ — „Süh, nu kánn me doch fort hören, dät hei ut Lodörp stammt.“ — „Wo menst Du dät?“ — „Mein Szeit, dät is doch 'n Ding, wi segget: 'n Szigaare, 'n Lodörper: 'ne Szigaore, und 'n Neilodörper: 'ne Szigärre.“ — „'t is waohr, elke Dörp häf sine Spraoke, — wi segget 'ne Swalbe, un in Westerloh segget sei 'ne Schwaolke.“ „Och Heere, wenn Du so wust, dänn häf elke Mensk sin' eigen Spraoke — denk d'r is ümme: wenn tein Mensken in de Wirtskup gaoht un willt 'n Schnaps drinken, dänn bünt d'r nich tweie, dei üm egaol fördert, — dei eine segg: Dau mi 'n Klaoren; dei ännere: für 'n halben Grosken was int Gläs; dei därte: mi 'n Drüppen baowen int Gläs; dei veierde fördert einen van 't reine Wort Gottes; dei fifte will blot 'n Lüttken häbben, dei seste frogg: Häbb ih noch einen fäör mi?, dei säbende will 'n Schluck drinken, dei achte 'n Ungekläörden, dei nägende wiset up dei Pülle und segg: Tau tau!; dei teinde schmitt 'n halben Grosken up'n Disk un segg gaor nix — un sei krieget ale 'n Klaoren.“

„Wenn me 't rächt bedenket,“ sagt der alte Schuten Bauer am Feuer, „dänn kánn me nich seggen, dät de Tiden so leip bünt, dät Veih is gaut än'n Pries, un Körn is d'r uk noch wall so väle.“ — „Jao, wi häbt all vull leipere Tiden, däörmaoket, — ampatt wat was dät fräuher 'ne Knojereie un 'ne armselige Baudel, — man nu mit dei Kunst un dät Neiland, nu is dät 'n änner Werk, nu häbt dei lütken Lüde uk nix mehr uttaustaohn.“ — „Soo?? So!!“ sagt Westermanns Gerd, ein fregeles, lebendiges Kerlchen in

den besten siebziger Jahren, — „jao, dät stimmt äs 'n Kärkenräken, man well kump d'r bi up'n Hund? — De Bur! — Denstvolk un Hürlüde känst de baolde nich mehr kriegen. Staot un Unkosten werd ale Daoge grötter, Stüren güf't ale Jaohr mehr, un je mehr Stüren un Lasten, desto mehr Malheur un Gebreck un Kränkheiten up Mensken un Veih." — „Mareijosep, Gerd, Du wust doch wall nich seggen, dät dei Kränkheiten van de Stüren kaomet?!" — „Nä, so unösel häw use Mauder mi nich in de Welt settet, — man et hank doch ale tauhope, un dänn dei verfluchten prüsken Gesetze! Häst Du daor 'n Stück Veih liggen, wat nich gaud is, un röpst 'n Veihdoktor än, dänn kick hei di wat in de Ställe ümmetau, un dänn kump grot in de Zeitung: bei dem und dem ist die Viehseuche ausgebrochen — dä! daor häst de den Kraom! Dänn kump di kin Handelsmann mehr up'n Hoff, un wenn de äöwer de Straoten geihst, dänn kieket Di dei Lüde än, äs wenn Du sülwen dei Maul- un Klauenseuche un Pest un Kolera un Schwindsucht un weit der Deubel wat für Eilend süß noch up'n Liwe häst." — „Ha, ha, ha, ha — Gerd, wat känst du d'r wat van maoken!" — „Jao," sagt Wübbels Härm, „hei protet d'r wat här, — man mit dei Kränkheiten — daor is wat van mit, ale Daoge kaomet neie Fituten up. — Wi häbt daor son Wicht van Moordörp, Junge dät was 'n Fägert, dei frög naoh kinen Kerl wat naoh, 'ne Stömme as 'n aollen Husar, nitske up de Arbeit un nitske bi'n Pott, sone Pänne vull Tuffeln mit Speck un 'n paor Pund Brod, dei fägede sei d'r binnen, dat 't maon so susede — un nu mit 'n maol kän se nix

mehr, — dänn sitt sei krumm innänner up de Haowerkiste un häw Liewsehr, — dänn stöhnt seit 't ut vör Koppsehr, baolde häw sei 't in't Krüß un baolde in de Beine, eine Stunde is se so gleinig, äs 'n Fürköhle, un forts dernaoh süt sei ut äs 't bittere Leiden. Ick sä gistern: Verduld noch'n maol, dät mut änners — alleh marsch naoh'n Doktor. Sei wull ers nich rächt, man dät hülp jä nich — na, do kam se wär un segg: dei Doktor härre seggt, sei härre 'n Stränk van Magen-Kantaor — nu bidd ick jau — häbb ih maläwe so wat hört? — wat is dät, 'n Kantaor? Un wo kump sun Wicht derbi?" — „Jä, me sull't nich seggen." —

„Wat?" sagt Stoffers Dirk am Tische, du weist nich, worümme dei Pastor nich bi Trinen Bur Middäg äten will?" — „Nä." — „Na, dänn paß up. — Dei Pastor van Moorholte mut ale Jaohr in Sandbrüggen dat Missekörn sülwest mit uphaolen, un dänn ett hei bi eine van dei säben Buren Middäg. Dütmaol was Trinen Bur an de Rige. Aes dei Pastor kump, häw Trinen Märei uk wat än't Für staohn tau schmoren, un up't Haol hank 'n Pott mit Brei, den röhrt sei mit 'n groten hölten Schleif ümme. — „Süh, gaun Däg Heerohme, sett jau 'n Gänk daol, 't Aeten is forts klaor." Dei Pastor settet sück, un Märei röhrt in 'n Brei. Nu must Du wäten, Märei sagg gaor nich lecker ut, sei was altid man rächt schmärig un usselig. — Dei Beiden protet wat tausaomen. Do kump 'n Schwin van dei Däle in de Kääke gewakelt, dei kam ut'n Stall un was noch schmäriger, as Märei; dat Deier schnüffelt wat ümetau, Märei röhrt wider un süg nix; do

schuf mit'n maol de Pastor sinen Staul taurügge un sprink bi Sit. „Uh Jüsses, dät malle Schwin — wust du drut!" röp Märei; sei nümp den Schleif ut'n Breipott un kloppet daormit dei olle Mutte 'n paormaol up de Schinken, dät dei Brei ümetau stuff. — Quiii — Quiii! säg det Schwin, un löp up dei Däle; Märei röhrt mit ähren Schleif ruhig wider. Dei Pastor mahket grote Ogen un schluket 'n paormaol, äs wenn hei wat in'n Hals sitten häw — mit 'n maol holt hei dei eine Hand vör't Liew, dei ännere vör'n Mund, un löp ut dei Dääre; hei is maläwe nich wär bi Märei wäsen tau äten." — Hohoho, Junge, dät här 'k wal seihn möcht." —

„Ick späl Solo." — „Wo hett hei?" — „Schüppen." — „Tau, Dirk, Ruten ut, segg dei Glaoser." — „Holt 't Mul! Seggen un wiesen gelt nich!" — „So genau?" — „Tau, Dirk, Kaorte up'n Disk!" — „Hier." — „Trumpf!" — „Trumpf!" — „Uk Trumpf!" — Die Fäuste schmettern auf den Tisch. — „Härten=Aß." — Mit einem Male wüster Lärm. — „Du häst effen nich bedeint, Du bedrügst!" — „Wat? Dät segge nich noch'n Maol; kiek Dine Kaorten naoh, Du krumme Blixum!" — „Wat Deuker —" — „Na, na, nu man sachte!" ertönt es von mehreren Seiten, „Jh bünt doch nich aleine in't Dörp — me känn jä sin eigen Wort nich verstaohn — Ruhe! Ruuhe! — Wenn Jh nich Fräde hollen käönt, dänn spält up Däle!" — Die Spieler beruhigen sich; so schnell, wie der Streit entstanden, ist er auch geschlichtet; einen Augenblick noch brummen sie sich gegenseitig an, dann trinken sie miteinander und versuchen weiterhin die Härte ihrer Fäuste und

Knöchel an dem eichenen Tische. Jeder, der einen Gewinn zu verzeichnen hat, nimmt die Kreide und erhöht die Zahl der Pfennige auf der Tischecke rechts neben sich, nachdem er die alte mit der Hand ausgewischt hat. Wenn die Buchführung gar zu undeutlich wird, kommt Trinke mit dem nassen Schüsseltuch und reinigt das Kontobuch. Die Unterhaltung nimmt allerseits ihren Fortgang. Der Tabaksqualm wird immer dichter, kein Mensch denkt daran, die Tür zu öffnen, das wäre ja Verschwendung, draußen ist's kalt und hier schön warm. Rauch ist gesund, geräuchertes Fleisch hält sich länger und außerdem — das gehört so dazu und erhöht die Gemütlichkeit. „Donner und Doria Trinke, wat bünt dät für Szigarren!" ruft laut Drees Anton, „dei Schweit schlait mi ut, — hä! daor werd' me jä flau bi." — Andere, welche ebenfalls an dem Kraut sich laben, stimmen lebhaft zu. Die Zigarren scheinen allerdings von einer ganz aparten Sorte zu sein. Sie sehen zwar alle ziemlich egal und fettig dunkel aus, zeigen aber, wenn sie ihrer Bestimmung zugeführt sind, staunenswerte Mannigfaltigkeit in ihrem Verhalten. Eine brennt langsam und beharrlich an einer Seite herunter, so daß eine halbverkohlte, krumme Ruine stehen bleibt, eine andere verzehrt sich von innen und brennt schließlich ungefähr in der Mitte an einer Stelle durch, dann wird der obere ausgehöhlte End dort abgebrochen und das Feuer mit einigen Fidibussen aufgemuntert, vielleicht kann die Geschichte jetzt glücklich und genußreich zu Ende geführt werden. Eine dritte hat keine Spur von Luft. Der unglückselige Besitzer zieht verzweifelt und stößt dann mit aller Kraft der Lungen den

Atem hinein, er erzielt auch Erfolg in Gestalt eines kleinen Wölkchens und einiger Funken, die herausfliegen, wenn er aber etwas von dem kostbaren Dampf in sein gequältes Innere hineinziehen möchte, dann versagt der edle Glimmstengel, er zieht seinen großen „Saox" aus der Tasche, spitzt ein Streichholz an, und bohrt dieses von einer, dann von der anderen Seite mit einer gewissen grausamen Genugtuung tief in ihr Inneres hinein, — vergebens, — er rollt sie kräftig zwischen den Händen hin und her, es hilft alles nichts, schließlich drückt er mit Daumen und Zeigefinger das Feuer aus und steckt das Ding in die Westentasche, um es morgen bei der Arbeit als Priem zu benutzen. Wieder eine andere glimmt von selbst wie Zunder langsam fort, hin und wieder zischt und pufft es, als ob Körnchen Pulver darin säßen — kurz, es kann einer allerhand mit ihnen beleben, was für den unbeteiligten Zuschauer ganz interessant, lehrreich und auch recht plaisierlich ist. „Wat verstaoh ik van Szigaoren," sagt Trinke mit großer Gemütsruhe, „use Bernd häw se köft." Allgemeine Entrüstung. „Jau Bernd!! Kerl, wo kännst du Szigaoren kopen? Du weist jä nich, wat Räuwenbläöer un Täbäk is." „Du Trinke," sagt ein anderer, „dät Untüg laot üm sülwest roken, dänn büst du se loß, un dinen Bernd uk, dei äöwerlämet hei nich." Trinke steigt auf den Stuhl und kriegt eine Kiste von der „alten Sorte", damit ist auch diese Angelegenheit erledigt. — — „Kinners, Menskeen, wat geiht dät d'r nu wär här in de Zeitungen, me sullde baolde meinen, et gaf wär Krieg." „Jä, dät is wall so, man me känn d'r nich rächt ut klauk werden." „Wo dät Wärk

rächt sitt, weid ik uk nich, dät geiht ümme Bosnien und Serbarien of so — dei häf dei Käönik van Oestreich in Täske stäken, sei stünnen süß unner den Türken." „Jä, — man wat häw wi dänn mit den Spektaokel tau dauhn?" „Dät weit 'k nich, — of die Engleskcn daor wall wär mit unnersittet tau hissen?" „Nä du, dät kump van dei Russen, — dei willt daor uk 'n Lappen Grund van häbben, man sei dröwet den Oestreichsken nich än, dänn kriget sei'l mit Prüßen tau dauhn, — weist du, — dei Kaiser van Oestreich un wat den usen is, dei bünt ääwerein kaomen, wenn d'r well kump un will eine van dei beiden wat, dänn kump dei Aennere un güf üm 'n Trähe van Aechtern, dänn weit hei faorts, dät hei't mit tweie tau dauhn häf." — „Jao, den Prüßen, den trauet se nich, dei häf't meiste Pärdevolk un dei dicksten Knunnen." „Dät will 'k wall läöwen, Junge, dät känn me jä wall hören, wenn Krupp günne bi Möppen schütt, — bi Südwesten Wind dänn bäwet dei Dääören und Fensters in Huse." „Jä man dei Russen, dät is 'n leip Volk, use Beske dei häw d'r genaug van vertellt, äß dei Kasaken hier wäsen bünt, Uh Jasses, wat Mensken!" — „Wat ik seggen wull, — sagt Stienken Bauer pfiffig schmunzelnd — mit dei Knunnen — jä — wat min Ohmsegger is, dei möste verlesthen veierteihn Daoge naoh Straßburg um 'ne Ubung maoken, dei häw mi d'r nülik noch van vertellt — hei is bi dei Haubitzen änstellt — daor käönt se mit scheiten, ik weit gaor nich, wo wied wall — wenn die Kugel drut is, dänn hört sei in dei ersten twei — drei Stunden 'gaor nich wär up tau fleigen, — daorümme käönt se uk in't Oldenburgsche süke Haubutzen nich haollen, sei

mööget se upstellen waor se willt, dei Baußel flügg alltid in't Prüßke, — un dänn güf't Spektaokel, — sei härren daor in Straßburg ähren Schiewenstand vör'n hogen Bärg hätt, man einmaol was ähr dät bedraogen, do härren sei in der Drockte tau hoch türt, dei Kugel was äöwer 'n Bärg sused un daor günne in Frankrick up dei Grund kaomen, sei här sück wär upnaomen, was wiederflaogen, — här den Haohn up 'n Kärktorn in Paris herunner klitzket un was taulest daor gänz guhne tüsken China und Konstantinopel in'n Bärg ballert, dei gänze Türkei häre trillt un bäwet, jao dei Sultan un siene Frau wassen nett bi 'n Kaoffe wäsen, sei härren naoh de Kinner gräpen un wassen ut 'n Huse löppt, sei menden, dei Welt günk unner." „Ho—ho—ho—ho!!!" „Du Bernd, wenn din Ohmsegger is maol wär kump, dänn stür üm mi tau, mit den mögg' ik doch wall is maol proten. — — — — Die Tür geht auf, — „Gaun Aobend — so flietig?" — „Gerd Wilm?!" — — Er ist Schmied, ungefähr fünfzig Jahre alt, früher ein tüchtiger Handwerker und angesehener Mann, jetzt ein Trinker, und wenn er betrunken oder „angetrunken" ist, der größte Krakehler in der ganzen Gegend. Er setzt sich schwerfällig auf einen Stuhl. — „Trinke, 'n Klaoren". — „Jk, meine Gerd Wilm, du häst all genaug." — „So, — hähä — genaug? — dänn kamm ik hier nich här — tau!" „Gerd Wilm, Gerd Wilm!" sagt Steffers Bauer, „nu büst du all wär vull, 't is doch Sünde un Schande." — „So? vull? — dät will'k di wisen, — hähä, Trinke, häst de mi einen indaohn? — wat vull?" — er gießt den Klaoren herunter, — „wenn'k vull was, dänn künn dei d'r

doch nich mehr in, wat??" — Einige lachen, andere schütteln den Kopf, sie sprechen weiter, Gerd Wilm aber mischt sich sofort und überall laut rufend in die Unterhaltung, er führt einen Augenblick allein das Wort. „Jä kik du mi män än, — er steht jetzt mitten in der Küche und wackelt mit dem Oberkörper nach vor- und rückwärts — ik bün di nix schüllig, — häbä — fraoge naoh kinen Bur wat naoh — siebzig einundsiebzig — alles mitgemacht, feiner Kerl, was? Trinke noch 'n Lüttcken — ick fleit was up dei gänze Welt, — wat? bün ih uk Kerls? wi alten Deutschen wi kääänt noch einen verdrägen — häbä — sie lagen auf das Bärenhaupt — ih aollen — —" Busken Gerd neigt sich zu seinem Nachbarn, dem jungen Bertels herüber, — „herut?" „Jao kumm!" — Sie legen sachte und unbemerkt, wie auf Verabredung ihre Pfeifen an die Stuhllehne, springen auf und fassen, ohne ein Wort zu sagen, von rechts und links Gerd Wilm am Kragen. „Häbä, wat schöll dät?" Er wehrt sich, strampelt mit den Beinen, blickt nach rechts, links und rückwärts, wie hülfesuchend, — die anderen aber erheben ein gewaltiges Gelächter, während er unaufhaltsam und ohne Zeitverlust aus der Küche über die Diele spediert wird. In der Falltür erhällt er einen kunstgerechten Fußtritt und fliegt auf den weichen Düngerhaufen. — „Ik mut mi wundern, dät hei noch nich up dei Supliste kump." „Junge dät wa's 'n Malheur, dänn wörd't noch leiper, häst du malämwe hört, dät eine, dei up de Supliste steiht, daordör van't Supen aofkaomen is?" „Man dänn känn hei doch in de Wertskup kinen mehr kriegen." „Och Heere jao! äs wennt't süß

kinen Klaoren gaf! — Daor was vör düssen in Eskwägen 'n Bur, Jan Raulf sin Gerd, dei kam auk up dei Liste. Na — sücke dei häbt jo alltid ähre gauden Frönde, — erst löt hei sück wecken haolen, — äs dät nicht mehr günck, — dei Schändärm passede höllsken up — protede hei mit Busken Wilm, dei mögde uk so bedräuwet gern einen, — do bestellde dei bi'n Bränner jeidesmal 'n örndlik Fätt un legde dät in sienen Schaopkaowen up 'n Buck, daor täppeden dei Beiden üm de Wette. Gerd betaolde, sine Plaotze was groot, dät künn wat lieden, — naoh 'n Paor Jaohr kam Busken Wilm uk up dei Liste. Do güngen dei Beiden naoh Püthaoken Claos und kregen den daortau, dät hei den Klaoren up sinen Naomen bestellde, — nu kännst de di wall denken, wenn daor sun Fätt Fusel änschlaogen was, dänn blew dät nich in't geheim, die ganze Naoberskupp drünck mit, 't günk d'r lustig här, — dät durde so lange, bit Gerd sin Plaotze derdäör un hei sülwen up dei Armen was, süß was Claos uk up dei Supliste kaomen un dänn härren dei drei noch 'n Hüsken wieder möst." „Uh Junge, dät was taulest 'n plaiseierlick Dörp woren." „Jä, denk' is än —" „Gaun Aobend, Trinke — hähä — ik mud noch 'n Lütken häbben." — „Wat? daor büst du all wär Gerd Wilm? sei willt di doch hier nich häbben!" „So? wat? Is min Geld nich nett so gaut? Nu will'k doch seihn — tau Trinke, hier is 'n Grosken — verflucht! söllt dei Buren den Fusel alleine supen? — — Trinke, min leiwe, leiwe Trinke, einen grooten noch, dän gooh 'k uk foorts naoh Hus, — tau — gau — gau! — so is 't moi, — Jupheidi heidallalah! Versauf die

Strümpf, versauf die Schu, — lauf dem Teufel barfuß tzu — Praust! Sooo! Trinke, du olle Sabilla, du malle Klitze, du büst nett so 'nen aollen Jesabel äs min verdammt Wiew — un ih — ih — ih Buren, ih — ih käönt mi ahltauhope — — — Satan!!" — er reist die Tür auf, stolpert über die Diele und verschwindet. — In der Küche einen Augenblick lautlose Stille, — allen ist der Spaß vergangen, es dauert geraume Zeit, bis einer zaghaft das Gespräch wieder eröffnet. — — — — Der alte Steenken zieht seine Uhr aus der Westentasche, eine dicke, alte „Rübe", ein Familienstück, das von ihm hoch in Ehren gehalten und durch eine starke, jedenfalls ebenso alte Hornkapsel geschützt ist. — Er öffnet mit Umständen die Umhüllung und fängt an zu rechnen — die Uhr bleibt nämlich jeden Tag genau dreiundzwanzig Minuten zurück, — ungefähr alle Vierteljahr wird es eine Minute mehr, — ab und zu, so alle halbe Jahr, muß sie einige Tropfen Maschinenöl bekommen, dann gewinnt sie plötzlich pro Tag um drei bis vier Minuten, um langsam wieder in ihr altes Tempo zu verfallen. Das alles muß einer wissen, der sich mit ihr abgeben will, dann ist aber auch so ziemlich Verlaß darauf — früher war das noch viel besser, — der alte Uhrmacher Meyer, der wußte mit diesen Dingern Bescheid, der hatte sie einmal so weit aufgemuntert, daß sie mit jugendlichem Feuer losstürmte und alle neumodischen Uhren weit hinter sich ließ, — aber der ist nun schon seit achtzehn Jahren begraben, seit der Zeit muß sie sich helfen, so gut wie sie kann, denn die jetzigen Uhrmacher, — ja — die mögen ihr Handwerk wohl verstehen, — aber, denen vertraut er

seine Klocke nicht an, er ist der felsenfesten Überzeugung, wenn diese sein kostbares Möbel in die Hand kriegen, dann ist es geliefert und für ewige Zeiten erledigt. „Et is glik acht Uhr," sagt er. „Ja, die Tid geiht herümme, — Trinke — betaohlen!" Die alten Burschen klopfen ihre Pfeifen aus, bezahlen und gehen fort. „Gaun Aobend!" „Uk gaun Aobend!" „Na Jan, du kumpst jä baolde?" — „Wisse, wisse Vaoder ik kaome glik faorts." — Die jungen Leute zeigen aber keine Eile, sie bestellen sich noch jeder eine Flasche, das Vorrecht der Jugend wollen sie doch hochhalten, nicht so zeitig zu Hause zu kommen, wie die Alten, — die Kartenspieler rechnen mit einander ab, — Stoffers Dirk nimmt das Spiel und wirft es unter allgemeinem Halloh ins Feuer, „nu will wi doch seihn, of wi uk neie Kaorten krieget," — dann rechnen auch sie, einer nach dem andern mit Trinke ab. — Da kommt Westermanns Gerd zurück. — „Nun kaomt is gau mit de Lantüchte! — Gerd Wilm plümsket und spattelt in 'n Diek ümmetau!" — Das ist aber ein Spaß! — Ungefähr hundert Schritt von der Wirtschaft, zwanzig von der Chaussee entfernt, liegt unter den Eichen der große Dorfteich. In ihm schwimmen zahlreiche Balken, welche die Besitzer zur besseren Konservierung für das kommende Frühjahr hineingeworfen haben. Zwischen ihnen stolpert, fällt, plantscht, stöhnt, prustet und flucht Gerd Wilm herum, der zwar durch das kalte Wasser einigermaßen ernüchtert ist, andererseits aber vor Schreck und Aufregung in der Düsternis jede Direktion verloren hat. Sie kommen mit der Laterne und helfen ihm auf's

Trockene, kaum jedoch ist er dem nassen, ihm ohnehin so verhaßten Elemente entkommen, da wird er sofort wieder frech. „Wo? watt? — känn ick nich gaohn, waor ik will? wat dauh ih hier? Häbb ik jau röppt?" — „Nu werd't dänn doch rein tau dull", sagt Wübben Friedrich, ernstlich erzürnt, „kum Gerd, wi willt den Schwinägel wär in'n Diek schmiten, dänn laot hei seihn, wo hei klaor werd." Er geht energisch Gerd Wilm zu Leibe und faßt ihn an der Brust, der reißt sich los und rennt in die Dunkelheit hinein, — sie hören noch einen Augenblick seinen eilenden Schritt, können auch vernehmen, wie er hier und da gegen die Eichbäume anprallt, — dann lachen sie, bringen die Laterne zurück nach Trinke, trinken noch einen im Stehen und gehen nach Hause. — Trinke reinigt mit Hülfe der Magd die Gläser, die Kiste mit den leeren Flaschen wird draußen auf den Düngerhaufen gestellt, — der Bierfuhrmann holt sie morgen dort ab, — Gläser und Flaschen kommen in den Schrank, die Klappe wird geschlossen, Tische gereinigt, Stühle an Ort und Stelle gesetzt, das Haus ist durch nichts mehr als Wirtschaft kenntlich, es sei denn, daß die Zigarrenkisten neben dem Schornstein auffallen würden.

Im Dorf erlischt ein Licht nach dem anderen, — tiefste Stille, — dann kommt der Nachtwächter mit schwerem Schritt die Straße herauf und stößt ins Horn, — der Sonntag ist dahin.



XV.

Lücken Gerd sin Schwin.

Lücken Gerd stand breitspurig, die eine Hand in der Hosentasche, die andere an der kurzen Pfeife, auf dem Düngerhaufen vor der Falltüre, blickte nachdenklich über den blitzenden Schnee und paffte blaue Rauchwölkchen in die Luft. Gerd und sein Haus hatten ihrer Natur nach viel Ähnlichkeit mit einander, alt und verwittert, aber kernig und gesund. Auch die Pfeife paßte zu den beiden, sie schien schon so alt wie Gerd zu sein, hatte sich aber ihrem Ansehen nach weniger gut gehalten. Die Spitze zeigte nur noch einen Knopf und war auch an diesem schon durchgebissen. Der Schlauch — na, den wollen wir lieber nicht beschreiben. Das Rohr war jetzt schwarz; mit allen Hilfsmitteln der Chemie und Physik wäre nicht mehr festzustellen gewesen, welche Holzart dasselbe geliefert. Der Abguß schien von vorsündflutlichem Horn zu sein. Der Kopf erglänzte in allen möglichen und unmöglichen Farben, welche auf natürliche und unnatürliche Weise, mit Absicht oder durch Zufall darauf geraten waren oder sich im Laufe der Jahre gebildet hatten. Von dem Deckel war natürlich keine Spur mehr vorhanden. Sie litt an Asthma und Alterschwäche: Zeitweilig ertönte aus ihrem Innern ein Röcheln, als ob sie in Todesnöten und endlich mit der Welt fertig wäre; sie

versagte auch häufig ganz und gab keine Spur von Atem und Luft mehr von sich; dann wurde sie angestochert und geklopft, sie kam langsam wieder zu sich und führte unwillig ihr Dasein weiter. Wenn nun aber einer dem Gerd gesagt hätte, er solle seine Pfeife ins Feuer werfen und sich eine neue kaufen, so würde Gerd wahrscheinlich ein ebenso maßlos erstauntes Gesicht gemacht haben, als hätte man ihm ernstlich angeraten, den Sultan aufzuhängen und seine fünfhundert Frauen zu heiraten.

Auch jetzt schien die Pfeife einen ihrer Anfälle zu bekommen. Gerd machte plötzlich ein erstauntes Gesicht, er zog, zog nochmals heftiger, machte den Mund auf — kein Rauch. Er betrachtete seine alte Gefährtin kopfschüttelnd und suchte sich auf dem Düngerhaufen einen trockenen Strohhalm. Vorsichtig schrob er die Spitze ab — nur Gerd allein auf Gottes weiter Welt war im Stande, die Pfeife ohne Malheur auseinander zu nehmen und zusammen zu kriegen —, stocherte mit dem Strohhalm nach allen Richtungen, setzte sie wieder zusammen — so, die Sache war in Ordnung. Gerd nahm seine gewohnte Stellung ein, sein Gesicht bekam wieder den zufriedenen Ausdruck, und aufs neue entstiegen blaue Wolken seinem holden Mündchen; er paffte in mächtigen Zügen und mit großem Wohlgeruch, — „Gloria mundi“ — drei Groschen das Pfund. Das war sein Lieblingstabak. Er hatte auch mal welchen versucht, der acht Groschen kostete, von dem der Kaufmann behauptete, die Pastöre rauchten ihn alle, und er dufte so süß, wie Kalbsbraten; „aber nä, daor häw dei Kerl mi gehörig met anschmärt,

daor is kin Kläck un kin Schmäck an, dät is nett, äs wenn me dausen Törf in de Piepe stoppet."

Also Lücken Gerd stand vor der Falltür und blickte nachdenklich ins Wetter. Es war langsam Tag geworden. Das Dorf lag still, wie ausgestorben. Das einzige Leben zeigten die Rauchwolken, welche lustig aus den Schornsteinen über den schneebedeckten Dächern zu dem klaren Himmel hinaufstiegen. Da ertönte weit hinten aus dem Dorf ein Geschrei, charakteristisch und nicht zu verwechseln — ein Borstentier in Todesnöten. Die Kinder singen: Schwin in de Knipe, Schwin in de Knipe, häst d' wal hört van Gieren. Dann ertönte dasselbe Gieren auch von der anderen Seite; gleichzeitig kam ein großes Quieken und Rumoren aus den Ställen auf der Diele hinter ihm. Da drehte Gerd sich um und rief ins Haus hinein: „Mauder, Mauder!" — „Mareijop, Gerd, wat häst du tau bäölen?" — „Kum is gau hier!" — Seine Frau kam, und mit ihr Trina, die Tochter. Er zeigte mit dem Daumen weit nach links, dann nach rechts. „Märeisinke, wat bedüt dät?" — „Dät bedüt, di is't in'n Kopp schlaon, Vaoder." „Uk gaut, man ick hör daor mehr ut." Er zeigte wieder nach rechts — „Daor krieget sei einen bi'n Hals" — dann nach links — „un daor uk so, un äöwerall güf't nu Punskebrod mit Greven und Mettwurst un Speck in de Pänne un Schnurbraodn un Pötkes un Ohren — Junge, dät blanke Waoter löp einen jä in't Mul, Mauder" — er tippte ihr mit der Pfeifenspitze auf die Brust — „gaoh hen un tue desgleichen!"

„Nu kik doch is use Vaoder, so'n ollen Läkertän!"

„Mauder, kum is mit." — Trina lief lachend in die Küche. Gerd faßte seine Frau bei der Hand und zog sie mit auf die Diele.

„Märeisinke, nu kik is dinen Veihbestand an; hier bünt veiertein Biggen, un hier 'n Stück of wat Löpers, — met dat gänze Untüg känst de maoken, wat du wust, kosten daut se jä doch nix, man hier! — Drei mästede Schwine van elk, na, segge wi dreihunnertfüftig Pund, — hör is, wat se gnurret, — wenn dei noch dicker werd, dänn häbt sei kinen Platz mehr, dänn buget dei Kaowen-wände naoh buten. Mauder, kum wider." — Er ging mit ihr in die Küche. „Nu kik usen Wim än, Schaopfleisk und Schaopfleisk, un nix äs Schaopfleisk, un dät gänze Wärk so schro äs Sünderklaos van ächtern, — will wi of will wi nich?" — „Gerd du —" — „Mauder, ik weid, wat du seggen wust, Schaopfleisk is uk nich schlecht, un bäter 'n Lus in'n Pott, äs gaor kin Fleisk; man nu segge sülben, den ganzen Gaoren häw wi vul Kohl, un tau Kohl hört Mettwurst, dät was all so bi Könik Pharao sin Tid, un dät bliw uk so. Mauder, äöwerlegge di dät."

Mutter überlegte die Sache. Abends war sie mit sich einig. Als die Familie, Gerd, seine Frau, Jan, der älteste Sohn, Trina und Wilm, ein Nachkömmling von zwölf Jahren, nach dem Essen um das Herdfeuer saßen, bestimmte sie, Schlächter Härm auf Dienstag zu bestellen. „Use Vaoder will doch sinen Willen häbben, dat helpt ale nich, wenn hei't in'n Kopp krig, braot he Botter up de Tänge."

Wilm wurde gleich hingeschickt, kam wieder und meldete, Härm wollte Dienstag morgen

kommen; er müßte aber erst noch bei Claaßen Gerd zwei Schafe schlachten, dann je ein Schwein bei Schmidtjans und Meyers und Claosbusken, aber um 8 Uhr wollte er da sein.

Montag nachmittag fingen schon die Vorbereitungen für das Schlachtefest an. Lücken Vatter schliff auf der Türschwelle sein Messer und begann Wurstpiggen zu schneiden. Das war sein Geschäft schon seit vierzig Jahren, und er hatte es darin zu großer Kunstfertigkeit gebracht. Früher hatte er sich große Dornen aus der Hecke geschnitten, darüber war er längst hinaus. Er spaltete passende Brettchen und machte daraus so gleichmäßige, lange und runde Piggen, daß es aussah, als wären sie mit der Maschine gemacht; dann wurden die Spitzen angebrannt — fertig! „Hier, Märeisinke, wenn din Waostewärk nu nich geraoen will, än dei Piggen lig et nich."

Dann gingen Gerd und seine Frau nochmals zum Stall, um endgültig das Todeslos über einen der drei Kandidaten zu werfen. Diese wurden auf die Diele getrieben, die beiden betrachteten sie von allen Seiten mit sachkundiger Miene.

„Mauder, ik meine düssen; man säg: up'n utmästet Schwin, daor mut'n Emmer up staohn käönen, — up düssen känn wal 'n Ringel staohn. Junge, wat häw hei n' Puckel!"

„Jä, man Gerd, kik is den än, dei häw't van binnen, — den du menst, dei is tau dicklimet, daor fallt tau väle ut; man düssen, dei is van binnen tau mästet, dei telt up dei Wächte. Junge, Gerd, hei känn vör Fett nich mehr ut de Aogen

kiken, un dei Schinken, nu kik doch is, hei glümmet örndlik."

„Du muß't wäten, Mauder; dei Schwine bünt unner dienen Händen up de Welt kaomen, un du häst se mit Maite grot krägen, du must din Volk kennen; also den."

In der Dämmerung gingen Trina und Wilm mit Körben ins Dorf, um das Nötige einzukaufen. Zunächst zwei Liter Klaren, das war wohl erst mal das Wichtigste, dann „grofroggen" Mehl für das Punskebrot, Salz und Essig, sodann aus der „Patheke" Salpeter und Pfeffer und weißen Pfeffer und Wunderpfeffer und Lorbeerblätter und Nägelkes usw.

Nun war alles parat, die „Moritat" konnte vor sich gehen. Am Dienstag morgen begann Trina schon in aller Frühe den Stokkessel voll Wasser zu heizen, damit dieses rechtzeitig am Kochen wäre. Beim Kaffeetrinken waren sie alle mit einer gewissen erwartungsvollen Unruhe erfüllt, ob Härm wohl zur richtigen Zeit kommen, wie das Schwein wohl ausfallen würde, und ob sie doch nicht besser das andere gewählt hätten, was Gerd meinte.

Wie sie noch überlegten, kam Schlächter Härm auf die Diele. „Süh, daor is hei all, — Morgen, Härm." — „'n Dag uk, rächt kaold van Morgen; na, häb' ih't Waoter heid? Waor is hei?" — „Hier, kum Bikko!" — „Junge, wat 'n kapitaol Schwin; bäter häb ik se van't Jaohr noch nich schlächtet." Das sagt er fast überall, wo er schlachtet; es glaubt ihm auch kein Mensch, aber es klingt doch so nett.

Die Nachbarn sammeln sich, um hülfreiche Hand anzulegen. Zwar sind bei Lückens selbst „Mannskuppen“ genug zu diesem Geschäft, aber das ist doch mal so Nachbarpflicht, und das gehört sich so. Dann wird der Bikko unter den üblichen Redensarten abgemurkst. Als der Schlachter das Schwein absticht, sagt einer: „Sachte, sachte, Härm, du deihst üm jä sehr.“ — „Och Herre jao, ik will’t uk sin Läwe nich wär dauhn.“ — „Junge, up dät Lock helpet kin Plaoster mehr.“ — „Wilmken, haolt’n Steert fäste; Kerl, up di kump et än, — luk! — Paß up, dät hei us nich up’n Brink löp!“

Als das Schwein tot war, wurde der Klarenbuddel geholt; jeder gießt seinen Schnaps herunter und schüttelt sich, als ob das Klarentrinken das schwerste und widerlichte Geschäft von der Welt sei. Dann wurde das Tier abgebrüht, gereinigt, — „Junge, so blank un schier is hei sin Läwe noch nich wäsen“ — auf die Leiter gebunden und kopfunter an die Mauer gelehnt. Der Schlachter sammelt seine Gerätschaften und zieht ab, nachdem er noch einige Schnäpse getrunken. — „Na, bit van Aobend dänn.“ — „Wann kumpst du wär?“ — „Jao, et känn mal säben Uhr werd’n.“

Gegen Mittag kamen die Nachbarn, guten Freunde und Verwandten, um die „Finnen abzutrinken.“ Das gehört ebenfalls zu den Freundes- und Nachbarpflichten. Jeder ging zuerst an das Schwein heran, betrachtete es mehr oder weniger sachverständig, befühlte die Dicke des Speckes und gab dann in der Küche sein Votum ab. — „’n moi Schwin, dät häst du gaut krägen, Märeisinke; man Kinners, wat häb ih daor dicke Finnen up,

wo will wi dei d'r of kriegen?" — „Aoh, dät mut sick helpen, Mauder, schenk in, — hier is Täbäk — stop up."

Sie trinken allerhand Klaren, machen die nötigen Witze und verabschieden sich mit den Worten: „Nu, vertährt et in Gesundheit." — „Danke uk."

Nachmittags hatten sie es wieder recht drock. Die Frauensleute mußten die Därme reinigen, das „Rüsselfett" wurde von den Häuten gelöst, diese sauber ausgespannt, darin sollten später die feinen Sisewürste eingenäht werden. Dann mußten die leeren „Fleiskschneisen" gesammelt und gereinigt, ferner die Ringel paratgestellt werden, worin Schinken, Speck usw. eingesalzen wurden. — Vater schliff die Messer zum Mettschneiden, das Feuer wurde angefacht, damit von den Pötkes und Ohren die Borsten abgesengt werden konnten. Als die Dunkelheit gekommen war, saßen sie alle um das hell lodernde Herdfeuer und warteten auf den Schlachter.

„Et is doch so pläseierlick," sagt Lücken Gerd, „so'n Schwinken güf doch rein wat Stöhn in de Husholgen. Mauder, morgen äte wi Kohl mit friske Mettwurst." — „Versteiht sick, Vaoder, dät krigst du, dänn häv dei arme Seele doch Ruh." „Mauder, krig ik uk dät Müsken?" fragt Wilm. „Wisse, wisse, ale beide faorts in de Pänne."

Mit den Mäuschen verhält sich das so. Neben den Schinken sitzt ein kleiner Muskel, ähnlich so dick und so lang, wie die „Maus" am menschlichen Daumen. Wenn der Schlachter diesen Muskel herausnimmt, zieht er die Luft durch die Lippen, als wenn eine Maus pfeift. —

„Kik,“ sagt er dann zu den erwartungsvoll umherstehenden Kindern, „daor is sei; och Heere, sei is derbi dot gaohn.“ Dann werden die beiden Mäuse für die Kinder in der Pfanne gebraten. Wilm geht zu Trina heran und sagt ihr leise ins Ohr: „Ik gäwe di uk einen of.“ — „Is’t waohr, Wilm?“ sagt sie ebenso leise. „Junge, dät is moi, dänn will wi beide aber fein läker äten.“ — Trina ist sein Trost und seine Hülfe in allen schwierigen Lebenslagen; darum sucht er ihr auch Vergnügen zu machen, wo er kann. Sie streichelt seinen Krauskopf. — „Mauder,“ sagt Jan, „paß blot up, dät use Trina nich wär dät Saold ut de Wüste verget; up dät Wicht is kin Verlaot.“ — „Uh Jasses, du malle Junge, daor protet hei altid van, un hei weit gaut, wo dät kaomen is.“ — „Jao, du wust dät nich Wort häbben, man —“ — „Et is doch putzig,“ sagt der Vater, „wenn den einen van dei beiden man ’n Finger sehr deit, dänn känn dei ännere vör Sorge un Last nich schlaopen, um wenn sei sück seiht, dänn häbt sei sück uk all bi de Klatten.“

„Gaun Aobend,“ sagt der eintretende Schlächter, „hä, wat is’t düster, man känn nich Hand vör Aogen seihn, et güf Dau Wär.“

„Jan, stik is dei Lüchte än.“ — Daor günne up’t Schapp steiht dät Schinfätt.“ — „So, nu will wi üm binnen haolen.“

Sie gehen über die Diele nach draußen. — „Jan, lüchte is.“ Jan leuchtet. — — Da stehen sie alle sprachlos. Die Leiter lehnt an der Mauer, der „Knüppel“ ist daran gebunden, von dem Schwein aber keine Spur mehr. Eine ganze Weile tiefe Stille; sie sehen die Leiter an, sie

sehen sich an, — dann zaghafte Redensarten: „Wo is't nu? — Mariajosep, waor is dät Schwin? — Daor steiht dei Ledder — mein Szeit un mein Alles — man min leiwe Mensken, wo is't möglik?"

Da sagt Wilm: „Du Vaoder, dät häbt se staohlen!"

Das Wort bricht den Bann. Märeisinke fängt an, laut zu jammern und zu wehklagen; die Nachbarn kommen zusammen, es wird ein großer Auflauf, alle starren die Leiter an wie ein Wunderding. Es ist und bleibt so: das Schwein war verschwunden.

„Jan, lop is naoh'n Draguner!"

Der Gendarm kam und nahm den Tatbestand auf; er fand auch eine Karrenspur, die führte auf die Straße und verlor sich. Märeisinke weinte vor Ärger und Verdruß; Gerd fluchte auf die Übeltäter und auf alles Bestehende, die Nachbarn machten außerordentlich betrübte Gesichter und trösteten nach Kräften. Draußen aber lachten sie aus vollem Halse; die Sache war doch zu komisch, besonders da sie einem anderen passiert war. Das Gelächter pflanzte sich fort durch das ganze Dorf. Die Geschichte sprach sich noch am selben Abend herum und erregte überall Heiterkeit und großes Staunen. Es wurde überhaupt selten etwas gestohlen in der Gegend; daß man aber ein ganzes Schwein fortschleppte, das war unerhört, noch nie dagewesen. Jeder nahm sich im Stillen vor, aufzupassen, daß ihm das nicht auch passiere. Der Gendarm hielt bei einigen verdächtigen Leuten Haussuchung ab, aber vergeblich.

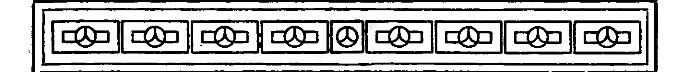
Lückens mußten definitiv auf die Herrlichkeiten ihres allerbesten, mit Liebe und Roggenmehl

gemästeten Bikkos verzichten. Sie hatten ja zwar noch das „Abgefall“, die Würste aber schmeckten nicht recht, sie dachten bei jedem Bissen, den sie aßen, an alle die schönen Bissen, welche sie nicht essen konnten, das Punskebrot verzehrten sie in Trauer und Tränen.

Als sie vierzehn Tage später wieder einen abgemurkst hatten und nun anfingen, über jene elende Schandtat wegzukommen, da sagte eines Tages Lücken Gerd zu den Seinigen: „Verflucht noch'n maol! ik bün doch notske neischierig up'n jüngsten Däg, wenn dät herut kump, well us dät Schwin upfräten häv“ — dann mit einer Handbewegung —: „Na weg dermit, man ik wull doch noch wall 'n paor Schinken ächter dät Schwin änschmieten, wenn daor kin Menske wat van gewaohr worden was“.

Er hatte Grund zu dieser Bemerkung, denn die Geschichte von dem gestohlenen Schwein begann sprichwörtlich zu werden. Wenn hinfüro irgend eine Variation über das Thema: „Zwischen Lipp' und Bechersrand schwebt des Schicksals dunkle Hand!“ abgehandelt werden sollte, dann sagt man jetzt viel kürzer, einfacher und verständlicher: „Dät is net, äs mit Lücken Gerd sin Schwin“, und jedesmal, wenn Lücken Gerd so was hörte, fing er an, ganz lästerlich zu fluchen.





XVI.

Bunten Herm und Schwiesen Gerd.

Im Mai hatten sie Schützenfest gefeiert, seit der Zeit war nichts wieder los gewesen. Jetzt, der Roggen war gesäet, wurde es aber die allerhöchste Zeit, daß sie mal wieder austobten, sie waren überheißt wie ein Dampfkessel, der unbedingt Luft kriegen muß, — so oder so.

„Du Gerd, tauken Söndäg is Südholter Kärmße, geihst du mit?" „Junge jao, Kerl, daor häb' ick noch gaor nicht än dächt, wisse wisse, ick gaoh mit."

Bunten Herm und Schwiesen Gerd, — die Hausnamen gehörten nicht ihnen, sondern den Bauern, wo sie dienten, ihre eigenen kamen nicht in betracht, — waren aus einem Dorfe gebürtig. Sie hatten sich in der Schule ordnungsmäßig geprügelt, waren dann für lange Jahre auseinandergekommen und trafen sich hier in Eickholte wieder, wo sie natürlich die alte Freundschaft sofort erneuerten. Herm war ein lang aufgeschossener, grobknochiger Mann, dem Arme und Beine überall im Wege zu sein schienen, als wenn er gar nicht begreifen könne und ewig darüber simuliere, wozu diese Gliedmaßen anders gebraucht werden könnten als zum Essen, Trinken, Düngeraufleqen, Pflügen und dergleichen. Gerd war ein kregeles Kerlchen,

sehr muskulös und gefürchtet wegen seines Jähzorns, im übrigen aber ein tüchtiger Arbeiter und guter Kerl, wenn er nicht gerade einen zu viel hatte.

Die jeweiligen Arbeiten sind bekanntlich bei den einzelnen Bauern nach Jahreszeit und Witterung ziemlich dieselben. So kam es denn, daß die beiden Freunde sich in der Woche nach obiger Verabredung, die an einem Sonntage getroffen war, häufiger begegneten, sie waren beide am Torfeinfahren. In den ersten Tagen hielten sie jedesmal ihr Gespann an, sprachen von den Freuden der Kirmes, die sie am nächsten Sonntag genießen wollten und machten allerhand Pläne. Der Schluß war regelmäßig:

„Herm, wi wilt üm aber fitern!"

„Jao, Gerd, versteiht sük, Junge wi wilt üm fägen."

Welche Person oder Sache mit „üm" gemeint war, wen oder was sie also fitern und fägen wollten, mag etwas unklar erscheinen, die beiden aber verstanden sich vollkommen. — Später nickten sie sich bloß noch zu, das bedeutete dasselbe, sie gaben sich ohne jegliche Worte ebenso klar und deutlich zu verstehen, daß sie inbezug der Sudholter Kirmes ganz einig seien und „ihr Ding" schon tun würden.

Endlich kam der Sonntag. Hochamt und Predigt dauerten den beiden heute reichlich lange. Nachher trafen sie in der nahegelegenen Wirtschaft die letzten Verabredungen, tranken einige große Klaren extra, weil doch heute ein besonderer Tag, und gingen nach Hause. Gerd fütterte nach dem Essen die Pferde, machte sich so fein als möglich, steckte die Knippe mit Geld zu sich und ging nach

Schwiesen Haus, wo er über die Falltür gelehnt nach Herm rief. „Ick kaome faorts", antwortete der aus seiner Kammer über dem Pferdestall. „Wat häbt ji beiden in't Sinn?" fragte der Bauer, auf die Diele tretend.

„Och wi wullen man blot 'n Gänk naoh de Sudholter Kärmße."

„Sooo!?! Na, nu seih ick dät ale all wär kaomen, — Gott un sine Hilgen möget jau bistaohn."

„Nee, daor is nix mit tau dauhn, wi kaomet up Tied wär in."

Sie gingen zunächst in die Wirtschaft, tranken einige Klaren, kauften sich Zigarren und machten sich auf den Weg. Es war gegen vier Uhr, als sie in Sudholte ankamen. — Die erste Wirtschaft durften sie nicht meiden, weil sie da stets ihre An- und Abkehr hielten, wenn sie hierher kamen, die Wirtsleute würden es ihnen mit Recht übelgenommen haben, wenn sie auf Kirmes nicht mal eben eingekuckt hätten. Sie waren etwas in Schweiß gekommen, also erst einige Klaren, damit das kalte Bier nachher nicht schadet, dann eine Flasche dieses edlen Getränkes, neue Zigarren — „so nu käöne wi allerhand uthollen". Sie freuten sich, daß sie auf den Gedanken gekommen waren, vor dem Bier die Schnäpse zu trinken, sie hatten von Fällen gehört, wo Leute das versäumt hatten und dann in fürchterliche Krankheiten und langwierige Verdauungsstörungen geraten waren, zum Schaden ihrer kostbaren Gesundheit und zur großen Beunruhigung der ganzen Familie. — Sudholte ist ziemlich reich an Wirtschaften. In die nächste kehrten sie bloß mal so eben zu einer Flasche Bier

ein, um zu sehen, ob da nicht vielleicht Bekannte aus Eickholte säßen, in die folgende aus demselben Grunde, sodann, weil sie es überhaupt für Unrecht hielten, einem Wirt vorbeizugehen, das sähe ja so aus, als ob sie gegen ihn was hätten, die Leute wollten doch auch leben, und grade auf Kirmes wären ihnen die Groschen wohl zu gönnen. Endlich kamen sie auf den Marktplatz bei der Kirche. Der Kirmestrubel war in vollem Gange, Karussel, Schießbuden, Glücksräder, Schaukel usw. befanden sich in flottem Betrieb, zwischen den Budenreihen wogte die Menge hin und her. Herm und Gerd kehrten zunächst mal ein, um sich von dem anstrengenden Marsch bis hierher zu erholen, sich zu stärken für die kommenden Dinge, um überhaupt jetzt mit dem Feiern ernstlich zu beginnen. Als sie nach einiger Zeit aus der Wirtschaft traten, hatte Herm seine Mütze kühn auf das rechte Ohr gedrückt, Gerd dagegen eine faustdicke Papierrose an den Hut gesteckt, den er hinten in den Nacken schob. Die beiden stürzten sich in den Trubel. Gerd hätte beinahe gleich zu Anfang Spektakel bekommen, indem er ein Mädchen mit beiden Armen umfaßte, dabei „Min leiw Kathrine, wo is mit di?“ rief, und dann sagte, er habe sich versehen, was die Begleiter des Mädchens nicht recht glauben wollten. Herm stimmte ein wieherndes Gelächter an. Sodann gaben sie dem Besitzer der Schießbude was zu verdienen. Gerd traf den kleinen Kerl mit der Trommel fast jedesmal auf den Knopf an der Brust, worauf jener einen Wirbel schlug, daß es man so 'ne Art hatte, was Gerd unendliches Vergnügen bereitete. Herm legte die Flinte erst hoch oben auf den Zielpfahl,

dann ganz unten, so daß er vornübergebeugt auf dem Gewehre lag, versuchte dasselbe Manöver auf der andern Seite des Pfahles und drückte schließlich ganz unerwartet los. Er entschloß sich, aus freier Hand zu schießen, tat es auch ein halbes Dutzend mal, traf zwar nie sein Ziel, brachte aber die beiden Mädchen der Schießbude, sowie die Umstehenden in höchste Gefahr und erklärte, die ollen Dinger schößen um die Ecke, und er wolle da nix mehr mit zu tun haben. „Wat Düwel Gerd, fleit wat in de olle Scheiterei, kum!“ — Dann fing er an, sich ein Vergnügen daraus zu machen, mit brennender Zigarre in der Mundecke, Hände in den Hosentaschen, breitspurig sich allen Frauensleuten in den Weg zu stellen und sie freundschaftlichst anzugrinsen. Je nach Temperament und Laune lachten die Betroffenen ihn bald an, schimpften auch mal und schoben ihn zur Seite, einigemal bekam er einen tüchtigen Puff mit in den Kauf, das aber tat seiner Fröhlichkeit keinen Abbruch, er schwenkte die Mütze und sang aus Leibeskraft das schöne Lied von dem Henkeltöpfchen und der Susanna, der immer und ewig von neuem beteuert wird, daß das „Läben“ schön sei. Gerd unterhandelte unterdessen mit dem Besitzer einer Spielwarenbude, was der ganze Krempel kosten solle, wollte absolut nicht von seinem Vorhaben abstehen, fing schließlich an zu fluchen und fragte den Mann, was er denn überhaupt hier zu suchen habe, wenn er seinen Plünnenkram nicht verkaufen wolle, erstand sich zuletzt für zehn Pfennige eine Kindertrompete und ging blasend von dannen. Darauf drückte er das Instrument einem jungen Mädchen in die Hand, sie möge es aufbewahren,

das sei sein Patengeschenk für ihren ältesten Sohn, wenn sie mal heirate, klopfte später einen alten Mann, den er natürlich noch niemals gesehen hatte, freundschaftlich auf die Schulter, fragte, wie es seiner jüngsten Tochter ginge, er solle sie vielmals von ihm grüßen, und wenn er nach zehn Jahren noch keine andere hätte, dann würde er sicher bei ihr vorsprechen, erkundigte sich gleich darauf bei einer älteren Dame, ob sie sich heute einen auftun wollte, sie möge es nur sagen, er wäre noch zu haben, und wenn alle Menschen vor ihm stürben, würde er noch mal ein ganz gewaltig reicher Kerl werden, — lachte dann fünf Minuten lang aus vollem Halse, schrie Hallo und Bravo, bis er heiser war und suchte schweigend seinen Freund Herm auf. Er traf ihn bei dem Stande eines Marktschreiers, den er nach Kräften dadurch geärgert hatte, daß er dessen Redensarten und Gesten nachschrie und nachahmte, bis der Mann drohte, er würde die Polizei requirieren, worauf ihm Herm zur Besänftigung ein schönes, rotes Unterbeinkleid für fünfzehn Groschen abkaufte und dasselbe zur Verschönerung seines Äußeren wie einen Shawl um den Hals wickelte. Er hatte es nach fünf Minuten schon verloren. Es war unterdessen dunkel geworden und die Lampen angezündet. Die beiden Freunde gingen den Markt hinunter und beschlossen Karussell zu fahren. Gerd setzte sich auf ein Pferd, schlug mit Händen und Füßen und krähte wie ein Hahn zum Ergötzen der Umstehenden. Herm lehnte an einer der Eisenstangen des Karussells und sagte, er wolle den Leuten nun mal zeigen, wie man „Parti“ greifen müsse. Die Reise ging los. Herm griff nach dem Ring, —

zum ersten Male fehlte er ihn, bei der zweiten Runde fühlte er etwas in der Hand, hielt fest und riß den ganzen Pfahl mitsamt dem Jungen, der drauf saß, zu Boden. Nach einigen Touren sagte Gerd, der merkwürdig still geworden war, zu seinem Kumpane, er habe keine Lust mehr, sie wollten wieder auf die Kirmes gehen. Herm war vollkommen einverstanden. Sie stolperten hinunter, schwankten von dannen und kamen zur Einsicht, es sei die höchste Zeit, daß sie etwas zu essen bekämen, sie müßten sehen, daß sie „Stöhn" in den Leib kriegten. Sie kauften sich Kuchen, gingen zu dem Fischhändler und verzehrten zu den Süßigkeiten einige Heringe. Herm erhandelte sich außerdem noch einen fußlangen geräucherten Schellfisch, hielt ihn am Schwanze in die Höhe, lachte aus Leibeskräften, schwenkte ihn hin und her, strich ihn plötzlich einer alten Frau durch das Gesicht, die darauf anfing, ganz fürchterlich zu schimpfen, nickte ihr freundlich zu, „Oho Olske, man sachte!" und verzehrte ihn mit größtem Wohlbehagen. — — — Herm erklärte, er wäre in seinem Leben noch nicht so durstig gewesen wie jetzt, und sie müßten sehen, daß sie die Fische in Flüssigkeiten setzten. Sie gingen in die nächste Wirtschaft und löschten den „gröbsten" Durst mit einigen Flaschen Bier, wobei sie wiederum beinahe Streit bekommen hätten, denn der Wirt wollte es absolut nicht für gerecht, nötig und nützlich anerkennen, daß Gerd die leergetrunkenen Bierflaschen in die Ecken des Schanklokals warf. Herm ging hinaus, kam nach längerer Zeit ziemlich bleich zurück und sagte, er sei froh, daß er die ollen Heringe wieder los wäre, er fühle sich jetzt wie neugeboren. Kurze Zeit darauf

verließ auch Gerd schweigend das Lokal. Herm lachte kurz auf, schlug auf den Tisch, setzte sich zu einer Gesellschaft junger Leute, bestellte schlankweg eine Runde Bier und erklärte, er habe Geld „stief“, es käme ihm garnicht darauf an, und wenn er auch zehn Pferde und zwanzig Ochsen mit Bier „vollsöpen“ sollte. Die jungen Leute verhielten sich merkwürdig still, das genierte ihn aber nicht, er führte das große Wort, stieß mit allen an, rief seinen Freund Gerd, der zurückkam an den Tisch und bemerkte gar nicht, daß von der Gesellschaft einer nach dem andern aufstand und das Lokal verließ. Nach einiger Zeit sagte Gerd unvermutet: „Herm, nu gaoh wi naoh de Danzerei“. „Junge jao Gerd, kum.“ — Sie hatten noch erst einige Weitläufigkeiten mit dem Aufwärter, der Geld haben wollte, während Herm der festen Meinung war, er allein habe schon mehr bezahlt, als die ganze Bude wert sei, und gingen dann zum Tanzlokale. Sie fanden seitwärts an einem kleinen Tische Platz. „Wat schöll wie drinken Gerd, Beir?“ — „Oh wat Beir! Sch . . . d’r wat up, twei Buddel Win, — hier her dermit!“ — Der Wein wurde gebracht und bezahlt, sie schenkten fleißig ein und tranken. — Herm begann sich etwas ermüdet zu fühlen, er nickte einigemale, legte dann die Arme auf den Tisch, ließ den Kopf darauf sinken und begann in fürchterlichen Tönen zu schnarchen. Gerd betrachtete ihn eine Zeitlang, trank inzwischen melancholisch Wein, schüttelte ernst und mitleidig den Kopf und ging zur Tanzfläche, um sich die Geschichte anzusehen. „Tau, Kathrinken, immer feste weg“, — „Junge, du springst jä, äs’n ollen Szägenbuck“, — „Oho, immer sachte, nich so

dichte 'ran", — mit diesen und ähnlichen Ausrufen begrüßte er die vorbeihüpfenden Paare, nahm dann einen Stuhl und tanzte mit ihm durch den Saal, worauf ihn die Tanzordner aus dem Kreise bugsierten mit der Warnung, er solle sich ja ruhig verhalten. Er ging zu seinem schlafenden Freund, goß ihm lachend ein Glas Wein über den Kopf, trank selbst allerhand, kroch dann, es war Tanzpause eingetreten, die Treppe zur Musiktribüne hinauf und erklärte sich bereit, „sie" unentgeltlich mit ein Paar „Pottstülpen" oder auch mit einem Kamm und Seidenpapier zu begleiten und den richtigen Schwung in die Geschichte zu bringen. Darauf gab er ihnen den Rat, sich unverzüglich aufzuhängen, aus ihnen würde doch „meinlebe nix", und er stolperte die Treppe hinunter in den Saal hinein, wo er im Gewühl der Lachenden und Singenden laut brüllend erklärte, jetzt wolle er einen Solotanz haben und ihnen zeigen, was 'ne Harke wäre. Ein neuer Tanz begann; Gerd wollte sich eine Tänzerin holen, sie waren leider schon alle versagt. Da ging er auf einen jungen Mann zu, „Du, güf mi is'n Aaogenblick din Wicht". — „Nee, dei mud ick hollen." — „Wus' du mi din Wicht daun, of nich?" — „Nee." — „Du Schoopskoop!" — „Gaoh naoh Hus un schnuf die ut, du Schottkälf!" — Diese Bemerkung über den Zustand seines Gesichtserkers erbitterte Gerd mit Recht auf's äußerste. Er faßte seinen Gegner am Kragen und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht. Der wehrte sich, andere sprangen hinzu, Gerd schlug um sich, wie ein Rasender, die Mädchen flohen kreischend in die Ecken, gewaltiger Lärm, Getrampel, Klirren, Flüche und Gebrüll. Davon erwachte der

lange Herm. Er riß die Augen auf, erblickte den tobenden Menschenknäuel in der Mitte des Saales und kam blitzschnell zur Erkenntnis, daß die eine Partei der Kämpfenden von seinem treuen Freund Gerd gebildet wurde. Er nahm auch ohne weiteres tätigen Anteil. Zunächst ergriff er die eine Weinflasche und schleuderte sie auf die Menge, sie verfehlte ihr Ziel und explodierte zwischen den Likörflaschen oberhalb der Theke, die zweite traf ein Fensterkreuz und zertrümmerte einige Scheiben. Dann stülpte er mit einem festen Griff seine Mütze auf den Kopf und stürzte sich in die Schlacht, „Vivat Eickholte! Tau, Gerd, hau drupp!" Erneutes Gebrüll, — immer mehr schwillt der sich im Saale hin und her wälzende Haufen an, dann wird die Tür aufgerissen und heraus fliegen Hals über Kopf zunächst Gerd, sodann der lange Herm. Die Tür wird wieder zugeworfen, noch einmal von einem Tanzordner geöffnet, der den Hinausspedierten Mütze und Hut nachwirft, — die im Saale befindlichen ordnen die Kleider, suchen ihre Mädels wieder, die Musik setzt ein, das Vergnügen nimmt seinen Fortgang, als wenn nichts passiert wäre. Bloß einer sitzt in der Küche und läßt sich den blutenden Kopf kühlen, den ihm sein bester Freund aus Versehen mit einem Bierglase maltraitiert hat, — das tut aber der Freundschaft keinen Abbruch. — — — Gerd erhob sich aus der Gosse, reckte sich, stülpte die Ruine seines Huts auf den Kopf, trat an seinen Freund heran und rief, indem er ihn mit dem Fuße anstieß: „Herm!" — Herm!" — einige unverständliche Töne, — „Herm, wo ist mit di?" „Gaut," sagt Herm und versucht sich zu erheben, was ihm auch mit Gerds

Hülfe gelingt. Er schwankt einen Augenblick, seufzt herzzerbrechend, stöhnt eine Weile und fragt dann: „Du, Gerd, waor gaoh wi nu hen?“ Sie faßten sich um, sangen trotzig und, als wenn alles in bester Ordnung wäre, die menschenleere Straße herunter: „O Susanna, wie is das Läben doch so scheun!“ und gingen in ein Lokal, wo es recht lustig herzugehen schien. Ein Musikautomat spielte, die Anwesenden sangen dazu in lieblichen Tönen. Die Eintretenden wurden anfangs etwas mißtrauisch betrachtet, sie sahen mit ihren zerrissenen und beschmutzten Kleidern nicht gerade appetitlich und vertrauenerweckend aus. Sie zeigten sich aber als fröhliche und harmlose Gesellen. Sie stießen, nachdem sie Bier erhalten hatten, mit jedermann an, Gerd forderte die Anwesenden auf, immer tapfer auf dem Posten zu sein bis ans Ende, — nun wollten sie noch mal lustig sein und Kirmes feiern, wie sich das gehörte. „Wer treu gedient hat saine Szait, dem sai ain volles Glas gewaiht,“ sang er; die ganze Gesellschaft stimmte mit ein. Dann sagte Herm, das Bier bekomme ihm nicht recht, er wolle lieber Klaren trinken, all das Wasser wäre nicht gut für den Leib, aber so ein Paar „Absacker“ würden alles wieder in Ordnung bringen. Gerd stimmte ihm begeistert zu und rief gleich nach einem Liter Klaren. Sie tranken, lärmten, sangen, schrieen, brüllten und rumorten im Zimmer herum, wie zehn andere, und waren bald mit der ganzen Gesellschaft ein Herz und eine Seele. Zu bedauern war nur, daß sie jetzt in ein Stadium hineingerieten, wo sie von sich selbst und ihrem Dasein, von der Welt im allgemeinen und der schönen Kirmes im besonderen

nur noch außerordentlich dunkle und verworrene Begriffe hatten. Gerd bekam plötzlich und ganz unschuldigerweise heftigen Wortwechsel mit einigen Leuten, die absolut nicht einsehen wollten, warum sie sich von ihm die Kleider mit Bier und Schnaps besudeln lassen müßten, — das war aber nur nebensächlich. Da bestieg der lange Herm einen Stuhl, was er da oben wollte, wird wohl niemals aufgeklärt werden, fiel mit demselben gegen den Tisch und stürzte diesen mitsamt den darauf stehenden Flaschen und Gläsern zur Erde. Einen Augenblick tiefe Stille, dann tosender Lärm. „Herut mit dei Schwinägels!" Die Szene vom Tanzlokale wiederholte sich, dauerte aber nur einige Minuten und hatte leider nicht denselben glimpflichen Ausgang. Gerd und Herm flogen hinaus und lagen in der Gosse, wie zwei Leichen, der erstere mit einer klaffenden Wunde am Kopf, der andere mit zwei desgleichen an der Hand, er war in ein zerbrochenes Bierglas gestürzt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Betrunkene Leute und Kinder haben bekanntlich ihren Schutzengel. Die Beiden sind draußen nicht verblutet, sie sind auch unterwegs nicht verunglückt, — sie fanden sich bei Tagesgrauen, — Gerd im Schafstall seines Bauern, Herm auf dem Düngerhaufen vor der Falltüre, wieder, gingen einige Tage mit bepflastertem Kopfe, resp. mit verbundener Hand ziemlich kleinlaut an ihre Arbeit und antworteten auf alle Fragen und Anspielungen nur, sie hätten sich ganz prächtig amüsiert. —

Am folgenden Sonntag marschierten die beiden nochmals, aber heimlich und auf Umwegen nach Sudholte, ordneten mit den Besitzern des Tanz-

lokals und des Musikautomaten ihr Konto über zerbrochene Fensterscheiben, Likörflaschen usw. usw., wobei sie gratis allerhand Lehren und Ermahnungen mit in den Kauf bekamen und zogen still und nachdenklich auf demselben Wege in ihr Land zurück. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Monate später sagte Gerd zu seinem Freunde: „Du Herm, tauken Söndäg is Danzerei bi Többen Libet, dänn will wi üm aber fitern, wat?!!"

„Jao Gerd, dät versteiht sück, Junge wi willt üm fägen!!"



XVII.

„Scheper Gerd."

Er sieht beinahe patriarchalisch aus und erinnert an alte Zeiten, wenn er morgens durch das Dorf geht, eingehüllt in den weiten Heiken, das Haupt mit dem langen grauen Barte und den durch buschige Augenbraunen beschatteten scharfen Augen, geschützt durch einen Hut, der ebenso verwittert aussieht, wie er selbst, in der Hand die lange Wurfschippe, an den Füßen schwere Stiefelholzschuhe, und gefolgt von dem treuen Siep. Wenn er einen Schafstall passiert, fangen die Heidschnucken an zu blöcken, die großen Türen klappern und klaffen auf, soweit es der schließende Pflock zuläßt — man merkt, die Schafe erkennen ihn am Gange und suchen, ungeduldig drängend, die Türen aufzustoßen. Dies Erkenntnisvermögen der Tiere zeugt nun gerade noch nicht von einem hohen Grade des Instinktes, denn der Gang des alten Schäfers hat etwas an sich, das ihn aus Hunderten leicht kenntlich macht. Wie die wiegende Bewegung des Schiffes sich auf den Gang der Matrosen überträgt, so hat das jahrzehnte lange Wandern auf der holperigen Heide den Schritten des Schäfers etwas ungemein charakteristisches gegeben, etwas stolperig-stoßendes, ungelenkes und schwerfälliges. — Am Ende des Dorfes angekommen, sperrt er den ersten Stall

auf, — die Herde quillt heraus und zieht die Straße hinauf. Der Alte öffnet nun, zurückschreitend der Reihe nach die Türen der anderen Ställe, deren Insassen sich mit denen auf der Straße vermischen, ein lebendiger Strom, den von Zeit zu Zeit Zuflüsse verstärken.

Der Hund, ein Bastard, der alle Rassen von Tobiae Hündlein angefangen, in sich vereinigt, mit halblangem struppigem Haar und unglaublich frechem Aussehen, weicht nicht von seinen Fersen, er weiß, mit diesem Anfange des Tagewerkes hat er nichts zu tun, sein Geschäft kommt später. In den Häusern sagt jetzt der eine oder andere: „Et is tein Uhr, Scheper Gerd drif ut.“ Er ist zuverlässiger als die meisten Kirchenuhren. — Die ausziehende Schafherde bietet ein interessantes Bild. Die Tiere gehen so dicht gedrängt, daß die ganze Schar von weitem und von einem etwas erhöhten Standpunkte aussieht, wie eine schwarz-weiß punktierte Tafel, welche sich daherschiebt. Im Sommer ist sie allerdings eingehüllt in eine Staubwolke, besonders dann, wenn die Herde von der Straße abgebogen und auf die Schaftrift gekommen ist, ein Sandweg, der zur Heide führt. Die gedrungenen Körper mit dem schwankenden, dicken Vließ, die nickenden Köpfe, alle die zierlichen, trippelnden Läufe, die so lustig hin und her baumelnden kurzen Schwänze, sodann die unglaublichen Sprünge der jüngeren Tiere, das alles sieht so vergnüglich aus, daß es jeden anheimeln muß, um so mehr, als die Glocken und Glöckchen sehr harmonisch das Getrippel der Füße begleiten. — Es gibt kein anspruchloseres, bescheideneres und geduldigeres

Haustier, als unsere Heidschnucke. Das magere Heidekraut ist fast ihre einzige Nahrung. Sei auch das Wetter so schlecht, daß man „keinen Hund hinausjagt" — die Schnucke geht auf die Heide. Deckt im Winter der Schnee das ganze Feld, sie scharrt mit den Läufen das Kraut hervor, — brennt die Sonne so heiß hernieder, daß die Luft sichtbar flimmert auf der Ebene, zieht die grimme Kälte ins Land und macht alles erstarren, als ob nie wieder Wärme und Leben in die Natur kommen könne, die Heidschnucke wird hinausgeführt und sucht sich ihr kärgliches Mahl. Nur wenn der Schnee mit einer Eiskruste bedeckt ist, so daß das Tier sich beim Scharren die Läufe blutig verletzt, muß es im Stalle gefüttert werden, und im April-Mai, wenn das überwinterte Heidekraut jeglichen Saft verloren und noch keine neuen Sprossen getrieben hat, erhält es abends etwas Heu.

Man schätzt es gering, kein Mensch bekümmert sich um das einzelne Exemplar, als wenn es geschlachtet werden soll, und hinterher tut man ihm häufig noch das größte Unrecht an — die Delikatesse seines Bratens wird, wie man munkelt, in den Hotels größerer Städte nicht ihm, dem braven Heideschaf — sondern dem gänzlich unbeteiligten Reh zugeschrieben. — So zieht der alte Gerd mit seiner Herde auf die braune Heide, Tag für Tag, jahraus — jahrein. Er ist jetzt 76 Jahre alt und hat nur einmal freiwillig seine Tätigkeit unterbrochen, damals, als nach der Geburt des jüngsten Kindes seine Frau starb. Das sind nun vierzig Jahre her, seitdem gibt's nur Ferien, wenn, wie bemerkt, der festgefrorene Schnee jegliches

Weiden der Schafe verbietet. Dann aber ist mit ihm nicht auszukommen. Er brummt, wie man so sagt, im Hause herum, ärgert sich und seine Leute nach Kräften und geht endlich ins Dorf, um aller Welt zu verkünden, die Sache nähme kein gutes Ende und die Welt würde alle Tage elendiger, — „die Schafe fressen dem Bauern die Ohren vom Kopf, und die Leute haben den lieben langen Tag nichts zu tun, als den Torf durch den Schornstein zu jagen — es ist 'n Zustand, wie in Sodom und Gomorrha". Wenn er nur mit seiner Herde auf der Heide sein kann, da ist er gut zufrieden, das Wetter macht ihm keine Beschwerde. Ob der kalte Ostwind die Flächen fegt oder Regenschauer in ununterbrochener Reihenfolge niederkommen, das alles ist ihm ziemlich egal, in solchem Ungemach schützen ihn sein Heiken und die Kleidung von däftigem Pee. Er ist ein Prachtexemplar seiner Gattung, der sich der Würde seines Standes wohl bewußt ist und dessen Poesie unbewußt empfindet. Wenn er morgens mit der Herde auf dem Felde angelangt ist, da atmet er weit auf, jetzt ist er der Welt und ihrem Ärger entronnen, jetzt ist er König und unbeschränkter Herrscher der freien Heide. Endlos dehnen sich die Fläche und der blaue Himmel, endlos schweifen seine Gedanken in Zeit und Ewigkeit. Infolge der Einsamkeit und des vielen Denkens ist er ein Philosoph in seiner Art geworden, der über die Welt lacht und sich alles nach seiner Weise zurechtlegt. — — Wir trafen ihn, da saß er auf einem der gewaltigen Blöcke eines Hünengrabes am Rande des Waldes. Vor ihm weidete zerstreut die Herde, weithin, bis zu den fernen Wäldern am

Horizont hinderte nichts den freien Ausblick, zur Rechten stieg der Kirchturm unseres Dorfes aus grünen Eichenwipfeln auf, links senkte sich die Heide zum Moore nieder.

Da hat er viel erzählt. — Der Wind pfiff durch das Heidekraut, hinter uns rauschten die Tannenwipfel, es klang bald ernst und traurig, bald lustig, wie der Fidelbogen im flotten Tanz. — — — „Ja, das ist wohl so, es gibt kein friedlicher scheinendes Stück Land, als die Heide, besonders wenn sie blüht, wie jetzt, wenn die Bienen summend umherschwärmen und die Lerche trillert, wenn am blauen Himmel die weißen Schäfchen ziehen. In der Tat, wenn irgendwo auf der Welt Gottes Friede herrscht, dann sicherlich hier auf der Heide. Sie liegt offen und frei unter dem weiten Himmel und hat keine Geheimnisse; alles, was auf ihr geschieht, passiert gewissermaßen im Angesichte Gottes und der ganzen Welt. Infolgedessen hat man auch noch nie gehört, daß hier irgend eine Schlechtigkeit begangen worden sei. Bei Raub und Mord denkt jeder an den finsteren Wald oder an Wohnungen, mit der Heide läßt sich dergleichen garnicht in Verbindung bringen. Sie hat mit Haß und Leidenschaft, mit Sünde und Verbrechen, mit Not und Tod nichts zu tun. — — Nur einmal, — da drüben grade vor uns sehen Sie einige Birken, die stehen am Wege, der nach Moordorf führt, — — da kam ich eines Tages kurz nach Sonnenuntergang mit der Herde, um nach Haus zu treiben. Es war auch so ein schöner Tag wie heute, am Himmel leuchtete das Abendrot, kein Windhauch regte sich, die blühende Heide lag still, wie in sich versunken und träumend

da, vom Dorfe her läuteten die Glocken den Sonntag ein. Da lag hart am Wege die Leiche eines fremden jungen Menschen, in der Hand die Pistole. — Der Rock war geöffnet, auf dem Hemde zeigte sich ein unheimlicher schwarzer Fleck und von da ein häßlicher breiter, roter Streifen bis zur Erde. Weit starrten die gebrochenen Augen in die Wolken. Das Gesicht erschien entsetzlich bleich und verzerrt in dem rotvioletten Blütenschimmer der Eriken. — Da war mir, als ob das ganze Feld zitternd erschaudere. — Ich habe dort nachher einen Haufen Steine zusammengetragen, die Schafe sollten das Kraut nicht fressen, das mit Menschenblut gedüngt war. — — Auch ist es merkwürdig; die Leute erzählten früher hier auf dem Hümmling doch so viele Vor- und Gespenstergeschichten, ich habe noch nie eine vernommen, die auf der Heide spielt. — Ob ich überhaupt schon ein Gespenst gesehen habe? — Beinahe wäre ich soweit gekommen, aber es war nichts damit. Ich hatte mal, oh, das sind wohl schon vierzig Jahre her, ein Schaf verloren, wollte das ja gar nicht Wort haben und ging in der Dämmerung zurück, es zu suchen. Ich kam dann schließlich da unten ans Moor. Nun war es inzwischen dunkel geworden, die Finsterniß schob sich wie eine schwarze Wand um mich her. Der Wind pfiff klagend durch die Rüschen, das Wasser gluckste leise am Damm, die Luft war feucht und schwer, daß es mir wie ein Gewicht auf der Brust lag. — Da erschienen plötzlich vor mir zwei feurige Punkte, — ich wußte gleich: das ist das Schaf, — die Augen der Tiere leuchten nämlich im Dunkeln, — trotzdem befiel mich eine so

unüberwindliche Angst, daß ich laut aufschrie, ich rannte zurück auf die Heide und jagte dann quer über das Feld auf die Chaussee zu, stolpernd und stürzend, mit Schweiß bedeckt, immer aber in Todesangst vor dem, was hinter mir herkam. Auf der Straße traf ich ein Gespann und rief dem Kutscher etwas zu, bloß um meine und vor allem seine Stimme zu hören. In demselben Augenblick drängte sich etwas an mich heran, — ich fühlte die dicke Wolle meines Schafes. Die Leute im Dorfe prahlten mich, was ich für ein fixer Kerl wäre, — ich habe von dieser Geschichte damals nichts erzählt, denn wenn einer vor so einem alten dösigen Schafe her bei Nacht und Nebel über die Heide galoppiert, dann ist das kein Ding, worauf er stolz sein kann. — Ja, das war meine Gespenstergeschichte, sonst habe ich nie etwas belebt; gehört habe ich aber doch schon manches, was sich gar nicht erklären läßt, davon könnte ich Ihnen lange erzählen. Jetzt glauben die Leute ja überhaupt nicht mehr recht an solche Sachen, und jetzt passiert anscheinend auch nichts mehr. Früher, in meinen jungen Jahren, da saßen wir zur Winterszeit abends um das Feuer herum und erzählten uns allerhand Geschichten, von dem Räuber Fernand und seinem Volke, von der Frau von Mundelo, von Clemens August und aus der Franzosenzeit, dann natürlich auch Spukgeschichten und andere Vertellses. Das war interessant. Das Spinnrad schnurrte, die Krassen rasselten, dazwischen klangen die „Strickstöcker", — wenn dann draußen Eis und Schnee alles zugedeckt hatten, wenn der Wind um das alte Strohdach pfiff und dumpf heulend in den Kamin stieß, daß

die Funken stoben und die Tranlampe schwankte, dann klangen auch die Geschichten anders, als heute.

Wer erzählt heute noch Geschichten? Jetzt sitzen sie abends bei der Petroleumlampe und lesen Zeitungen. Hinterher reden sie darüber und treiben Politik, als wenn ohne den Hümmling nichts passieren könne, und wenn sie nur dabei wären, sie wollten die Sache schon „deixeln". Um solche Dinge kümmerten wir uns damals nicht. Zeitungen gab's nicht, und wenn irgendwo was passierte, dann mußte sich das so herumsprechen. Mein Vater wußte noch ganz gut, daß der Hümmling münsterisch gewesen war, dann wären sie mit einem Male herzoglich-arenbergisch geworden und dann französisch. Da hätten sie nicht mehr: Vorsteher gesagt, sondern Mär, und die Gemeinde hätte Märie geheißen, auf den Papieren da wäre so ein, na, etwas paradiesisch gekleidetes Frauensmensch gedruckt gewesen und herum hätte gestanden: „Empire franzaise", was das für ein Mädchen war, wußte er nicht. Darauf wären sie plötzlich wieder arenbergsch gewesen, dann großbritanisch-hannoversch und schließlich hannoversch. Die Leute hätten zuletzt nicht mehr gewußt, wie sie dran waren. In Wirklichkeit wäre ihnen das auch ganz egal gewesen, Steuern hätten sie überall bezahlen müssen. — Ich selbst weiß noch ganz gut, daß einmal in der Woche ein reitender Bote von Meppen kam und brachte die Postsachen für den ganzen Hümmling, nun denken Sie bloß, wie das jetzt hier aussieht. In den entferntesten Moorkolonien haben sie täglich wenigstens einmal Bestellung, in jedem Hause wird fast eine Zeitung gelesen, und wenn ein Junge zu den Soldaten

geht, dann schreiben sie ihm Briefe, als wenn es man so nix wäre. So viel Papier gab es früher, Gott sei Dank, auf der ganzen Welt nicht, wie jetzt auf dem Hümmling schon verschrieben wird.

Nun ja, die Kinder lernen das ja alles jetzt viel besser in den Schulen, — wenn sie „angenommen" werden, sind sie halbe Schriftgelehrte. Eigentümlich ist das aber doch, — das a b c brauchen sie gar nicht mehr. Die Kleinen fangen erst an zu zischen und pusten und brummen, daß man denkt, ihnen fehlt irgendwo was, und so ganz allmählig wird dann die hochdeutsche Sprache daraus. Der Lehrer sagte mir neulich, da eben läge der Hund begraben, früher wäre der Unterricht von vornherein zu oberflächlich gehandhabt worden, — das stimmt, und da mußte ich ihm recht geben, unsere Oberflächen wurden von Anfang an hervorragend bearbeitet — — Hei — da! wo wollen denn die Schafe hin?! — Siep! kum hier! — tau Junge, haol ümme, haol ümme! Der Hund, der bisher lang ausgestreckt und blinzelnd in der Heide gelegen, jagte bellend in der Richtung, wohin der Schäfer zeigte, trieb einige Schafe, welche weiter in die Niederung gekommen waren, auf das Feld zurück, kam phlegmatisch wieder angetrottet und legte sich auf die alte Stelle.

Der Schäfer hatte unterdessen seine kurze Pfeife in Brand gesetzt. „Wie hat sich der Hümmling im Ganzen verändert in den letzten fünfzig—sechzig Jahren! Alles ist anders geworden, nur der Buchweizen Janhinnerk und das Vater unser sind geblieben, wie sie waren. Wenn sie aber jetzt um's tägliche Brot beten, dann meinen sie auch schon: „und 'n bisken was drauf."

Denken Sie bloß mal an die Kleidung! Früher trug man Wüllacken und Pee, jetzt ist ihnen das nicht mehr fein genug und zu rauh, jetzt kaufen sie sich Anzüge, ja, die sehen erst ganz nett aus, aber nach kurzer Zeit, dann hängen die „Plünnen an Mauen und Piepen". Wo drei Mannsleute im Hause sind, da muß ein Frauensmensch steifweg sitzen und flicken. Darum sind die jungen Leute heutzutage auch so zimperlich und pimperlich. Wenn sie mal nasse Füße kriegen, gibt's Lungenentfündigung, wenn sich einer mal mit einem Nagel ritzt, bekommt er Blutvergiftung und allerhand Sonstiges. Meinerzeit hatten wir da nicht so viel Poheh mit.

Wenn sich da mal ciner mit der Axt ins Bein gefegt oder die Hand zerquetscht hatte, dann kam da was Spinngewebe und Kälberhaut oder Kuh . . . . . . mit Lehm darauf und dann mußte sich das helfen, und dann half sich das auch. — Es ist zum Lachen! — Aber so ist das in allen Teilen. Wenn die Junges und Mädchen jetzt mal tanzen wollen, dann veranstalten sie feierlich einen Ball mit Musikanten und Klimbim. Dann knicksen sie und verdrehen die Augen und tanzen Polka mit Suhrkohl oder Jesmarialda oder sonst so eine windige Hopserei. Bei uns ging das däftiger. Öffentliche Tanzerei hatten wir nur auf Kirmes. Wenn wir aber mal Sonntags hörten, daß irgendwo Burloß sei, daß also die Alten ausfahren wollten, dann kamen wir da zusammen. Die Diele wurde aufgeräumt, einer nahm einen Kamm mit Seidenpapier umwickelt, wenn es hoch kam hatten wir auch 'ne Handharmonika, und dann ging's los. Auf Hochzeiten wurde natürlich auch

das Tanzbein geschwungen. Wir hatten aber andere Tänze: „Kum tau mi, kum tau mi, kum tau mi — gaoh van mi, gaoh van mi, gaoh van mi usw.“ — Der Alte sang, schlug mit den Händen den Takt und suchte die Tänze durch Bewegungen verständlich zu machen. Und dann: „So stöck hei sin Näödelken un so tröck hei sin Dräöhdelken, un so schlög hei sin Lapp up't Lär, Jan Schaumaoker kum morgen wär. — Junge ja, das waren noch Tänze! — In X., daor bünt kine Wichter mehr, äs ein, twei, drei, un dei daor bünt, dei bünt so staolt, dei stäckt den Kop so hoch in't Holt, äs ein, twei, drei, — ein anderer war: Kaiser von Rom, hat einen Sohn, der ist noch zu klein, Kaiser zu sein, noch'n bischen weiter, noch'n bischen weiter, dreh dich mal um, und so fort. Dann hatten wir da so einen netten sachten, der ging so: Et geiht nix ääver dei Gemütlichkeit, ei jao, ei jao, wenn de Vaoder un de Mauder naoh de Kärmße geiht, süh so, süh so. Wenn das Ende kam, dann spuckte man noch mal in die Hand und dann ging's, was darin saß: Wie willt nich ehr naoh Hus hengaohn, dät fätt schöll up den Baomen staohn, uh halla, dridallala, uh halla drida. — Sehen Sie, das sind alte Hümmlinger Tänze. — Ja, die alten Sitten und Gebräuche kommen jetzt immer mehr ab, auch davon könnte ich Ihnen manches erzählen. Mich soll bloß wundern, wo das hinausgeht. Früher war des Bauern Stolz — der Düngerhaufen. Jetzt pfeifen sie da was auf, jetzt sind sie Künstler oder vielmehr Kunstliebhaber geworden, denn sie beziehen „Kunst“ waggonweise. Kunstdünger, Kunstbutter, nächstens gibts Kunstbutterbrot und Kunst-

janhinnerk —, Wurstmaschinen und Brutmaschinen und Säh- und Mäh- und alle möglichen andere Maschinen haben sie schon, jetzt müssen noch so ein Paar Universalmaschinen erfunden werden, die die andere Arbeit besorgen, dann können die Bauern die Hände morgens in die Taschen stecken und abends wieder herausziehen. — Na meinetwegen kann passieren, was will, ich betrachte mir das von weitem, wie einer, den die Welt nichts angeht. Wenn sie mir bloß die Heide lassen, — sie wird aber auch schon immer kleiner, von allen Seiten setzen sie den Pflug hinein. Sie sollen mal sehen, es dauert nicht mehr lange Jahre, dann ist die letzte Heidschnucke irgendwo im zoologischen Garten zu sehen und der letzte Hümmlinger Schäfer in einem Museum ausgestopft oder abgemalt. Ich bin froh, daß ich die Zeit nicht zu erleben brauche. — Es klingt ja etwas unchristlich, aber ich möchte wohl hier bei den alten Hünen begraben sein, wo ich so manche, manche Stunde in all' den Jahren gesessen und geträumt habe. Man müßte mir freilich ein kleines Kreuz auf's Grab stellen, und nicht einen Stein, wie jenen da, denn der Gedanke an einen solchen gewaltigen Block, wie alle diese hier hinter uns, hat doch etwas Beängstigendes. Na, sie sollen mich wohl auf unseren Kirchhof lassen, — wenn aber der jüngste Tag kommt und ich dann früh genug zu Beinen bin und meinen freien Willen habe, dann werde ich doch mal eben schnell hierher laufen und sehen, was für Burschen da aus den alten Hünengräbern zu Tage kommen, — mich soll wundern, wie sie da überhaupt herauskommen, die müssen doch schon wie die Maulwürfe

bei Seite „ausbussen“. — — — Na kum Siep, wie möt seihn, dat wie de Schaope naoh Huse krieget, — Adjüs uk Heer, — — — Morgen güst Rägen, kikt blot den aollen Wär än, wat hei sück häw und wat hei mit'n Stert wribbelt.“ —





XVIII.

Fränzchen.

Eickhorst liegt recht hübsch, beinahe romantisch am Südabhange eines langgestreckten Hügels, dessen höchster, östlicher Teil von einem prächtigen Buchen- und Eichenwalde gekrönt wird. Im Vordergrunde dieses Waldes liegt die Kirche, um sie herum ein Komplex Häuser, der von der Chaussee, dem einzigen gepflasterten Wege, durchschnitten wird. Die anderen Teile des großen Dorfes erstrecken sich unregelmäßig nach rechts und links, sowie in die Ebene hinab. Eines der Häuser östlich der Kirche — die Wohnungen und Stallgebäude liegen hier derartig durcheinander gewürfelt, daß man es für unmöglich halten sollte, irgend welche Grenzen festzustellen — wird von der Familie Stratmann bewohnt. Es sieht ähnlich aus, wie alle anderen — der Giebel mit der alten, schwerfälligen eichenen Falltür nach dem Sandwege, ein grünlich schimmerndes Strohdach, kleine, windschiefe Fenster, deren untere Scheiben durch weiße, gefaltete Gardinen verhangen sind, oben in der „Wamme“ das „Eulenloch“, unter den Pflaumen- und Apfelbäumen, die auf der Grenze wachsende Hecke unterbrechend, der zwei Familien gemeinschaftlich gehörige Ziehbrunnen, an der einen Seite des Hauses der Schafstall, auf der anderen ein Wagenschuppen ohne geschlossene Seitenwände.

Die Familie besteht, bestand vielmehr seinerzeit, aus vier Personen. Da ist zunächst der alte Stratmann, ein kräftig gebauter, annähernd 63jähriger Mann, mit grauem Bart und einem Arm, den anderen verlor er bei Colombey. Er spricht nicht gern von jenen Zeiten und ist der Meinung, verheiratete Soldaten solle man nicht in den Krieg schicken — „aber es geht wohl nicht anders“, fügt er hinzu. Er diente 1866 in Hannover beim Garderegiment, da brach der Krieg aus. Nach der glücklich-unglücklichen Schlacht bei Langensalza kehrte er nach Hause zurück und verheiratete sich bald darauf, da seine Mutter sehr schwächlich, und eine tüchtige Frauensperson im Haushalte nötig war. Er war Maurer, sie säeten acht Vierupsaat Roggen aus, hatten zwei Kühe im Stall und einige zwanzig Schafe. Nach drei Jahren brachte der Storch klein Gerdken. Als der soweit war, daß er dem Vater kreischend die Ärmchen entgegenstreckte, wenn dieser kalkbestaubt von der Arbeit nach Hause kam, da wurde Franz wiederum einberufen zu blutigem Tanze. Sechs Mann stark rückten sie aus. Die anderen waren unverheiratete Burschen; stark angeheitert, den „Buddel“ in der Tasche, zogen sie zum Dorf hinaus, begleitet von den klagenden Müttern und Angehörigen, die sie renommierend zu trösten suchten. Franz Stratmann ging abseits, allein für sich, bleich und still. Als sie unter sich waren und auf die Bedorfer Höhe kamen, von wo aus sie noch einmal ihren Heimatsort überblicken konnten, da winkten die Andern lärmend und trinkend Abschied. Stratmann sah sich nicht um und ging weiter mit zusammengebissenen

Zähnen, tiefatmend wie unter schwerer Last. Sie kamen nach Münster, er wurde dem 73. Regiment zugeteilt, mit vielen Andern zur Kaserne geführt und eingekleidet. Dort herrschte großer Trubel, die Soldaten sangen und tranken sich in gewaltige Begeisterung hinein, Franz blieb still und handelte wie im Traum, sie marschierten mit klingendem Spiel zur Bahn, fuhren lange — unterwegs auf den Stationen Bier, Zigarren, Gesang — dann ein langer Marsch, sie kamen zur Grenze.

Er hörte den Obersten einige Sätze sprechen, sie riefen Hurrah und marschierten, marschierten. Er hätte später von all' diesen Tagen nicht viel sagen können, er sah immer und überall seinen kleinen Gerard und hörte das letzte jubelnde „Papa—Papa!", als er ihn zum Abschied auf den Arm genommen und an sich gedrückt hatte. Seine Frau hatte dabei gestanden und so herzzerbrechend geweint, — er dachte wohl auch häufig an sie, den lachenden Kleinen aber mit den unbeholfenen Gliedmaßen, die so hülflos und zutraulich sich an ihn schmiegten, den konnte er keinen Augenblick aus dem Sinn bringen. — Sie hörten von Kämpfen und Siegen, dann kamen sie am 13. August abends zu einem Dörfchen. Sie biwakierten auf einer großen Wiese, schliefen, die Reveille wurde geblasen, sie frühstückten, so gut es ging, putzten ihre Waffen, dann war Appell und dann wurden die evangelischen Mannschaften befohlen zum Gottesdienst. Die katholischen Soldaten, ihr Divisionspfarrer war jedenfalls bei andern Regimentern, schlenderten umher. Franz bestieg eine Anhöhe, da standen einige Soldaten und Unteroffiziere seines Regiments und zeigten

sich gegenseitig die aus der Ferne herüberwinkenden Türme von Metz. Unter den Unteroffizieren war auch ihr Feldwebel. Franz erinnerte sich, gesehen zu haben, wie dieser in Münster vor dem Bahnhofe seine Frau umarmte, an deren Kleidern sich zwei kleine Mädchen festhielten, die ängstlich auf die weinende Mutter blickten. — Vor ihnen lag hügelige Landschaft, sie sahen grüne Wiesen, Rebenhänge, Gärten mit Obstbäumen, — über das Plätzchen, wo sie standen, breitete ein alter Birnbaum seine Zweige, — die kleinen gelblichen Früchte schienen reif zu sein. Franz pflückte einige und steckte sie in die Tasche. — Rechts und links von ihnen lagen friedliche Ortschaften, verschiedene Namen wurden genannt, Montoy, — Coiney, — Colombey, — Aubigny — Franz hörte das Alles, sah um sich und ging zurück. Er schlenderte in das Dorf hinein, da stand an der Tür eines ärmlichen Hauses eine junge bleiche Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arm. Er ging auf die Frau zu, diese machte eine Bewegung, als ob sie in das Haus flüchten wollte, nachdem sie aber einen Blick in das Gesicht des Soldaten geworfen hatte, blieb sie stehen. Er trat hinzu, tätschelte die Bäckchen des Kleinen und rief einige freundlich klingende Laute, jenes lächelte, breitete die Armchen aus und griff nach seinen Fingern, da legte er rasch die gepflückten Birnen auf das Kind und eilte zum Dorfe hinaus. Es war Mittag geworden, es wurde abgekocht und gegessen. Die Regimentsmusik erschien und spielte fröhliche Weisen, Märsche und Tänze. Es war ein heißer Tag, die Sonne spendete eine Fülle ihrer beiden Gaben, Licht und Wärme. Um die Marketender-

Zelte und =Wagen entstand großes Gedränge, diese Leute machten gute Geschäfte, — wozu braucht auch der Soldat im Kriege seine Groschen zu sparen! — Hier und da ertönte Gesang, man sah viele Leute, die auf allen möglichen und unmöglichen Unterlagen Briefe schreiben, vor den Offizierszelten lagen weintrinkende Gruppen, überall Fröhlichkeit und sorgloses Lagerleben.

„Prost Kinder!“ — „Prost Herr Hauptmann!“ — „Na, nur immer lustig, Musketiere, wer weiß, ob wir die Fröhlichkeit nicht bald gebrauchen können.“ — — Die Soldaten lachen, der Hauptmann geht weiter, — da wird in einer Gruppe ein bekanntes Lied angestimmt, sie singen mit, andere desgleichen, die Musik stimmt ein, bald erbraust das Lied aus tausend Kehlen. — Plötzlich gellende Mißtöne. — „An die Gewehre! An die Gewehre!“ — Da verstummt der Gesang, — einige Sekunden lang tiefste Stille. — „An die Gewehre!“ — da fliegen Gläser und Zigarren zur Erde, — das eilt und rennt, das wirbelt durcheinander wie fahles Laub im Wintersturm, — es bilden sich Reihen, — die Waffen funkeln und blitzen. — „Ohne Tritt! — marsch!“ Sie lassen Obstgärten und Weinberge hinter sich und kommen auf freies Feld, die Bataillone werden geteilt, die Kompagnien setzen sich in Züge, die Tornister werden abgelegt. — „Laden!“ — Die Schlösser klappern, sie schieben, einige mit sonderbaren Gedanken, die Patrone in den Lauf. — „Vorwärts!“ — sie kommen an einen sanft abfallenden Abhang, da saust etwas über sie weg mit unheimlichem Geheul und schlägt hinter ihnen krachend in die Erde, — nochmals, — plötzlich mitten unter ihnen

ein Blitzstrahl — Getümmel, — „Vorwärts!" — sie stampfen bunte Blumen und üppiges Gras in den Boden, springen über einen kleinen Bach, durchqueren wieder grünes Weideland und kommen an einen ziemlich steilen Abhang, der mit Ginstern und Brombeergestrüpp bewachsen ist. „Vorwärts!" Sie klettern hinan, kommen auf die Anhöhe und sehen kaum, daß sich vor ihnen sanft ansteigendes freies Feld ausbreitet, bedeckt mit Weizenstoppeln, hin und wieder unterbrochen durch kleine Gehölz- und Gebüschgruppen, — da hüllt sich plötzlich vor ihnen die Gegend in Dampf, es pfeift heran, grausiges Knattern und Zischen ertönt, da schallen entsetzliche Todesschreie, zuckende Menschen wälzen sich in ihrem Blute auf dem Acker. — Als Franz verstört, beinahe betäubt von dem Getöse, um sich blickt, sieht er gerade, wie ihr Feldwebel die Arme hochwirft und kopfüber den Abhang hinunterstürzt. Da kam mit einem Male ein gewaltiger Zorn über ihn, eine rasende Wut. — „Was, so 'nen verheirateten Mann schießen sie tot?!" — „Marsch— Marsch!" Sie stürmen vorwärts im Kugelregen, begleitet von Jammern und Stöhnen, sie liegen in den Ackerfurchen und schießen. — „Wir sind noch zu weit ab," — hört er sagen. „Vorwärts, Marsch—Marsch!" — Sie springen auf, laufen, laufen keuchend eine ganze Weile, da liegt er langausgestreckt neben seinem Hauptmann, der kniet und gleichsam wie im Takte seinen Säbel vor sich in den Boden stößt. — Sie schießen. — „Stratmann, sehen Sie den Offizier drüben?" „Jawohl, Herr Hauptmann." „Holen Sie den mal herunter." — Über den sich kräuselnden, blauweißen Dampfwolken ist eine reitende Gestalt

sichtbar, von dem Pferde kann man nichts sehen. — Franz zielt. — „Klaps" — die Patrone versagt. „Den Deubel auch," flucht der Hauptmann, „diese infame Zündnadel bringt uns Malheur, — nehmen Sie mal 'ne recht weiche Patrone." — Franz zielt mit zusammengebissenen Zähnen und stahlharten Augen — ein Feuerstrahl — „Gut so, der ist erledigt." — — Sie liegen und schießen. — „Vorwärts! Marsch—Marsch! — Sie laufen, liegen wieder und schießen. Das heult und brüllt, das klirrt an den Gewehrläufen und Helmen, vor ihnen stiebt der Sand in Wölkchen auf, es sieht gespenstisch aus, — von dem aber, was den Acker zerfurcht und dumpfklatschend im menschlichen Körper eindringt oder über sie weg in die Ferne rast, davon sehen sie nichts. Wie lange sie liegen, ob Stunden oder Tage vergangen sind, seit die Schlacht begonnen, davon haben sie keinen Begriff, sie denken nicht daran, sie liegen und schießen. „Hier, Kinder, Patronen!", die Behälter fliegen durch die Kette. Über ihnen in der Luft heult es, platzt und zerstiebt — sie sehen es nicht, immer seltener fallen bei ihnen die Schüsse, immer furchtbarer wird das Getöse gegenüber, sie merken es nicht, — sie schießen. — „Herrgott," hört Franz den Hauptmann sagen, „das geht zu Ende!" — Er fühlt plötzlich einen Stoß in der Schulter, gleich darauf etwas Warmes auf der Brust und im Rücken, er achtet nicht darauf — der Lauf seines Gewehres ist so warm, daß er ihn kaum halten kann. Er blickt nach links, dort sieht er nichts wie lang ausgestreckte Körper, — die schießen nicht mehr, — dann hinter ihm gellende Signale: „Zurück! Zurück!" Er schiebt noch eine

Patrone in den Lauf und springt auf, da stürzt sein Hauptmann dumpfklatschend neben ihm zu Boden, der Helm rollt einige Schritte nach vorn. — Franz richtet sich tiefatmend hoch auf, legt an und feuert, scharf zielend, in eine kräuselnde feuerdurchstrahlte kleine Wolke, plötzlich fällt ihm polternd das Gewehr aus der Hand, er fühlt einen ungeheuren dumpfen Schmerz im linken Arme, er sieht, wie von rechts her eine blaue funkelnde Masse sich unter Trommelschlag vor sie herschiebt, — „Hurrah! die Dreizehner!!!" — er sieht, starren Auges trotzig auf den Feind blickend, wie diese Masse sich ausdehnt, sich in Rauch und Blitze hüllt, — da sieht er nichts mehr, — er hält mit einem Male sein Gerdken in den Armen, der mit den kleinen Fäustchen nach seinem Bart greift, und bricht lautlos neben seinem toten Hauptmann zusammen. — Er erwachte im Arme einer barmherzigen Schwester, die ihm ein Getränk einzuflößen suchte. — Der Stabsarzt kam vorbei, — „Muß ich sterben?" fragte Franz — „I Gott bewahre, nä, so schlimm ist's nicht, die Wunde an der Schulter hat überhaupt wenig zu sagen, fühlen Sie Schmerzen?" „Nein, nur der Arm tut mir sehr weh." „Ist wohl nicht gut möglich, mein Lieber, der ist längst begraben." Franz sah auf seine linke Seite und merkte, daß ihm der Arm fehle, da liefen ihm die Tränen über die Wangen. „Soll ich an Ihre Angehörigen schreiben?" fragte später die Schwester. „O ja, bitte, bitte." — — — Er kam zu Hause, mit dem eisernen Kreuze geschmückt. Sein Handwerk konnte er nicht mehr ausüben, sie halfen sich eine Zeitlang so hin. Er bekam seine Pension, aber

auch die langte bei weitem nicht zu einem auskömmlichen Dasein. So wurde er denn Schäfer und zog Tag für Tag, jahraus, jahrein, mit der „Heerdschaft“ auf die braune Heide. — —

— Gerhard, er blieb ohne Geschwister, wuchs heran und wurde ebenfalls Maurer. Er diente seine Jahre beim Militär, kam zurück und verheiratete sich bald darauf, seine Mutter war vor fünf Jahren gestorben. Er war ein kräftiger Mann von stattlicher Figur, durch und durch gesund, strotzend vor Kraft. Es kam ihm gar nicht darauf an, morgens zunächst einige Stunden angestrengt auf dem Acker zu arbeiten und dann den ganzen Tag seinem Handwerk obzuliegen. Zwar war er etwas leicht veranlagt und gab Sonntags im Wirtshause manchen Groschen aus, den er hätte sparen können, aber er war doch nicht so, daß man ihn leichtsinnig oder gar unsolide hätte nennen können. Seine Frau, eine Waise, die lange Jahre als Dienstmädchen „in der Welt“ gewesen war und sich ein schönes Sümmchen erspart hatte, war sehr fleißig und haushälterisch. Die Arbeit flog ihr, wie man so sagt, nur so von der Hand. Die kleinen Scheiben der Fenster, das Kupfer- und Zinngerät, das ganze alte trauliche Haus glänzte vor Sauberkeit und sah so einladend und gastfreundlich aus, daß jedermann gern einkehrte zu gemütlicher An- und Aussprache. Die pekuniären Verhältnisse besserten sich jetzt rasch. Sie hatten ein großes Stück Heide gekauft, das ihnen bequem lag, und dasselbe kultiviert, sodann eine Wiese dazu gepachtet, im Stalle standen drei Kühe und einige Rinder; außerdem hatten sie noch mehrere Sauen und eine statt-

liche Anzahl von Heidschnucken — überall im Hause machte sich ein gewisser behaglicher Wohlstand bemerkbar. Wenn Neujahr gekommen war, machten sie ihren Überschlag. Dann legte der Alte mit der Miene eines Millionärs die harten Taler auf den Tisch, die er sich im Laufe des Jahres verdient oder als Pension bezogen hatte. Freudig überlegten sie miteinander, was im kommenden Jahre angeschafft werden könne und ob nicht bald die Zeit gekommen sei, wo sie das Haus vergrößern, oder gar ganz neu bauen könnten. Die Wirtschaftsräume wurden ihnen infolge der vergrößerten Landwirtschaft überall zu klein. Als sie zwei Jahre verheiratet waren, der Herbst war gekommen, draußen heulte der Novembersturm, wurde ihnen ein Knabe geboren, sie nannten ihn nach dem Großvater Franz. — Eine glücklichere und zufriedenere Familie gab es in der ganzen Gegend nicht. Des Frostes wegen waren die Maurerarbeiten eingestellt worden. Gerhard war also den ganzen Tag zu Hause und besorgte die Arbeiten. Er fütterte das Vieh, melkte die Kühe, machte die Betten, kochte nach Anweisung seiner Frau, welche bald im Lehnstuhl am Feuer sitzen durfte, das Essen, wusch das Geschirr und bettete den Kleinen, kurzum, er ersetzte vollkommen eine erfahrene Frauensperson. Wenn seine Frau ihm eine Zeitlang zugesehen hatte, wie er so anstellig herumwirtschaftete, winkte sie ihn zu sich, er mußte einen Stuhl an den ihrigen heranrücken, sie schlang ihren schwachen Arm um seine breiten Schultern, streichelte ihm die Wangen und prahlte ihn mit leuchtenden Augen. Er küßte sie so vorsichtig, wie man ein kleines Kind küßt, breitete sorglich die

Decke über ihre Kniee, lachte, nickte ihr zu und arbeitete weiter. Später — seine Frau erholte sich rasch — teilten sie sich in die Arbeit, zuweilen auch, wenn der Wind gar zu scharf über die Heide fegte und der Vater, was besonders beim Witterungswechsel wohl mal passierte, über Schmerzen in dem Armstumpf klagte, hütete er für ihn die Schafe. Wenn er des Abends zu Hause kam, und den langen Heiken abgelegt hatte, hatte sie für ihn eine Tasse Kaffee parat, sie setzte sich zu ihm und erzählte ihm alle die großen Ereignisse des Tages — was klein Fränzchen angestellt, wie viel Hühnereier sie aus den Nestern genommen, daß die schwarzbunte Kuh sich mit der anderen beinahe gestoßen hätte — und was dergleichen Vorkommnisse mehr waren. Opa saß in der Ecke und rauchte seine Pfeife und schmunzelte vergnüglich; er war wenig gesprächig. Sie versorgten gemeinsam das Vieh, sahen mit glücklichen Augen in die Wiege, wo das kleine Menschenkind mit offenem Munde und geballten Fäustchen in den Kissen lag, und dann, nachdem sie zu Abend gegessen, kamen die friedlichen Stunden am Herdfeuer. Wenn Frau Lisbeth nichts zu stopfen oder zu nähen hatte, zündeten sie keine Lampe an. Fast allabendlich kam der eine oder andere aus der Nachbar- oder Bekanntschaft und half den Kreis vervollständigen — es war eine Lust, an diesem Herdfeuer zu sitzen. Mochten Nacht und Nebel draußen alles in schwärzeste Finsternis hüllen, mochte der Sturmwind an Türen und Fenstern rütteln, der Regen plätschern oder der Schnee Heide und Moor, Dorf und Wald mit weißer Decke überziehen, bis an das Herdfeuer

unter dem alten warmen Strohdach drang kein Unwetter, allabendlich leuchtete es traulich und einladend durch die kleinen Fenster in die Nacht hinaus. Wenn die Gäste gegangen waren, wenn das Feuer zusammensank, falteten sie die schwieligen Hände und beteten um Glück und Segen für sich und ihr Haus, für Lebende und Verstorbene, für Freund und Feind, sie gingen zur Ruhe und schliefen den traumlosen, tiefen Schlaf, den Gesundheit und Arbeit verleihen. — Da kam das Unglück — nicht plötzlich, nein, langsam und zunächst unerkannt.

Der Winter verging, der Frühling meldete sich, die Zeit der schweren Arbeit begann. Gerhard erledigte zunächst kleinere Aufträge, später, als die Witterung beständiger wurde, umfangreichere — die großen Bauten nahmen ihren Anfang. Da kam er eines Abends, sie hatten „Richtefest" gefeiert, schwer betrunken nach Haus. Nun, das konnte ja bei solcher Gelegenheit schon passieren, „sie schlugen auch nicht darauf zu" — seine Frau scherzte sogar darüber und fragte ihn am anderen Morgen, ob sie ihm nicht einen Hering holen sollte. Dann passierte derselbe Fall einige Wochen später an einem Sonntage. Diesmal sprachen sie nicht darüber — einige Tage darauf — es war ein Wochentag, kam er abends frühzeitig nach Hause und ging, ohne ein Wort zu sagen und ohne Abendbrot gegessen zu haben, zu Bett. Der Alte war gerade vorher zu Hause gekommen und saß am Tische, als sein Sohn hereinkam und in die Kammer wankte; er sah erschrocken auf seine Schwiegertochter, diese schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. Am anderen Morgen

machte sie ihrem Manne ernsthafte Vorwürfe. Er schmetterte die Faust auf den Tisch und ging, einige böse Worte rufend, an die Arbeit. — Und nun ging es grausenhaft schnell mit ihm bergab, nach einigen Jahren war er der schlimmste Trinker im ganzen Dorfe. Die Hausfreude war längst gewichen, Not und Jammer, Tränen und Elend grinsten aus allen Ecken. Wenn sie den Acker nicht gehabt hätten, wären sie bald der bittersten Armut anheim gefallen; dieser aber und das Einkommen des Alten bewahrten sie vor dem Äußersten. Gerhard arbeitete nur noch zeitweilig und soviel, daß er Geld für Schnaps verdiente. Eines Abends kam er nach Hause, seine Frau — das Feuer ihrer Augen war erloschen, die ehemals so gesunden, vollen Wangen waren eingefallen — öffnete ihm die Küchentür und wollte ihn vorsorglich zu einem Stuhle geleiten. Da stieß er sie von sich und gebrauchte ein entsetzliches Schimpfwort. Der Vater sprang vom Stuhle auf und sprang mit zornfunkelnden Augen vor ihn hin: „Gerhard, Gerhard, du —“ da hob der Sohn die Faust: „Geihst du weg, du —“. Weiter kam er nicht, der Schlag fiel nicht, seine Frau klammerte sich an ihn, warf sich zu seinen Füßen: „Gerhard, Gerhard, dau dät nich — o Jesus, help mi, help mi!“ — sie brachte ihn in die Kammer, kam zurück und kniete neben dem schwer atmenden Alten zu Boden. „Vaoder, leiwe Vaoder, gaoh em ut den Weg“ — ihre Stimme zitterte, die Tränen rannen ihr über das kummervolle Gesicht —, süh hei was doch frauher so gaut un fromm — wenn hei nu sinen eigenen Vaoder schlög — o Herr, dei fürchterlicke Sünde!“ —

Auch dem alten Manne rannen die Tränen in den grauen Bart. „Min leiwe, leiwe Kind, Gott bewahr üm daorvör, ick will dauhn, wat ick känn, dät dät nich passeiert."

— — — — — — — — — — — — — —

Fränzchen wuchs heran, bekam seine ersten Höschen und wurde bald ein Hauptheld in der näheren und entfernteren Nachbarschaft. Der Storch brachte ihm ein Schwesterchen und dann noch eins, sie waren sehr schwächlich und starben. Fränzchen ging beide Male an Opas Hand hinter dem kleinen Sarge her und wußte nicht recht was die Sache zu bedeuten habe. Die hellblonden, beinahe weißen Locken kräuselten sich in dichtem Gewirr um den kleinen Kopf, schelmisch leuchteten die Augen über dem Stumpfnäschen — sie konnten bei Zeiten auch außerordentlich altklug und nachdenklich in die Welt blicken —, während die etwas kurze Oberlippe die weißen Zähnchen sehen ließ und auf allerhand Streiche und staunenswerten Unfug hindeutete. Stratmanns Fränzchen war bald im ganzen Orte bekannt. Im Winter war ja nicht viel anzufangen — wenn aber die Bäume grün wurden und er morgens keine Strümpfe mehr anzuziehen brauchte, wenn also der Sommer gekommen war, begann seine Zeit, und dann war im ganzen Orte kein Mensch vor ihm sicher. Da trommelte er morgens die Kinder aus der Nachbarschaft zusammen, sie spielten auf dem Sandwege, der an den Häusern vorbei hinab zur Schaftrift führt. Sie spielten „Ball", mit „Keitkes", errichteten große Bauten von Sand, spielten Räuber, Kutscher und Pferd und dergl. Wenn Fränzchen „Pferd" war, ließ er sich „die Leine"

an den Armen festbinden, — „hüh" sagte der „Kutscher" — Fränzchen scharrte mit dem Fuße und „tanzte" wie ein störrischer Gaul, er warf den Kopf auf und wieherte, sprang vorwärts, rückwärts, und sauste mit einem Male den Weg hinunter, daß der Kutscher kaum folgen konnte und der Sand stob. Waren Sie des Spieles überdrüssig, ging Fränzchen allein auf Abenteuer aus — er war überall und nirgends. Bald in irgend einem verlassenen Winkel, bald in Nachbars Schafstall, jetzt in der Zimmerwerkstatt und gleich darauf in der Mühle auf der Anhöhe, wo er dem Müller half, die Mühle in dem Winde zu drehen und die schweren Kornsäcke aufzuschütten — der sagte, wenn Fränzchen ihm nicht ab und zu hülfe, wüßte er gar nicht, wie er fertig werden sollte. Sein allerbester Kamerad war Opa. Der brauchte nur irgendwie zu erscheinen, da ließ er alles im Stich und rannte, so schnell ihn seine Beinchen tragen wollten, zu ihm. Der schimpfte nie mit ihm, erzählte ihm allerhand wunderbare Geschichten und brachte ihm fast jeden Abend etwas mit, sei es eine besondere Blume, ein buntes Vogelei, einen glatten Stein, einen Spazierstock, einmal sogar ein kleines Kaninchen. Da hatte Fränzchen vor Freude getanzt und gejubelt, wie ein Wilder; er ließ das Tierchen nicht aus den Armen, wollte ihm wohl sein Butterbrot und alles geben, aber es war ein undankbares Geschöpf — er hatte es abends ganz vorsorglich zugedeckt, in einem Kasten in den warmen Schafstall gestellt: am anderen Morgen war es verschwunden, Fränzchen weinte Riesentränen. Sehr häufig ging er nachmittags durch den Wald auf

die Höhe, da konnte er weit, weit in die Ferne sehen. Vor sich hatte er die ziemlich steil abfallende Heide, weiterhin dunkles Moor, wo alle die Torfhaufen standen, wieder Heide, über welche sich ganz klein dort hinten in Saterland und Ostfriesland einige Türme abhoben. Fränzchen blickte scharf nach allen Seiten, bis er irgendwo in der Heide die bekannten weißen Punkte entdeckte; das waren Opa seine Schafe. Dann stürmte er die Höhe hinab, lief und trabte keuchend über den Damm durch das Moor, bis er bei der Herde ankam. „Opa! Opa!" rief er jubelnd. Der hatte ihn längst im Auge, tat aber, als ob er riesig erstaunt wäre; der Pudel sprang bellend, in komischen Sprüngen um Fränzchen herum, die Schafe hoben einen Augenblick den Kopf und stierten auf die Gruppe; bald zog die ganze Gesellschaft weiter. Hin und wieder setzte sich Opa auf einen Wall oder Stein und erzählte dem Kleinen Geschichten, alte Sagen und Märchen. Er zeigte ihm all die schönen Blumen in Heide und Moor; da waren blaue Enzien, sperrige Weidenröschen, gelber Hahnenfuß, hellleuchtendes Knabenkraut und bescheidene Vergißmeinnicht, da gab es zierliche Gräser, schlanke Stengel, an denen flockige Wolle hing, ganz kleine rote Pflänzchen, auf denen glitzernde Tropfen saßen; Opa sagte sie fingen kleine Käfer und Fliegen, — lange grüne Ranken, mit denen man sich so schön schmücken konnte, zierliche Eriken, von denen der Alte behauptete, sie wären die schönsten von allem was da wüchse und blühte in Feld und Wald, und dergleichen mehr. Er wußte von allen den Namen, für welche Krankheit sie gut wären und wie sie zu-

bereitet werden müßten. — Fränzchen war der felsenfesten Überzeugung jener wisse überhaupt alles, er kannte die Vögel, alle Tiere, die da auf dem Boden herumkriechen, man braucht nur etwas fragen, Opa wußte es. Sie suchten Vogelnester. Fränzchen jubelte und klatschte in die Hände, wenn sie eins fanden, das in der Heide, oder im Grase sitzend, die schönen Eierchen barg oder kleine Jungen, die zitternd und schreiend die Schnäbel aufsperrten. Opa zeigte ihm, wie man von Rüschen prächtige Hüte, Pfeifen und dergleichen machen könnte, und wieder war Fränzchen auf's höchste entzückt, wenn ihnen so ein Kunstwerk gelungen war. Bekam er Hunger, jener hatte stets in seiner Ledertasche Butterbrot für ihn, manchmal sogar einen schönen Borsdorfer Apfel, den er in der Kleiderkiste für ihn gespart hatte. So zogen sie mit der Herde durch die Heide, während die waldige Anhöhe ihrer Heimat in der Ferne herüberwinkte. Wenn sie gegen Abend wieder ins Dorf kamen, lief Fränzchen vorauf und machte die Stalltüren auf, die Schafe kannten alle ihre Behausung, gruppenweise bogen sie von der Herde ab, bis hinter den letzten sich das Tor schloß. Sie gingen zu Hause; kaum aber hatten sie die Tür hinter sich geschlossen, da war es zu Ende mit ihrer Fröhlichkeit, da lag eine so schwere, drückende Luft, die jene sofort erstickte. Die Mama sah immer so traurig aus — sie und Opa wechselten einige Worte — „hei is nich tau Huse“ oder „hei ligg tau Bedde“ und dergleichen hörte Fränzchen, der ängstlich die Beiden ansah. Er wußte, sie sprachen von Papa — zwar hatte er von ihnen nie ein böses Wort über ihn gehört,

und jeden Abend mußte er besonders für ihn beten — aber er fürchtete ihn und ging ihm ängstlich aus dem Wege.

Es war Winter geworden. Er kam diesmal sehr frühzeitig und grimmig, die Leute fingen schon im Dezember an, nach den Vorräten für Mensch und Vieh zu sehen und auszurechnen, wie sie damit auskämen. Sie machten sorgenvolle Gesichter, der naßkalte Sommer hatte keine reiche Ernte gebracht. Bei Stratmanns sah es traurig aus. Die junge Frau war im Herbst eine zeitlang schwer krank gewesen; wirkliche Not kam ins Haus und die Nachbaren griffen zu; sie war zwar genesen, aber immer noch schwächlich — der Doktor hatte gesagt, die Hauptsache für sie sei kräftiges Essen und Ruhe. Sie hatte dazu tottraurig gelächelt und ging nun wieder alltäglich an ihre Arbeit. Da kam eines Tages ein Viehhändler ins Haus, zog die beste der beiden Kühe aus dem Stalle und trieb das ängstlich brüllende Tier fort — er habe die Kuh schon vor längerer Zeit von Gerhard Stratmann gekauft und bar bezahlt. Sie kannte den Mann, an eine Lüge war nicht zu denken. Sie stand eine zeitlang, starrte, die Hände auf das Herz gepreßt hinter der Kuh her, die immer wieder den Kopf nach dem heimatlichen Stall zurückwandte, und arbeitete noch bleicher und hinfälliger weiter. Als abends ihr Mann heimkehrte — sie stand gerade auf der Diele — zeigte sie nur mit der Hand auf die leere Stelle im Stall; er lallte etwas Unverständliches und taumelte in die Küche.

Im Februar trat Tauwetter ein, es kamen einige schöne, sonnige Tage, und dann zog eines

Nachmittags ein dichter Nebel herauf, während der Wind in wenigen Stunden von Westen nach Osten herumsprang. „Es gibt wieder Frost," sagten die Leute. — Fränzchen hatte nachmittags stundenlang in der Schmiede zugesehen, das tat er so gern, da war es schön warm, und es sah so pläsierlich aus, wenn das glühende Eisen auf den Amboß gelegt wurde, wenn die Funken unter dem schweren Hammer stoben. Er bekam Hunger, ging nach Hause, ließ sich von Mama sein Vesper-Butterbrot geben und schlenderte in den Garten. Dort sah er unter der Hecke versteckt, einige Schneeglöckchen; zierlich hingen die weißen Blüten an den schlanken Stengeln. Da dachte Fränzchen nichts anderes mehr, als wie Opa sich wohl freuen würde, der mochte ja die Blumen so gern leiden. Er pflückte sie, hielt sie sorgfältig in der Hand und lief eiligst den Hügel hinauf in den Wald. Dort war es so still, nichts regte sich — doch, da lief ein Eichhörnchen über den Weg, kletterte behende auf einen Ast und starrte mit gespitzten Ohren Fränzchen an. „Kitz — kitz — wust du wall!" rief der, jenes kletterte eiligst den Baum hinauf und verschwand im Nebel. Als er den Wald durchquert hatte und an die Heide gekommen war, stand er einen Augenblick ratlos, er konnte keine zwanzig Schritt weit sehen; — aber vor ihm war ja der Weg, der durch das Moor führte, da kamen sie ja im Sommer stets her, wenn er mit Opa die Schafe nach Hause trieb, — o, er wollte ihn schon finden, er konnte ja auch rufen, — er eilte den Weg hinab. — Der Wind kam von Nordosten und fegte den Nebel aus Heide und Moor; es war ein eisiger Wind, so böse und

hinterlistig, so durchdringend und scharf, daß keine Kleidung vor ihm schützen konnte. Das schwarze Wasser im Moore kräuselte sich, die Binsen und Rüschen pfiffen klagend; da hohnlachte er und blies noch stärker, er jagte am Himmel düstere Wolken vor sich her, aus diesen stürmten Hagelschlossen schräg auf die Erde, sodann Schnee —, nicht so schöne, weiche Flocken, nein, abgerissener, feiner weißer Staub, der über den Boden hinflog und sich an den Torfhaufen, an Wällen und Büschen auftürmte. Das Wasser bedeckte sich mit einer grau-weißen Schicht, dann lag es ganz ruhig. Mitten in dem weiten, wüsten Moor stand Klein-Fränzchen, rings um ihn nichts als tiefe Wasser, graue Erde und treibende Schneemassen. „Opa! O p a a a ! !“ rief er und weinte. Das Gesichtchen war bläulich angelaufen, bläulich die kleinen Hände — er zitterte am ganzen Körper vor Kälte, immer aber hielt er krampfhaft seine Blümchen fest. Er hatte Weg und Steg verloren — da stand ein großer Torfhaufen, an den stellte er sich und hielt sich für einen Augenblick warm und geborgen, da konnte ihn der kalte Wind nicht fassen. Er war mit einem Male so müde, setzte sich auf die Erde und lehnte den kleinen Oberkörper an den Torf. — Fast ohne Dämmerung brach die Nacht herein, es hörte auf zu schneien, immer stürmischer und eisiger aber schnob der Wind mit dumpfem Brausen durch das Moor. Fränzchen wurde wieder sehr bange, er rief und rief, wollte aufstehen und weiterlaufen, seine Glieder waren aber so müde und steif geworden, daß er sich nicht regen konnte, die Tränen liefen über die erblassenden Wangen auf die schwer atmende

Brust — immer härter wurde die Erde, immer dunkler der Himmel. — — Da sah er mit einem Male hell strahlende Lichter, es war gerade, wie Weihnachten, wo er mit Opa in der Kirche gewesen war; gleichzeitig hörte er Musik, das war die Orgel, die so stark brauste und dann wieder so leise sang — o, wie schön war das! — Hinten kam die Mutter, die hielt einen großen Kuchen in der Hand, sie winkte und lachte ihm so freundlich zu. „Mama, Mama", stammelte Fränzchen, und schlummerte ein, während die letzten Tränen auf den schneeweißen Bäckchen zu Eisperlen erstarrten.

— — — — — — — — — — — — — —

Der alte Stratmann hatte sein Tagewerk beendet und setzte sich an den Tisch, während seine Schwiegertochter ihm sein Essen aufgab. „Waor is Fränsken?" Er hing so an dem Kinde, daß er es sofort entbehrte, wenn er abends zu Hause kam. Sie sah um sich, wie verwundert, aus tiefem Sinnen erwachend, und meinte, er würde sicher bei einem Nachbarn sein. Der Alte aß hastig und ging gleich fort, ihn zu suchen. Die Nachbaren haben nichts von ihm gesehen; er wird sehr aufgeregt und fragt hier und da weiter. Endlich sagt eine Frau, sie habe den Jungen vor einigen Stunden gesehen, er sei in den Wald gelaufen. Der Alte schlug Lärm, alle Männer waren sofort bereit, mit ihm auf die Suche zu gehen. Die Frauen liefen nach Laternen, kaum zehn Minuten später zog die Kolonne in den Wald. — „Haolt!" kommandierte Stratmann; er rief Pudel, ging einige Schritte nach vorn, beugte sich auf den Weg nieder und sah den Hund an. „Pudel, such —

verloren, such, verloren!" Der Hund schnupperte hin und her, dann lief er plötzlich geradeaus den Weg entlang, die Männer hinterher. Pudel führte sie durch den Wald, durch die Heide ins Moor hinein, immer weiter — er machte Kehrt, schnupperte an einer Stelle herum und lief seitwärts vom Wege ab, die Männer konnten kaum folgen. Plötzlich ertönte vor ihnen ein unheimliches Geheul, sie liefen darauf zu — da stand Pudel an einem Torfhaufen über der kleinen Leiche. Lang ausgestreckt lag der starre Körper, die eine Hand ruhte auf der Erde, die andere auf der Brust, dieselbe hielt einige Schneeglöckchen, die welkend niederhingen. — —

Als sie an Stratmanns Haus kamen, winkte der Alte den anderen, sie möchten stehen bleiben; er selbst ging stöhnend ins Haus. Nach einigen Minuten ertönte drinnen ein entsetzlicher Schrei, die Tür wurde aufgerissen: „Fränzken, min Kind! min Kind!"

Gerhard Stratmann saß in der Wirtschaft und trank; er war nicht betrunken, würde es aber sicherlich bald werden. Der Schmied kam herein. „Gaun Aobend." Er wendete sich zum Herdfeuer, trat, als er jenen erblickte, erschreckt einen Schritt zurück und sprang plötzlich auf ihn zu. Er faßte ihn hart an der Schulter und sah ihm starr und finster ins Gesicht: „Du büst hier?!! Du drinkest hier Klaoren, un din Kind hebt sei graode dot ut dät Moor haolt!" Jener sprang erblassend hoch auf. „Wat seggst du?" — „So is't, äs ick segge; gaoh naoh Hus, du Lump!"

Gerhard rannte nach Hause; vor der Tür stand eine Gruppe von Männern, die ihm scheu

Platz machten. Er lief über die Diele in die Küche — auf dem Tische lag die Leiche seines einzigen Kindes, dem er so wenig Liebes erwiesen; sein Vater saß davor, hatte seinen einen Arm um den starren Körper geschlungen, den greisen Kopf darauf gelegt, und rief immer: „Min säute Fränzken, min Hertenskind!" — Seine Frau lag wie leblos am Boden, während einige Frauen um sie bemüht waren. Da schlug Gerhard die Fäuste vor das Gesicht und rannte wie wahnsinnig in die Nacht hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das alte Stratmannsche Haus steht noch, es ist aber um einige acht Schritt verlängert worden, so daß der Giebel jetzt fast unmittelbar am Sandwege steht. Der Neubau mit dem roten Pfanndach sticht zwar sehr ab gegen das ältere Gebäude, das Ganze sieht aber doch recht freundlich aus, schon wegen der Sauberkeit, die überall bei der Besitzung auffällt. Auf der Bank vor dem Hause sitzt ein alter Mann mit langem, schneeweißen Bart, der behaglich seine Pfeife raucht und vergnüglich lachend dem kleinen Gerdken zuschaut, der sein Schwesterchen in dem niedrigen hölzernen Kinderwagen mit massiven, klappernden Rädern gesetzt hat und sich bemüht, denselben im schlanken Trabe, wie ein mutiges Roß sich geberdend, an Opa vorbeizufahren. Aus der offenen Falltür des Hauses dringt dumpfes Gebrüll der Rinder, Quieken der Schweine, dazwischen besänftigende menschliche Laute und Poltern der Futterringel. — Der Kaplan kommt den Sandweg herauf und setzt sich grüßend neben dem Alten auf die Bank. Sie

sprechen von diesem und jenem — aus der Tür tritt eine Frau, sie ist in mittleren Jahren, freundlich blicken die blauen Augen aus dem gesunden, roten Gesicht, auf dem aber körperliche Leiden und schwerer Herzenskummer unauslöschlich und deutlich sichtbar ihre Zeichen eingegraben haben. Sie grüßt den geistlichen Herrn und ruft den Kindern zu: „Tau Kinner, up Bedde! Nu segget Herohme un Opa gaude Nacht!" Die Kinder geben den Männern die Hand und verschwinden mit der Mutter.

„Wie alt ist der Kleine jetzt?" — „Ja, da muß ich erst mal nachrechnen — er wurde zwei Jahre nach Fränzchens Tode geboren, und das sind jetzt neun Jahr her — er ist sieben Jahr." „Fränzchen, Fränzchen? War das nicht der Knabe, den man tot im Moor fand? Wie kam das doch?" — „Ja, Herr Kaplan, das ist eine lange, lange Geschichte" — der Alte erzählt — „und da lag unser Fränzchen tot in der einen Kammer, in der anderen seine Mutter, schwerkrank und im Fieber immer und immer nach ihrem Kinde rufend, Gerhard war in Verzweiflung fortgegangen, und ich! — ja, ich zitterte vor dem allergrößten Unglück, was nun noch kommen konnte. O, o, Herr Kaplan! Herr Kaplan! Was waren das für Tage! — Als ich damals in Frankreich im Lazarett lag, so fern von Frau und Kind, und mir zum Bewußtsein kam, daß ich zum Krüppel geschossen und nun für mein Leben lang auf anderer Leute Hilfe angewiesen sei, o, das war bitter! Es war aber Kinderei gegen die entsetzliche Not dieser Tage! — Gerhard kam am zweiten Abend zurück, ich kannte ihn kaum wieder. — Ich

konnte nicht anders, ich redete ihm freundlich zu, und da tat er einen Schwur —, er hat ihn gehalten — seit Fränzchens Tode hat er keinen Schnaps mehr angerührt. — Ich habe so viel darüber nachgedacht, die Zeit habe ich ja dazu — unser Unglück war so groß, daß wir nicht dagegen beten konnten, es mußte jemand hinauf und mit dem lieben Gott sprechen, Fränzchen mußte sterben, um seinen Vater zu retten. — Wie er im Moore so jämmerlich erfror, oben ankam und nun inständigst bat für Vater, Mutter und für seinen alten Opa — o, da konnte der liebe Gott ja gar nicht anders, er mußte uns helfen — und er hat uns geholfen."

Der Kaplan reicht dem Alten die Hand und verabschiedet sich. Gerhard kommt, schwerfällig schreitend, — die Arbeitstage sind jetzt lang und heiß — den Sandweg herauf, grüßt den Vater, umfaßt im Vorbeigehen seine Frau, ihr einige freundliche Worte zuflüsternd, und wäscht sich Staub und Schweiß von Gesicht und Händen. Dann setzen sich die Drei zum Abendbrot. Sie haben Türen und Fenster weit geöffnet, es ist ein herrlicher, warmer Sommerabend. Die Sonne will untergehen, sie wirft ihre letzten goldigen Strahlen über den langgestreckten Hügel und den alten Wald, über die dunklen Dächer und grünen Wipfel, sie spiegelt sich in dem vergoldeten Hahn auf dem Turme und versinkt. Der lauwarme Abendwind kommt von Süden und wandert über Heide und Moor durch das stille Dorf, er wiegt die blühenden Ähren und wirft befruchtenden Blütenstaub von Blume zu Blume; er säuselt die auf schwankenden Zweigen ruhenden Vöglein in

Schlaf, streicht durch die Schallöcher des Turmes um die alten Glocken, die seit so langen Jahrzehnten schon ihren Mund öffnen zu Freud und Leid, zu Hochzeit und Taufe, zu Tod und Begräbnis; er zieht, mit den Blättern leise Zwiesprache haltend, durch die Linden, und wandert, von Blütenduft gesättigt, Frieden predigend, über des alten Hümmlings Täler und Höhen in die weite Ferne.



Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	Kirmes	3
II.	Am Herdfeuer bei kleinen Leuten	16
III.	Jobs	28
IV.	Unter dem Hochamt	35
V.	Gerd sin Postkontor	49
VI.	Heine und Eite	61
VII.	Sommermorgen	75
VIII.	Die Geschichte von dem kranken Bein	84
IX.	Clemenswerth	93
X.	Märhämmelfaorth	106
XI.	Olle Meiners	123
XII.	Janssens	136
XIII.	Middewinter	153
XIV.	Bi Hömmen Trinke	166
XV.	Lücken Gerd sin Schwin	184
XVI.	Bunten Herm und Schwiesen Gerd	195
XVII.	Scheper Gerd	208
XVIII.	Fränzchen	221

